Geschichte

der

deutschen Literatur

von

Heinrich Laube.

Erster Band.

Laube
Geschichte d.
dt. Literatur
1.2

Stuttgart.
Hallberger'sche Verlagshandlung.
1839.

37. D.
53 G

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Geschichte der deutschen Literatur.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Ihrer Durchlaucht

der Frau Fürstin

Lucie von Pückler-Muskau

geborenen Fürstin von Hardenberg.

Sie haben mir, durchlauchtigste Frau, das Haus geöffnet, was so schön blickt auf Busch und Wiese, auf die harmonisch gefaltete Welt des Muskauer Parks, auf den weichen stillathmenden Segen einer neuen Kunstwelt.

Dort konnte ich wohlgebettet dem Geistesleben unserer Nation nachsinnen. — Sie haben mir, durchlauchtigste Frau, durch Zusprache und Gespräch den Blick geöffnet und gesichert in jene ungemeine Welt deutscher Seele, worin die aufmerksame Theilnahme wohnt auch für die langen Bücher und für die kleinen Worte; worin das maaßvolle, und so erkenntliche Urtheil wohnt, worin die Sorge wohnt für Alles, was erdacht wird. Was kann mehr ermuntern für ein Feld, welches oft so wüst auseinander zu gehen scheint, wie das Feld einer ganzen Literatur, und wo man verzagt, Aufmerksamkeit zu finden!

Sie thaten noch mehr, durchlauchtigste Frau: Sobald ich frei war, öffneten Sie mir jene weiten Wälder, in

denen der Hirsch und das Reh gedeihn, und gaben sie Preis meiner jagdthörichten, ach so geliebten Leidenschaft. Wie erquickte mich dies für das Ende des Buches, wie hob mir der stille Wald die Hoffnung, es sei Zeit und Ruhe und Aufmerksamkeit in der Welt auch für alte graue Gedanken einer verwitterten Zeit.

Jetzt lärmt unter mir der wimmelnde Boulevard von Paris, und alltäglich, alltäglich schweift mein Gedanke fort von diesem wüsten Tumulte, wo keine deutsche Literaturgeschichte entstehn und gedeihen kann, und schweift nach den Fichten und Wiesen jenes Jagdhauses, wo die Stille des Urwaldes herrscht.

Was in diesem Buche frisch duftet, es stammt von

Ihrer Waldes-Gnade, was an Maaß darin wohl thut, es stammt von Ihrem Sinne, durchlauchtigste Frau. Könnte mir Uebleres begegnen, als wenn ich dies Buch Eurer Durchlaucht nicht widmen dürfte?

Paris, im Mai 1839.

In treuester, ergebenster Gesinnung

Dr. Heinrich Laube.

Hauptübersicht.

I. Das Gothische.

1. Einleitung . . . . Band I. Seite 5

II. Das Althochdeutsche.

2. Die fränkische Geistlichkeit . . . . „ „ „ 15

III. Das Mittelhochdeutsche.

3. Das Mittelalter . . . . „ „ „ 27
4. Das Ritterthum . . . . „ „ „ 38
5. Die erste romantische Poesie . . . . „ „ „ 44
6. Das Nibelungenlied und das Heldenbuch . . . „ „ „ 59
7. Der Kreis Karl's des Großen . . . . „ „ „ 79
8. Der Artus- und Gralkreis . . . . „ „ „ 85
9. Einzelne Gedichte . . . . „ „ „ 106
10. Antike Stoffe, geistliche Gedichte und Prosa . . „ „ „ 119
11. Die Scholastik . . . . „ „ „ 133
12. Kaiser und Reich und Baukunst . . . . . . „ „ „ 146
13. Meistersänger, Volksbuch und Lieder . . . . „ „ „ 156
14. Der Durchbruch zur Prosa . . . . „ „ „ 179

IV. Das Neuhochdeutsche.

15. Die Reformation . . . . „ „ „ 199
16. Das Kirchenlied . . . . „ „ „ 220
17. Stillstand und Rückgang der Reform . . . . „ „ „ 235
18. Die erste schlesische Schule . . . . „ „ „ 251
19. Die philosophische Wendung . . . . „ „ „ 278
20. Die zweite schlesische Schule . . . . „ „ „ 304
21. Uebergang zur Klassik.
    I. Die Leipziger und die Schweizer . . . „ II. „ 3
    II. Die Dichterpartien . . . . „ „ „ 22

V. Das Klassisch-Deutsche.

22.	Die neue Kritik	Band	II.	Seite	55
23.	Wieland. Thümmel — Heinse	"	"	"	126
24.	Die Göttinger Dichter, und vereinzelte Poeten .	"	"	"	178
25.	Herder. Hamann. Lavater	"	"	"	214
26.	Die neue Philosophie	"	"	"	274
27.	Schiller	"	III.	"	3
28.	Schelling	"	"	"	87
29.	Die romantische Schule	"	"	"	113
30.	Jean Paul	"	"	"	261
	Hippel — Seume — Weber.				
31.	Göthe	"	"	"	325
32.	Hegel	"	IV.	"	3
	Die Hegel'sche Schule. — Die Geschichtschreiber.				
33.	Die junge Literatur	"	"	"	93

I.

Das Gothische.

1.

Einleitung.

Die Deutschen fangen gewöhnlich ihre Literaturgeschichte mit dem römischen Senator und Schriftsteller Tacitus an, welcher so viel als er wußte, oder so viel als er seinem Zwecke für angemessen hielt, in seinem Buche „Germania“ über unsere Heimath mittheilte. Da nun dies Buch wahrscheinlich den Nebenzweck hatte, den unter Domitian zitternden Römern, gegen welchen Tacitus selbst sehr schüchtern und höflich war, ein nützliches Volksbild vorzuhalten, so muß man diese Quelle eigentlich mit viel größerer Vorsicht aufnehmen und deuten, als es meistentheils geschehen ist.

Das Geschick hat uns aber aus der frühesten Zeit deutscher Geschichte gar keine redenden Denkmäler, sondern nur solch bedenkliche Zeugnisse der Fremden übrig gelassen; die westphälischen Forsten des teutoburger Waldes und ähnliche Plätze, auf welchen damals bemerkenswerthe Dinge geschehen sind, verrathen nichts über die Literatur.

Einige Namen, welche man richtig oder unrichtig in Rom niedergeschrieben, sind Alles, was uns von unsern früh'sten Ahnherrn geblieben ist. Ein germanisches Volk aber, die Gothen, werden unserer Kenntniß und Erinnerung zeitig genug ein schöner Trost. Unter diesem Worte versteht man Ost- und Westgothen; man nennt sie nur verwandt mit den Germanen, oder wohl gar Eindringlinge. Da wir indessen so wenig Sicheres wissen über die frühesten Völkerstämme unserer Heimath und über das, was von diesen wirklich bei uns haften geblieben oder spurlos wieder weggeschwemmt worden ist, so können wir ganz füglich bei dem Einschnitte der Völkerwanderung haften bleiben, welcher aus dem Südosten herauf die gothischen Stämme eindrängt.

Was hilft uns auch das Gedächtniß einer geistig thatlosen

Zeit, aus welcher kein anderes Zeichen des Bewußtseins übrig ist, als daß hier ein Stamm und dort ein Stamm kriegerisch nach neuem Wohnsitze gewandert sei!

Die Gothen sind das erste germanische Volk, wo die finstern Wolken auseinander fliegen, ruhiger Sonnenschein auf gelichtete Ebenen fällt, und aus dem rasselnden Völkerwesen ein innerliches Menschenleben sich ablös't; die hochgewachsenen, langhaarigen schönen Menschen lassen sich auch einmal auf das grüne Gras nieder, nicht bloß um Arm und Bein vom ewigen Kampfgeschäfte auszuruhen, sondern auch des inneren, höheren Dranges willen umherzublicken, sich mitzutheilen, Zeichen der Mittheilung zu erfinden.

Es war ein schönes, reiches Volk, das gothische, und die mannigfache Sage ihrer Helden, ihrer schimmernden Amelungen, ist noch viele Jahrhunderte der schönste Kern und Beisatz deutscher Lieder geblieben, als sie selbst schon lange unter dem Völkerschwalle verdeckt waren. Der größte Theil unserer schönsten heroischen Poesie, des Nibelungenliedes und Heldenbuches gehört in den gothischen Kreis, und wird ihm nur deßhalb stets entzogen, weil er in der späteren, mittelhochdeutschen Zeit überarbeitet und dem späteren Verständnisse zugänglich gemacht worden ist.

Hätten wir uns eigen aus diesem kräftigen und doch mildesten Stamme unserer Geschichte entwickeln dürfen, es wäre uns sicherlich ein großer Vortheil gewesen. Beinahe bis zum achten Jahrhunderte können wir unsere Zeit eine gothische nennen, und es ist nur leider fast nichts mehr davon übrig. Nur schmale Brückchen führen über die große Leere zu dem Damme Karls des Großen herüber.

Tacitus erzählt aus der vorgothischen Zeit von Priestermythen und Schlachtgesängen; lange Zeit blieb es üblich, von seinem Worte „barritus“ — welches ein Feldgeschrei bedeuten mag — barditus, und daraus Barden abzuleiten, welche ein ältester deutscher Sängerorden gewesen seien; besonders hat Görres die Barden festgehalten, es ist aber neuerdings nachgewiesen, daß diese privilegirten Sänger nur bei celtischen Stämmen existirt hätten. Da sie uns jedenfalls nichts Reelleres übrig gelassen, als den Streit über ihre Existenz, so beruhigen wir uns leichter darüber, aber die Zither oder Harfe retten wir uns

für die Gothen. Dieß war ihnen ein nationales Instrument, zu welchem sie ihre Lieder sangen.

Der Wind hat alle verweht; man sagt, sie seien alliterirend gewesen. Diese Alliteration war der Schooß des Reimes. Der älteste Ueberrest eines schriftlichen Denkmals aus der gothischen Zeit, und somit das älteste alles Deutschen ist die Bibelübersetzung des Ulfilas, eines Bischofs der Westgothen, der im Gothischen Wulfila hieß, und bei uns etwa Wölfl genannt würde. Der Hauptrest davon, der sogenannte silberne Codex, welcher die Haupttheile der Evangelien enthält, befindet sich zu Upsala in Schweden, einzelne andere Stücke sind in Wolfenbüttel und in Oberitalien entdeckt worden.

Der zweite gothische Rest ist eine Auslegung des Evangeliums Johannis, die Maßmann nach italienischen Handschriften herausgegeben hat.

J. Grimm behauptet in seiner Grammatik, die deutsche Sprache vor der Mitte des vierten Jahrhunderts, also vor der gothischen Ausbildung, — denn Ulfilas fällt etwa zwischen 360 und 380, — habe noch edlere und vollkommner gebildete Formen gehabt, als die gothische. Wir müssen das seiner Combinationsgabe glauben, da aus jener vorgothischen Zeit, wie erwähnt, nichts als einige Völker-, Orts- und Personennamen übrig sind.

Ein Punkt vielfacher Erörterung ist es noch geworden, ob Ulfilas ein ganz neues Alphabet erfunden, oder ob er ein schon existirendes germanisches zum Grunde gelegt habe. Durch W. Grimm besonders hat man das Letztere angenommen, man schließt sich an die nordische Sage an, daß Odin mit der Asen-Religion die Runenschrift nach Skandinavien gebracht habe; bekanntlich nahm man meist Stäbe oder Stäbchen harten Holzes, besonders von Buchen, um die Zeichen zu bilden, und hat davon den Namen „Buchstabe" erhalten. Will man indessen den Begriff Buch zu einem frühzeitigen stempeln, und aus Stab und Staben Zeichen machen, das, was uns jetzt ein Buchstabe ist, so ist dieß Belieben vollkommen frei gestellt. Wie unsere Völkerschaften aus Asien zu uns eingekehrt sind, so daß noch heute schreiende Sprachähnlichkeiten des Germanischen mit tiefasiatischen Worten und Wendungen täglich aufgedeckt werden, so ist uns wohl auch aus diesem Urlande aller Bildung der Schrifttypus zugebracht.

Mit solchen dürftigen Notizen ist eigentlich schon Alles erschöpft, was über das faktisch Uebriggebliebene unsrer schönsten geistigen Morgenzeit gesagt werden kann. Es liegt ein tiefer Nebel auf dieser Gothenjugend, und was davon in unbestimmtem Umrisse hie und da herausgehoben wird, das ist nicht mehr einfach und ächt überliefert, sondern von andern Händen betastet, von andern Herzen überhaucht und überfühlt. Die prächtigsten Gestalten unsrer Jugendpoesie haben ihr weites, ausgebreitetes Leben in diesem Nebel; das wie eine Blitzesnacht leuchtende Geschlecht der Amelungen reitet hier in dem gothischen Bereiche umher. Sie sind der südliche Kreis unsrer Ahnen, während die Nibelungen ausschließlicher den nördlichen bilden. Wie in diesem Sigfrid, der Hörnene, mit seinem guten Schwerte Balmung den glänzenden, wohlthuenden Mittelpunkt bildet, so reitet hier der große Amelunge Dietrich von Bern auf seinem Roß Falke überall hoch kenntlich durch allerlei Leiden und Geschick, immer herrschend und Held. Ein eiserner Arm, aber ein weicheres Auge sind Andeutungen, daß zweifellose Tapferkeit hier nach sanfterem Klima hin, unter weicher gebildeten Menschen wohne. Dietrichs Ahnen und Flucht zu den Hunnen, Alpharts Tod, die Ravennaschlacht, Walther von Aquitanien sind die Stoffe, in welchen man bald hier, bald dort in Leid und Kampfe das hohe Haupt Dietrichs erblickt. Der alte Waffenmeister Hildebrand, Wittich und wie sie weiter heißen, die Amelungen, tauchen neben ihm auf und in der Gemessenheit eines besonnenen, kräftigen Alters sehen wir sie noch einmal in den allgemeinen Kreis hereintreten am Schlusse des Nibelungenliedes, wo die Nibelungen, die Volker und Hagen und Dankwart, zu Grunde gehen, und jene letzten Amelungen, Dietrich und Hildebrand noch an ihre Leichen treten.

Das Alles wird uns aus der spätern Wiedergeburt des Mitteldeutschen erst überliefert und kann deßhalb hier nur angedeutet werden, obwohl es als Leben, als That hierher in diese gothische Dämmerung gehört.

Ein starker Muth des Historikers würde auch diesen Hauptstoff deutscher Dichtung und Sage hier auf seinem Entstehungsplatze ausbreiten und deuten; aber der Muth wäre nur leider auch gegen die späteren Dichter des beginnenden Mittelalters

gerichtet. Denn wir wissen doch nicht deutlich genug, wie viel ihr eigenes Herz in diesem gothischen Sagenkreise umher gezeugt und geboren hat. Die in der Luft und durch die Wälder fliegende Sage, das einzelne Bild ist doch noch keine vollständige poetische That — diese gedichtete That dürfen wir den Minnesängern nicht absprechen, sie haben durch die eigentliche Idee dieser Sagenpoesie erst gewonnen, und es muß ihnen darum in der Literaturgeschichte ein eben so höherer Werth bleiben, wie man anderswo die geistreiche oder schöne Darstellung eines Vorfalls oder einer Epoche höher achtet, als den Vorfall selbst. Denn alle Fakta sind für die Wissenschaft nur Hilfsmittel.

Es bleibt also nur anzudeuten, daß diese Geburtsstätte deutscher Dichtung viele Jahrhunderte später von den Minnesängern glücklich aufgefunden und zu dem großen Nibelungenliede und dem Heldenbuche ausgearbeitet worden ist.

Wie überwiegend in Bildung der Sage der südliche, rein gothische Kreis gewesen sein muß, beweist durchweg die überlegene Stellung, welche den Amelungen zugetheilt wird. Sie gelten stets für feiner und im Kampfe doch für gewaltiger. Im „großen Rosengarten" wird ein großes Kampfspiel beider Parteien mit bunten Farben vorübergeführt, die Burgunder aber, welche die Nibelungenpartei sind, unterliegen, sogar Sigfrid, das schönste, frischeste Ideal ihres Heldenthums, wird von Dietrich mit dem Zornesodem darniedergeworfen.

Es möchte ein vergeblich Unternehmen sein, die Lokal- und Völkergrenzen genau abzusondern. Die südlichen Alpenhänge nach Italien hinab und rechts und links davon, und stückweise halb östlich nach Germanien hinein sind wohl der amelungisch-gothische Boden gewesen, zu dessen Hauptpunkt Dietrichs oder Theoderichs Bern, das jetzige Verona, gemacht wird, und mit breiter Hand rafft man Gepiden, Heruler, Vandalen, die lange Zeit in den östlichen Norden hinaufreichten, in die gothische Benennung ein. Vielleicht weil man die Gothen vom deutschen Norden und Nordosten nach Oberdeutschland hinauf kommen ließ, schreibt man ihrer Sprache ein vorherrschend niederdeutsches Element zu.

Diese Art der Sprachtrennung fällt nun aber noch nicht solchergestalt, wie wir sie später mit Niederdeutsch und Oberdeutsch bezeichnen, in jene Heldenzeit. Denn die andere Reckenhälfte,

die Nibelungen, obwohl Name, Schatz und Beziehung aus dem Norden stammt, obwohl Sigfrid selbst, der wandelnde Held des ersten Abschnittes, aus Niederland herkommt, wird doch in Hauptfülle von den Burgundern dargestellt, deren Tummelplatz mehr nach dem Oberrhein zu in den Ebenen und Hügeln von Rheinbaiern, auf der Fläche bei Worms, kurz, in Oberdeutschland zu suchen war.

Dieser poetische Bodensatz der Völkerwanderung ist der große Anfang unsres eigenthümlichen Dichtungslebens; ein Nationalleben ist eine eigenthümliche Dichtung. Aber wie all diese frischen, farbigen Ströme in das große Nibelungenlied, das gröste und schönste Epos unsrer Nation, münden und in die erschütternde Klage der Nibelungennoth ausgehen, so müssen wir in der Beschreibung auch alle Fülle des Ton's und Nachdrucks auf diese Epoche legen, und mit gleicher Klage darüber eingehen in das Weitere. Denn hiermit geht auch bereits das eigene innere Leben unserer Nationalwelt unter, das Volk verliert sich in die allgemeine Culturentwickelung, und zwar in eine Entwickelung, die nicht aus dem innersten Kerne herausgebildet wird, sondern die sich um ein aus der Fremde Gegebenes gruppirt.

Die Einflüsse von Außen vernichten nicht nur die Unschuld und Naivetät, versetzen nicht nur die poetische Stimme mit fremder Zuthat, sondern entfremden das Volksbewußtsein sich selbst, so daß erst viele hundert Jahre später eine künstliche Auferweckung versucht, und eine Wiederschöpfung mit vielem Fremdartigen aufgestellt werden kann.

Zum großen Theile ist der Eintritt einer neuen Religion aus ganz anderen Denkkreisen der Wendepunkt.

Die Gothen traten zwar zeitig in den Bereich des Christenthums, allein ihnen kam es allmählig, sie fanden es auf ihren Zügen durch das oströmische Reich, sie orientirten sich mit Beibehaltung ihrer Eigenthümlichkeit darin, sie wurden auch, weil dies ihrer Geschichte und ihren Räumen näher lag, und durch die Zeit verwandter geworden war, arianische Christen. Wäre ihre Herrschaft eine dauernde geblieben, so geschah vielleicht die Umwandelung organischer. Aber der Sturm zerstreute ihre Macht, das römische Christenthum ward künstlich in unser Land gepflanzt, und unsere Nationalbeziehungen werden übereilt, nicht folgerecht hineingezogen.

Bis hierher herrschen durchgehend einfach menschliche Bezügnisse, Liebe und Haß, nun kommen die künstlichen und werden mächtig, ehe sie in Wurzel und Saft entwickelungsmäßig vereinigt sind mit dem, was sie vorfinden. Die Liebe wird ein Cultus, und die Religion treibt schöne, aber fremdartige Ranken. In der bisherigen gothischen Zeit haben wir den Ansatz zu einer wirklich eigenen Nationalbildung der zur Idee gefärbten inneren Welt, nun treten wir in den allgemeinen Schwung des Zeitalters, und unsere glänzendste literarische Zeit des Mittelalters ist der schlagendste Beweis, daß wir den selbstständigen Gang verloren haben. Es giebt deshalb keine schiefere Erscheinung der Geschichte, als der altdeutsche Fanatismus, welcher eine Zeit lang über unsre nationalen Verlangnisse kam, und sich für eine solchergestalt ausschließliche, feindlich absperrende Literatur und Sitte altdeutscher Nationalität erklärte. Denn just jene altdeutsche Blüthenzeit ist ein Ergebniß des damals allgemeinen Europa. Wenn es möglich gewesen wäre, durchaus gothisch zu erscheinen, so hätte man darin wenigstens einen treffenden Sinn gehabt,

Das Christenthum bildete sich nicht, wie es in seiner hohen Bestimmung lag, mit Beibehaltung seiner Universalität, auf charakteristisch deutsche Weise bei uns aus, sondern es erschien und machte sich geltend als römisch-christlich, und modelte uns darnach. Deshalb war auch die Poesie Anfangs nur eine geistliche, eine dem eigenthümlichen Nationalbewußtsein fremde, eine esoterische, eine gelehrte, die keinen Eindruck machte.

Daher die große Steppe über Karl den Großen noch Säkula weit hinaus, wo wir mühsam nur einzelne Reliquien des eigentlichen Volksgesanges, irgend ein Siegeslied oder so etwas aufsuchen. — Um nur einen etwas natürlichen Uebergang zu finden, ward das Weib, dem Germanen von Hause aus werth, als etwas Göttliches erwählt, und solchergestalt zu einem Mittelpunkte der Poesie gemacht. Nach und nach werden die Beziehungen Terminologie, und ursprünglich fremde Wunder, Heilige und Dogmen bemächtigen sich allmählich des Sprachschatzes, des Denk- und Vergleichungskreises, so daß alles eigentlich Nationale gar nicht in den Saft des Stammes tritt, oder doch so unscheinbar wie möglich. Die Literatur wächst nicht aus einer innerlichen Nationalität, sondern aus einer eingeführten Symbolik.

Dieser Gang, welcher sich eines großen Theils von Europa bemächtigt hat, ist eine Hauptursache, daß die Geburt europäischer Geschichte so ungemein schwer und krampfhaft geworden, und daß am Ende doch diejenigen Völker zur größten Macht gelangt sind, welche ihr eigenthümlich Nationelles am Markigsten verdichtet, am Bewußtesten festgehalten haben. So wunderlich zum Beispiele die Verarbeitung der Reformation in England vor sich ging, und welch' eine auffallende Vermischung alter Form und neuen Gedankens zu einer Kirche herausgebildet wurde — es sprach sich doch in diesem eigensinnigen Verarbeiten des fremd Zugekommenen der starke eigen britannische Charakter aus, der sich sein Selbst nicht entwenden läßt, auch wenn es auf etwas Krauses oder Verschrobenes hinauskommen sollte. In dieser Unart, welche noch mehr an den Franzosen so auffallend heraustritt, daß Alles, was Zutritt gewinnt, in Ausdruck, Form und Wesen vor allen Dingen französisch gemacht wird, in all solchen Zügen des nationalen Eigensinns liegt die Erklärung, daß solche Völker kompakt und mächtig geworden sind.

Sie haben das nachzuholen gesucht, wenigstens in Einzelnem, was uns damals beim Uebergange aus dem Gothischen entglitten ist.

Den wirklich großen Versuch, diese Richtung des eigentlichen Volksgeistes, welcher mit Kirchengewändern verdeckt ward, und die Richtung des religios Eingebrachten zu einigen, diesen großartigen Versuch bildet die Romantik des Mittelalters. Mag dies nun mit deutlicherem oder undeutlicherem Bewußtsein geschehen, mag das künstlich Eingebrachte vorherrschend geblieben sein, die Größe des Moments darf nicht übergangeu werden.

Aber wir haben von der gothischen Jugend, deren schriftlicher Ueberrest noch vor das Jahr 400 fällt, eine unerquickliche leere Zeit des Fränkischen oder sogenannt Althochdeutschen bis zur Mitte des zwölften Jahrhunderts zu durchmessen, wohin man den Einschnitt der schwäbischen Periode des eigentlichen Mittelalters verlegt.

II.

Das Althochdeutsche.

2.

Die fränkische Geistlichkeit.

Das Ungeschick dieses Zeitraums überläßt die werdende Literatur den Geistlichen, welche dann nichts als eine Postille zu Stande bringen.

Die gothische Periode schließt man mit dem achten Jahrhunderte ab. Das Volk, welches die nächste Periode beherrscht, und uns am Gewaltsamsten dem römischen Einflusse zuführte, war das fränkische; von ihm heißt denn auch der Abschnitt vom achten bis zum zwölften Jahrhunderte der fränkische, wenn man nicht den umfassenderen Titel des Altdeutschen vorzieht. Karl der Große ist der Mittelpunkt desselben.

Bekanntlich war im jetzigen Belgien, an den Ufern der Maas und Schelde eine große Macht unter dem Ahnherrn aller Ludwige, dem Chlodowig, zusammengerafft, welche sich über den Rhein herüber, nach Burgund und Gallien hinab ausbreitete, und das erste Frankenreich wurde. Die Pipinischen Majordomus stürzten mit Anlehnung an den römischen Bischof das alte Haus der Merovinger, gingen in den großen karolingischen Stamm über, und schufen unter Karl dem Großen eine neue Völkerexistenz, die bis an die Eider hinab, über die Pyrenäen hinauf unter die Araber Spaniens reichte, und mit dem römischen Christenthume die Völker gewaltsam umgestalten half.

Zwei Völkerschaften treten dabei für deutsche Zwecke stark gefärbt hervor. Das sind die Allemannen in Süddeutschland und unserem Vordertheile der Schweiz, und die Sachsen in den

nordwestlichen Theilen unseres Vaterlandes. Die Allemannen dringen bereitwillig ein in die innern Gewänder des neuen Glaubens, sie treten als die frühzeitig gebildetsten vor, und ihre Klöster, besonders St. Gallen, bilden den eigentlichen Schooß der neuen Bildung. Die Sachsen dagegen hängen mit heroischer Aufopferung ihrem alten Nationalbewußtsein an, und wehren sich bis auf's Aeußerste und Verzweifeltste, besonders unter Wittekind, gegen Form und Glauben, welche ihrer bisherigen innern und äußern Welt total fremd sind. Es ist bekannt, daß Karl der Große sie immer von Neuem bezwang, und heerdenweise an den Flüssen taufen ließ.

Dieser sächsische Stamm ist für die innere Geschichte unsres Vaterlandes darum von so großer Wichtigkeit, weil er am längsten eine direkte Verbindung mit allem nordischen Leben in Poesie, Sitte und Glauben darstellt, weil er einen starken Sprachtheil in das jetzt sich bildende Althochdeutsche steuerte, daneben aber doch ein starkes, eigenthümliches Sprachelement, was wir Niedersächsisch oder Niederdeutsch nennen, bis auf den heutigen Tag im Norden Deutschlands bewahrte, und zur Zeit der Reformation sein Element noch einmal auf's Nachhaltigste durch Luther geltend machte.

In den Bereich dieses Stammes fällt auch dasjenige literarische Denkmal dieser Epoche, was eigentlich allein der Nachrede werth ist, das Hildebrandlied.

Das rein Sprachliche ist durchaus das wichtigste Moment dieser ganzen Periode, welche sich übrigens durchgängig in einem unzulänglichen Tappen, Vorbereiten, in einseitiger Unfruchtbarkeit, im Entbehren einer großen, das Innerlichste zusammenhaltenden eigenen Idee herum bewegt. Obwohl Ausbreitung und starke Persönlichkeit mehrfach heraustreten, gab es in dieser Epoche doch nichts weiter, als was man ein Vicethum höherer Herrschaft nennt. Man hatte eine große Pachtung, mit strengen, neuen Verhaltungsregeln überkommen, und nach besten Kräften, aber fast durchweg mittelmäßigen Geistes, richtete und verwaltete man diese. Der Hauptpunkt des Abschnittes, Karl der Große, ist davon keineswegs auszunehmen.

Man muß in Anrechnung bringen, daß bei einer so ausgedehnten Aufgabe, die eine widerstrebende Welt aus dem Groben

herausarbeiten und gestalten sollte, nur große Genies Genialeres hervorbringen konnten, und daß die Ottone und einige fränkische Kaiser starke Charaktere waren, ja, daß der Eine und der Andere sich einen Augenblick über die allgemeine Beschränktheit erhoben. Aber damit ist auch das nöthige Zugeständniß erschöpft, wenn es vom Standpunkt einer Literargeschichte ausgeht. Tüchtige Fürstenbilder, wie die Ottone offenbar waren, sind noch weit entfernt von der hohen historischen Stellung, wie sie in obigem Vorwurfe verlangt wird. Sie nahmen an einer gewissen Bildung Interesse, an römischer und griechischer, wie sie einer Kaiserstellung schon politisch interessant sein mußte, wenn er ein umsichtiger, kräftiger Kaiser war; aber hierbei fehlt eben noch die charakteristische Schöpfungskraft, welche just von ihrer deutschen Kaiserstellung verlangt wird, die deutsche Schöpfungskraft, welche bei Karl dem Großen ein sorgfältiges Haushofmeisterwesen war, und später gar da hinein fuhr, die nationalen Stoffe, welche sich aus der unverwüstlichen Volkswelt aufdrängten, in römische Sprache und klassische Form zu bannen. Wir übersetzen noch heute althochdeutsche Gedichte jenes fränkischen Abschnittes aus dem Lateinischen in's Hochdeutsche. Die Berufung darauf, die Deutschen seien gewiß mit den Griechen verwandt, welche zu schiefen Zwecken dem Wilhelm von Humboldt nachgesprochen wird, kann eine geistige Volksexistenz, die sich in jungen Jahren der Kraft auf fremde Schultern stützt, nicht vertheidigen, und es mag vielerlei Aehnliches nebenher gesagt werden, das Resultat, wenn man der Sache an's Herz geht, bleibt dasselbe: die stattlichen Herrscher dieser fränkischen Periode, der karolingische, der sächsische und fränkische Stamm haben des Genies entbehrt, unsere reiche, jugendliche Volksexistenz zu einem energischen Bewußtsein ihrer selbst und demgemäßer geistiger That zu bringen. Es bleibt ein zersplitterter, unergiebiger Abschnitt.

In rein sprachlicher Bedeutung und Gestaltung ist indessen diese fränkische Epoche von vieler Wichtigkeit. Sie schwebt am Main und Mittelrhein zwischen Süd- und Norddeutsch, nimmt manches Niederrheinische auf, hat aber als Hauptmelodie das Süddeutsche. Unsere Philologen nennen diesen Sprachabschnitt das Althochdeutsche.

Es ist voll, und mit tönenden Endungen sich schwingend,

die uns leider ganz verloren gegangen sind, so daß jetzt die meisten unserer Worte mit stummem e, oder dem einförmig, platt wiederkehrenden en, oder mit stumpfen Consonanten in die Tonlosigkeit sinken. Das Wort wendet sich im Althochdeutschen noch wie im Lateinischen selbst seinen Casus, und die Artikel und Hülfszeitwörter kommen erst schüchtern zu Hülfe. Der Dualis geht verloren. Die Alliteration, eine durchweg nordische Erscheinung, und der Reim gestalten sich. Die Consonanten, welche dem heutigen Sachsen noch so viel zu schaffen geben, und dessen nordische Abkunft verrathen, p, v, w, f, b und c, g, k, gelten noch für ganz gleich.

Die Alliteration, ein Anlaut, ein Stabreim, beginnt den Vers mit dem gleichen Consonanten, wie ihn der Reim mit dem gleichen Vokale schließt. Das war allerdings bei dem Gleichklange so vieler Consonanten sehr erleichtert. Stabreim heißt er, wie das Wort Buchstabe daher, daß man die Buchstaben Anfangs nicht schrieb, sondern mit Holzstäben ausdrückte, oder in Holzstäbe und Steine einschnitt.

Die nächste entsprechende Form der Alliteration, ein andrer Vorläufer des Reims war die Assonanz, welche eben so mit dem Vokale spielt, wie die Alliteration mit dem Consonanten, und sich besonders das Ende der Verse suchte, ein unvollkommener Reim, der sich, nicht wie im Spanischen und Portugiesischen, einregeln konnte und dem bereits im Hochdeutschen herrschend werdenden Reime unterlag.

Bei näherem Zusehn erschrickt man, wie diese Periode das, was sie Originales haben konnte, verscherzt hat.

Das wichtigste Denkmal, und zwar was in die früheste Zeit, noch vor Ablauf des achten Jahrhunderts fällt, ist das Bruchstück des Hildebrandliedes, welches noch in die Dietrichsagen eingreift, in das Heidenthum gehört, und die germanische Welt noch in einer kompakten Ganzheit darlegt. Die Sprache neigt sich mehr zum Altniederdeutschen, wie man sie in Niederhessen geredet haben soll. Dies kostbare Fragment, eigentlich das einzige Lebensportrait, welches noch mit ersten Farben in unsere ächte Heldenzeit hinüberheimelt, ist zuerst von Eccard herausgegeben, hat lange für einen niederdeutschen Prosaroman gegolten, und ist neuerdings durch J. Grimm für unsre deutlichere

Kenntniß gerettet worden. Ueber Alliteration und die ganze alte Struktur unsrer ältesten Poesie findet sich hierin die deutlichste Gewährniß, und da die Entstehung des Gedichtes wahrscheinlich mit der Geburt des nordischen Hauptdenkmals, mit den Eddaliedern, zusammenfällt, so ist auch dafür durch diesen Fund eine passende Vergleichung sehr erleichtert. Man erkennt neben jener nordischen Ungeheuerlichkeit, neben jenem grau Formlosen die einfache sonnenbeschienene Klarheit und Einfachheit der deutschen Gattung im Hildebrandliede, das ungesucht einhergleitende Epische, in welchem der Schauplatz Oberitalien und der hochgewachsene Odoaker mit den andern Helden sich abspiegelt.

Das ebenfalls von dem Grimm herausgegebene Wessobrunner Gebet ist die nächste wichtige Quelle, was die äußere Formation alter Dichtungen anbetrifft.

Nächst diesem, etwa vom Jahre 870, also ein Jahrhundert später, die berühmte Evangelienharmonie des Benediktiners Otfrid, wahrscheinlich eines geborenen Schwaben, der im elsassischen Kloster Weissenburg lebte. Dies ist das Hauptwerk der althochdeutschen Sprache und das älteste Denkmal deutschen Reimes. Daran schließen sich ähnliche Bestrebungen, Biblisches und Geistliches in Reim und Verse zu bringen, die natürlich alle nur ihres Formellen und Sprachlichen halber ein Interesse für uns haben können, da sich in ihnen durchaus nichts Eigenes des deutschen Geistes offenbart. Darin besteht nun leider der Haupttypus dieser Periode, daß sich alle innere Thätigkeit auf das von einer neuen Religion gebotene und blos überlieferte Leben stützt, daß das Eigene darüber ganz vernachlässigt, und uns statt einer Literatur eigentlich nichts geboten wird, als dieser oder jener Kommentar eines Geistlichen über Dieses und Jenes. Glücklicherweise hat sich aus einem Siege über die Normannen, den ein Ludwig 883 erfocht, noch ein Siegeslied erhalten, welches das Ludwigslied heißt, und in Strophen und Reimen abgefaßt ist, leider aber auch nicht rein von der Pfaffenkruste. Neuere Aufschlüsse stehen darüber bevor, da Hoffmann von Fallersleben den alten Text dieses Liedes so eben in Valenciennes aufgefunden haben will.

Sonst ist alle Thätigkeit nur der sprachlichen Rücksicht wegen für uns wichtig, denn Alles, was schreibt, ist geistlich, und

Alles, was geschrieben wird, ist geistlich. Das geistliche Objekt ist aber ein so allgemeines, und es wird ihm so wenig hierbei ein originales Interesse abgewonnen, daß es für unsere Zwecke nicht der Rede werth ist, was die Tatian, die Notker, die Williram für Glossarien zum Matthäus, zu den Psalmen und zum hohen Liede aufgezeichnet haben. Das bloße Werkzeug, der Ausdruck, weil er altdeutsch ist, bringt es mit sich, daß davon Notiz genommen wird.

Hat man sich darüber beruhigt, daß diese mittelmäßige Zeit nichts eigen Poetisches zu schaffen weiß, so ist dies noch immer nicht genügende Resignation: dieser beschränkte Pfaffengeist, das beschränkte Greifen nach einer Gelehrsamkeit, wofür die Kenntniß einer fremden Sprache bereits gilt, verleitet das Zeitalter zu noch Aergerem. Aus dem zehnten Jahrhunderte tritt uns mit glatt geschorenem, lateinischem Kopfe ein Gedicht entgegen, die Flucht Walther's von Aquitanien, welches aus unsrer besten Heroenzeit datirt, wo König Günther und Attila, wo Hagen und Sitte, Scherz und Farbe der frühsten, schönsten Zeit lagern — dies schöne Denkmal hat uns der Pfaffe Eckchard I. von St. Gallen mit der angelernten Bildung seiner Zeit scharmant in's Lateinische übersetzt, und wir sehen zu, und beurtheilen, wie Eckchard fleißig den Virgil gelesen und gute lateinische Hexameter gemacht habe!

Um etwas Günstigeres zu sagen, muß man diesem Zeitalter Karls des Großen die höhere Forderung erlassen, man muß von der Stellung und dem Ruhme dieses Kreises nicht heischen, daß die eigentliche Idee Germaniens, als einer neuen eigenen Menschensammlung, als einer neuen eigenen Offenbarung gefördert, oder nur erhalten werde. Man muß sich darein ergeben, daß in dieser Periode ein prosaischer Wendepunkt unsers Vaterlandes vor sich geht: von da aus kommt das lächelnde Aufnehmen alles dessen, was glitzert und gleißt in unsrer Nation, der Sammelcharakter, welcher nicht seinen Kern auszubilden und auszubreiten, sondern alles Erreichbare sich anzubilden trachtet; welcher die Bildung höher schätzt als die Schöpfung. Wir haben diesem Charakter alles nur mögliche Lobenswerthe abgewonnen, und wissen ihn auf das Geschickteste, eben mit der Bildung, in günstig Licht zu stellen, eigentlich aber ist es der jammernde Hausgeist, welcher

uns stöhnend durch die Jahrhunderte begleitet, und die glückliche Entfaltung einer Urkraft gehindert hat, wie sie wahrscheinlich in ganz Europa nirgends in solcher Tiefe und Dichtheit vorhanden ist.

Allerdings geschah in dieser Periode Alles, was eine redliche, geschäftige und tapfere Mittelmäßigkeit thun kann: man sicherte sich nach Spanien hin vor den Arabern, nach Italien vor den schönen, prächtig in sich geschlossenen Longobarden, wo so lange ein Hauptstock germanischer Poesie geruht hatte, man stürmte die Festungsringe jenseits der Donau, man wahrte sich nach Kräften gegen die wilden Ungarn und genialen Normannen, man brach die gefestete, aber rohe Existenz der sächsischen Heiden nach dem Norden hinauf, berief gelehrte Ausländer, wie Peter von Pisa, Paulus Diakonus, Alcuin, ließ durch Rhabanus Maurus Klosterschulen einrichten, durch Gerbert arabische Wissenschaft verbreiten, es wurden Klöster und Schulhäuser gebaut und lateinische Formeln gelehrt mit bestem Eifer. Zu Utrecht, zu Lüttich, zu Kölln am Rhein, zu Trier, zu Corvey, zu Paderborn, Hildesheim, Bremen wurden Schulen angelegt, man beschränkte sich nicht mehr auf die Klöster, die sächsischen Kaiser waren klassisch gebildete Herren und man erzählt, daß schon fremde Fürstensöhne, Behufs ihrer Studien nach Deutschland gekommen seien, die Welthistoriker rühmen manche lateinische Chronik, welche in jener Zeit aufgezeichnet worden ist, besonders von Witekind, Dietmar von Merseburg und Lambert von Aschaffenburg. Zu St. Gallen, zu Hirschau, Fulda und Corvey pflegte man Bibliotheken. Man erzählt mit großem Genüge aus dem Früheren, daß Karl der Große noch in vorgerücktem Alter Lateinisch und in noch späterem schreiben gelernt habe, daß es Hausordnung gewesen sei, alle Abende ein Kapitel aus Augustins „vom Staate Gottes (de civitate Dei)“ vorlesen zu lassen. Hierbei scheint es freilich wünschenswerther, der heilige Augustin hätte ein Buch „von dem ursprünglichen deutschen Reiche“ abgefaßt.

Hätte Karl der Große nur einen guten, deutschen Freund gehabt, der ihn mit gutem Rathe unterstützt hätte: zum Beispiel, erst schreiben zu lernen, und recht viel deutsch schreiben zu lehren, vielleicht etwas weniger Latein, und alles Fremde weniger aufzupfropfen zur Vernichtung des Ursprünglichen, sondern mehr

drein zu geben für natürliche und innere Verarbeitung. Dann hätten wir vielleicht Walther von Aquitanien nicht lateinisch versificirt bekommen, aber das Urbewußtsein unserer Kräfte wäre uns weniger entwendet und zum bunten Allerlei verkehrt worden.

Es soll und muß in volle Anrechnung kommen, daß die Kultivirung einer Nation, welche in die Sphäre einer erfahrnern und ausgebildetern Welt eingereiht werden soll, daß die Kultivirung einer Nation, welcher eine so reiche Geschichte wie Griechenlands und Roms zur Seite und vor Augen liegt, einer Zuthat dieses bereits durchgearbeiteten Elements bedarf. Aber für diesen Punkt, wo Rohheit und Anbildung bei einander hinstreifen, wo man zu wenig geben, oder zu viel vermischen kann, für diesen Geburtspunkt einer Nation braucht das Glück eben das historische Genie.

Und dies Genie hat uns in einer so wichtigen Uebergangsepoche gefehlt.

Etwas, was Karl dem Großen zum besten Ruhme nachzusagen wäre, ist noch übrig, ruht aber leider im Dunkel einiger lateinischen Worte, die vag hingestellt, mehrfacher Deutung fähig sind. Dies ist die wichtige Frage, ob Karl wenigstens die alten Heldengesänge, die gothischen Lieder gesucht und gesammelt habe, und ob er also wenigstens die vermittelnde Hand für eine spätere Zeit geworden, in welcher der alte schöne Vogel wieder aufgeweckt ward zu seinem stolzen Flügelschlage und seinem mächtigen Gesange.

In der Lebensbeschreibung Karls des Großen, welche Eginhard, dessen Geheimschreiber abgefaßt, heißt im 29sten Kapitel die berühmte Stelle, „er habe die fremden (barbara) und ältesten Lieder, in denen Kriegs- und Thaten der Alten besungen wurden, aufgeschrieben, und dem Andenken überliefert." —

Daraus kann Allerlei gemacht werden, und das hat man denn auch gethan. Früher hat man's auf eine Sammlung von Bardenliedern bezogen; A. W. v. Schlegel hat es im „Athenäum" und „deutschen Museum" zuerst auf die alten Sagenkreise der Nibelungen und des Heldenbuches gedeutet, und es ist dieser Ansicht Friedrich Schlegel und mancher Andere beigetreten. Indessen macht das Wort „barbara" das Seinige zu schaffen, welches in der klassischen Bedeutung wirklich „fremd" heißt, und

das bezeichnet, was außerhalb des nationalen Kreises liegt; ferner der unbestimmte Ausdruck „memoriae mandavit", welches obenhin „dem Andenken oder Gedächtniß überliefert" wiedergegeben ist. Im Theganus findet sich eine ähnliche Stelle, die das Dunkel eben so wenig zweifellos aufhellt, und so haben denn die Chronisten just den nationalen Hauptpunkt verhüllt, darin aber, wie in der nachdrucksloſen Kürze solcher Andeutung am deutlichsten zu Tage gelegt, wie dies Moment jener Epoche völlig entgangen ist. Natürlich läßt sich mit eben so wenig Sicherheit sagen, ob man das Hildebrandlied beachtet hat.

Um einen günstigeren Eindruck aus dieser Unzulänglichkeit hinweg zu nehmen, wendet man das Auge am besten auf einen kleinen Bergeswinkel des Vaterlandes, wo sich die Zeit vorbereitet, welche noch das Mögliche unserer innern Welt in der nächsten Periode rettet. Das sind die Thal- und Seekessel, welche sich unterhalb Schwabens nach St. Gallen hinaufheben. Dort verwendete man die beste Aufmerksamkeit und den schönsten Fleiß auf die Muttersprache, dort unterrichteten Mönche die Krieger und Herrn in Musik und Gesängen, und solchergestalt ward es vielleicht vorbereitet, daß aus den Gegenden der stets sinnigern Allemannen, aus dem Schwabenlande, die poetische Idee unsres Vaterlandes wieder aufstieg, für welche die fränkische Zeit zu wenig Sinn und Macht zeigte.

III.

Das Mittelhochdeutsche.

3.

Das Mittelalter.

Dieß ist bis auf die neuere Zeit der glänzendste Hauptpunkt gewesen, wo ein starkes inneres Leben unserer Nation aufgewacht und nach vielen Seiten zu einer farbigen und stattlichen Erscheinung durchgebrochen ist. Können wir auch mit der Hauptforderung nach Ursprünglichem selbst in diesem Abschnitte nicht volle Gewähr finden, müssen wir auch zugestehen, daß vielerlei fremde Elemente, daß namentlich ein von außen eingebrachtes religiöses Dogma von großer Einwirkung gewesen sind, so fehlt es doch nicht an einer großen inneren Kraft, an einer eigenen Idealität, welche das Zugebrachte überwältigt.

Der Ausdruck für diese große Epoche bildet sich in Süddeutschland, er führt deßhalb auch neben seinem Namen des Mittelhochdeutschen die Bezeichnung „Schwäbisch" oder „Allemanisch", und drängt das Norddeutsche oder Niedersächsische ganz zurück. Dieß erhält sich schriftlich und traditionell fast nur in der Chronikprosa und im Munde des nördlich wohnenden Volkes, kommt erst gegen das fünfzehnte Jahrhundert wieder zu einer Bedeutung, und erlangt im sechzehnten durch Luther eine Souverainetät, die es noch heute besitzt.

Jenes Schwäbische ist der Naturlaut der mittelalterlichen Romantik geworden und all unserer Romantik, da der Waldesduft jener Zeit heute noch als eine romantische Lockung sich geltend macht. Wir haben zu beklagen, daß es auf unser jetziges

Hochdeutsch so wenig Einwirkung geäußert hat. Allerdings ist zwischen dem vierzehnten und sechzehnten Jahrhundert ein Hin- und Herfluthen der Dialekte des Nordens und Südens eingetreten, woraus sich am Ende die Bildungs- und Schriftsprache entwickelt hat, welche keinem einzelnen Stamme angehört, und weßhalb man so viel sucht und fragt, wo denn eigentlich das rein Hochdeutsche gesprochen werde, dieß Geheimniß unserer Kultur- und Schriftatmosphäre; aber das Norddeutsche ist doch unverkennbar die Hauptzeugungskraft geworden.

Es ist nun zu suchen, wie aus der fränkisch-geistlichen Epoche, welche dem Nationalen so unförderlich war, dennoch ein so bewegtes, schöpferisches Leben entstanden sey, und worin das Herz und die Seele desselben beruhe.

Die letzte Hälfte der fränkischen Zeit, als die kräftigen sächsischen Kaiser, die Ottone, von dem fränkischen Heinrich abgelös't waren, gilt für eine der verwildertsten unsrer vaterländischen Geschichte: die Kaiser lebten in steter und äußerster Fehde mit den Päbsten, mit den einzelnen Landesherren und mit Vasallen, es war ein wüster und toller Zustand, welchem die Literargeschichte mit verhülltem Haupte vorübergeht.

Aber just in diesem Treiben, was sich so geharnischt gegen Rom und römischen Einfluß setzte, lag neben dem ordinairen Verlangen nach Macht das Verlangen nach Eigenem, eine Auflehnung gegen das stete Preisgeben aller Nationalität. War sich auch die Opposition der Kaiser dessen nicht in solcher Weise bewußt, so brachte doch der erzürnte Kampf gegen alles Römische manchen ähnlichen Erfolg zu Wege, man sonderte sich mehr und stellte sich auf sich selbst. In diese Zeit fällt zum Beispiele die erste Erscheinung einer Poesie, die, gegen allen klassischen Einfluß verwahrt, original auftrat, und auf ein selbstständiges Weben und Trachten des Volkscharakters hinwies. Dieß ist das berühmte Volksepos „Reinhart Fuchs", welches jetzt Jedermann unter dem Namen Reinecke Fuchs bekannt ist. Allerdings trat dieß im zwölften Jahrhunderte nicht im ächten Deutschland, sondern in Flandern auf, und allerdings war es lateinisch abgefaßt. Aber wir wissen, daß diese vortreffliche Fabel von deutschem Gepräge war, daß sich aus esthnischen und serbischen Fabeln eine ganz getrennte Existenz dieser nordischen Thiersage, eine ganz

abweichende von den südlichen Aesops und Lokmanns ergibt, und jedenfalls ist das Heraustreten derselben und die lebendige Aufnahme, welche sie gefunden hat, ein Symptom. Das Symptom eines selbstständigeren, producirenden Denkkreises; denn in diese Gattung Gedicht spielt das unbefangenste und frischeste Betrachten, die behaglichste und doch bewußteste Anschauung des Lebens. Das früheste Thierepos, wonach der Wolf die Hauptrolle gab, war die witzigste und aufgeklärteste Satyre gegen den römischen Mönch.

Indessen war diese einzelne Opposition gegen eine fremde Welt natürlich nicht im Stande, eine so mannigfach neue Welt zu schaffen, wie in dem jetzt eintretenden Mittelalter wirklich geschaffen wurde, und das Mittelalter wuchs allerdings auch nicht aus original-deutschen Regungen: eine wunderbare Revolution stürzte in wunderbarer Form über die alte Welt, welche man mit dem Ausdrucke der klassischen bezeichnet, und verschüttete diese. Auf solche Weise erhielten die damals modernen Völker vom Schicksale, ja zum Theile aus der eigenen Hand des Klassischen die nöthige Zeit und Gelegenheit, welche ihnen das eigene Genie verweigert hatte, sich eine selbstständige Existenz zu bilden. Diese damals moderne Existenz, die romantische, ward das Mittelalter in Deutschland, England, Frankreich und in einigen Strichen Italiens und Spaniens. Jene Revolution aber wurde von selbst aufgerufen, der römische Pabst predigte auf den Feldern von Piacenza den Kreuzzug, und die Kreuzzüge waren eben die Revolution, sie warfen die Welten durcheinander, durchgeisteten, berauschten die neuen nüchternen Völker, öffneten Blicke und wunderbare Perspektiven.

Sie gaben nicht die neue Existenz, aber sie weckten die Fähigkeit, eine solche zu schaffen. Von dieser gemeinschaftlichen Veranlassung aus behielt das Mittelalter, oder die sogenannte Romantik in den verschiedenen Ländern so viel Gemeinschaftliches, was sich erst nach und nach bei jeder einzelnen Nation zu einer persönlichen Beschaffenheit umsetzte. Der Name Romantik, der uns sammt Romanze und Roman verblieben ist, bildete sich aber wohl, daß die Ueberzahl der ziehenden und neu gebärenden Völker Italiens, Frankreichs, Spaniens großentheils auf roma-

nische Reste gelagert, und selbst mit Deutschen und Briten durch allerlei Romanisches hindurch gezogen waren.

Eine Einleitung zu diesem großen Ineinanderrütteln der Völker, zur Abstufung des Römischen in Romanisches, zur gegenseitigen feindlichen und freundlichen Berührung der entferntesten Nationen jungen Stiles waren die Normänner geworden, welche vom Norden her aus skandinavischen Buchten alle Küsten entlang, alle Flußmündungen hinauf bis tief in den mittelländischen See drangen, an der Nordwestküste Galliens und von der Südspitze Italiens, auf Sicilien, Reiche anlegten, eisern gewaltig, dreist ihre innere und äußere Welt eindrängten.

In dieser großen Revolution entstand nun eine Mischung von neuen Verhältnissen, Instituten und Aeußerungen der Gesellschaft, von denen das Ritterthum und die romantische Poesie als umfassendste Ausdrücke zu nennen sind.

Die Frage wird jetzt gebieterisch, worin die eigentlich neue Seele dieser Welt beruht, insbesondere so weit sie als literarische Manifestation heraustritt? Welches war die Seele des Mittelalters, oder was gleichbedeutend ist, welches war die Poesie des Mittelalters?

Im Alterthume gab es der gewöhnlichen Rede nach zwei Ideale, welche den Ausdruck des innern Lebens bestimmten.

In Süadsien war es das Symbolische. Die Idee war nicht in vollem Maaße gewonnen, der Stoff dazu nicht genügend überwältigt, und man brachte es nicht weiter als zu einer stellvertretenden Bezeichnnng, welche sich nach allen Seiten ins Vage ausdehnen mochte. Wie uns ja das verwandte Allegorisiren heute noch bei unreifer Kraft begegnet. Es stammt aus Indien und hat sich über Aegypten und Persien weiter ergossen. Aus einer gährenden, strotzenden Phantasie, die sich in einer strotzenden Natur hingebend schaukelte, und in Religionsträume einwiegen ließ, ist es entsprossen. Die Kräfte der Natur und des Menschen überwuchern den streng sondernden Geist in Ueppigkeit, man gewinnt keine streng sondernde Kürze und Fassung, die berauschende Sinnenwelt gestattet nur eine halbe Herrschaft, einen ersten Schritt des Gedankens, der baare geistige Gewinn geht überfruchtbar auseinander wie das Schlingpflanzengesträuch des Bodens. Die Schärfe aufgebend, versenkt man sich in Breite

und Tiefe der Gedanken und in unendliche Wendungen, man erfindet dafür, um es irgendwo auszudrücken, vielgestaltige, vielköpfige Symbole. Sprache und Gedicht breiten sich eben so, wie ein Frühling, dessen man nirgends ganz habhaft werden kann. Einen Ausschnitt aus dem Ganzen kannte man nicht, man fürchtete, damit zu verlieren, und stürzte sich ins Allgemeine. So entstanden die endlosen Gedichte, der Mahabarata und Ramajana, die endlose Welt mit stets wiederkehrenden Verwandlungen, die millionenfache Gottheit; aller Ausdruck war nur Symbol. So ging's nach Aegypten, dort klärte man sich aber nicht einmal bis zu Worten, sondern mit Steinen und Bauwerken drückte man den kolossalen ewigen Gedanken aus. Dieser ewige Gedanke eines Volks ist eben die Seele, die Poesie eines Volks, und wenn er sich so im Weiten und Unbestimmten ausdrückt, dann wird ihm nichts als das Symbol. So wurde ganz Aegypten ein Todtenhaus, und sein Symbol das Grab. Glänzender, abgeklärter und gefaßter schon kam jener symbolische Süden nach Persien zu einem nüchternen Volke, welches bereits scharf die innere Welt in das Reich des Lichts und der Finsterniß entzweiriß. Diese beiden Wege finden wir später zusammengerafft im jüdischen Glauben, welcher den nächsten Uebergang zu der christlich germanischen Romantik bildet.

Die zweite große Gattung der alten Welt war die plastische, welche wir in Griechenland finden.

Dies Land sicherte sich glücklich ein fröhliches Leben, und um dies nicht zu verlieren, umschloß es Alles mit bestimmten Kreisen. Es gab der unlösbaren Ewigkeit den Hintergrund, welcher über die Frage hinauslag, um den man sich grübelnd nicht zu kümmern hatte, eine eherne Mauer, das alte Schicksal, den alten Chronos. Damit fand man sich ab für die Unruhe und Ausdehnung. Uebrigens ward eine feste Abgeschlossenheit Nationalbewußtsein, die Erscheinung ward Erscheinung für sich, abgemacht, fertig, man konnte sie schauen, aber nicht sich aneignen; das Gedicht hatte nicht mehr auszudrücken, als sein Wort zunächst besagte, die Natur nicht mehr, als sie vorstellte — dies nennt man die plastische Welt.

Mit seinem Olymp und dessen Gefolge, was Alles auch nur bis an die Mauer des Schicksals reichte, und darüber nicht hin-

auskonnte, hatte Griechenland eine Welt sich fertig gemacht, das heißt: ein fester Kreis war unter Dach und Schloß und Riegel geordnet. In dieser scharfen Bestimmtheit wurde nun alles Griechische sehr gefällig und schön; aber verhehlen wir uns nur auch nicht, daß diese plastische Welt keine Fortbildung hatte, wenn einmal ihre Bezügnisse erschöpft waren — es fehlte die Perspektive. Dieser Mangel sicherte Festigkeit, aber nicht Dauer. Darum schalten sie schon den Euripides, denn Euripides wollte aus dieser Bornirtheit hinaus, er fühlte, daß der griechische Kreis zu sterben ging, in seiner Begrenztheit erschöpft war, er griff weiter, streifte an die Sentimentalität, einen ganz unplastischen Begriff, verließ, wendete den alten Fabelkreis, begann eine moderne Welt, und wurde so der Denkstein griechischen Untergangs, den das blöde historische Auge eine Ursache des Untergangs nennt. Der Dichter ist mehr, als er thut. Die in neuen größeren Weltkreisen schwingende Zeit bemächtigte sich auch des vollendeten Griechenlands, und verschüttete es, das Wort „vollendet" drückt eben ein Doppeltes aus. Es ward ganz Neues erfunden, erst ein Weltreich von außen, dann ein Weltreich von innen durch eine neue Religion, welche in jenes äußere Reich, in die nationale Begrenzung übersprang. So ward Euripides der eigentlich griechische Schwan, und hatte in sich ganz Recht gegen den witzigen Aristophanes, der sich nicht bewußt wurde und selbst schon über das hinaus war, um deßwillen er Euripides angriff.

Aus den neuen Elementen kamen neue Ideale, und da die neue Religion aus dem jüdischen Glauben herausgewachsen war, tritt nun die oben angedeutete Idee des jüdischen Ausdrucks in Thätigkeit.

Wir dürfen uns nicht verhehlen, daß sich das Entsprechendste für die innerliche Seele der jetzt gefaßt heraustretenden romantischen Schule bei jener Nation des Alterthums vorfand, die gewöhnlich nicht so gültig eingeschlossen wird in die Geschichte der Poesie, bei den Juden. Sie bilden neben Symbolischem und Plastischem eine ganz eigene abgesonderte Figur. Dort ist Phantasie, hier sinnlicher Geist vorherrschend, bei den Juden aber das Herz, was nach Gott schreit, darum das Wort, das Gebet, die Innigkeit, der einzelne mächtige Gedanke.

Mit der Bibel kam diese Welt den romanischen Völkern,

und dieser Zusatz ist stets ein wesentlichster in der poetischen Ausdrucksweise geblieben, welche man Romantik nennt, und welche im Grundzuge bis auf den heutigen Tag unsere literarische Welt nicht mehr verlassen hat, so daß es nur einige Nebenwege, weiteres Ausholen, mancherlei neue Offenbarung, aber stets nur romantische Schulen gibt bis in das letzte, der Besprechung werthe Produkt unserer Literatur.

Es handelt sich in dieser romantischen Welt nicht mehr blos um die Erscheinungsschönheit, das Aeußere selbst, wie es sich darbietet, ist nicht mehr der wesentliche Inhalt und Zweck, wie dies in der plastischen Welt war, sondern es handelt sich um die Seelenschönheit, die Schöne der Innerlichkeit, der Innigkeit.

Alle tiefere Geistesthätigkeit, welche sich im Literarischen und dem Gebären der Kunst ausspricht, trachtet darnach, sich der unmittelbarsten Gottheit zu bemächtigen, welche man das Wahre an sich, oder das Absolute nennt. Denn das eigentlich Wahre ist der stete Zweck aller höheren Bestrebung des Menschen, und das Wahre, so weit es sinnlich erscheinen mag, der sinnliche Schein des Wahren, ist der Zweck aller Kunst.

Dieser Akt nun, sich des Absoluten zu bemächtigen, eine Versöhnung mit ihm zu gewinnen, einen Uebergang in dasselbe zu erreichen, vertiefte sich in der Romantik zu einem Akte des Inneren. Damit er überhaupt Kunst werde, mußte er natürlich im Aeußeren erscheinen, aber er gab sich nicht, wie in der plastischen Welt, mit seiner Erscheinung für ein Abgemachtes, für ein Fertiges, Unnahbares aus, was seinen Kreis in sich vollkommen abgeschlossen habe, er hatte seine Aeußerlichkeit nicht für sich, sondern für Andere; seine Außenseite war eine freigelassene, jedem preisgegebene. Dadurch erhält jeder Mensch eine Anknüpfung, und die menschliche Unendlichkeit des Romantischen eröffnet sich.

Darum gebraucht die systematische Philosophie zur Bezeichnung der Romantik den Ausdruck „unendliche Subjektivität."

Darin nun, daß die Idee heraustritt in das Verhältniß zu Anderen, heraus aus der klassischen Objektivität und Abgeschlossenheit, und doch in dem Heraustreten ihr höchstes Selbst wieder zu finden trachtet, darin erhebt sich das Romantische zu einer neuen Welt.

Und dies neue Ideal ist eben die romantische Liebe, welche aus sich herausgeht in ein Anderes, sich entäußert und hingibt, und dennoch darin nur sein höchstes Selbst wiederfindet.

Den Anhalt und die Läuterung zu diesem Ideale suchte und fand man in der christlichen Religion und im historischen Bereiche derselben. Der Bildungsprozeß des Ideals stellte sich etwa darin dar, daß man im Leiden und Grabe Christi die negative Seite, in der Mutterliebe Mariä, der Liebe Christi und der Jünger die positive, und in der aus beiden Theilen erwachsenden Gemeinde, dem Geiste Gottes, das absolute Resultat suchte. Das Absolute ward in die Versöhnung gelegt.

Der Weg zur Kunst, welche eine sinnliche Aeußerung braucht, ist nun der, daß Gott eine bestimmte Person, Christus, wird, mit menschlich charakteristischer Eigenthümlichkeit, eine Mitte zwischen einzeln Menschlichem und idealer Schönheit.

Für das Ideal der Liebe, die sich als geistige Schönheit geltend gemacht, bedurfte es ebenfalls eines Ueberganges zur Sinnenwelt, und hierfür bot sich die Mutterliebe, welche menschlich und doch ohne eigentliche Begierde, diese Anforderung erfüllte.

So ward die Madonna der irdische Ausdruck jenes romantischen Ideals.

Dieser wunderbare Widerspruch thut sich eben im Mittelalter auf; es wirft das Klassische, was die rohe fränkische Zeit sich zu eigen, ja wie ein Selbstziel sich zu eigen machen wollte, wie eine baufällige Brücke hinter sich, weil es die Kraft und Gelegenheit zu einer Selbstschöpfung findet, welche der fränkischen Epoche gebrach. Das Herz dieser Schöpfung ist auch nicht neu, es ist ein aus fremden Kreisen überkommener Glaube, aber der Körper wenigstens, welcher sich sanguinisch desselben bemächtigt, ist der nationale Sinn und in so fern tritt man doch in eine ächtere Existenz.

Auch darüber ist jetzt, wo man das Feld übersieht, nur für Beschränkte eine Täuschung möglich, daß das ganze Bewußtsein jener Zeit in einen gewissen Taumel versetzt wurde durch die farbenstrotzende, mannigfaltige Welt einer allgemeinen Bewegung zum Oriente und rückwärts vom Oriente, daß man mehr in eine neue Welt hineingerieth, als sich ihrer absichtsvoll bemächtigte,

daß man vielfach nur mit dialektischer Spielerei des chaotischen Reichthums habhaft zu werden suchte, ohne ihn wahrhaft zu beherrschen. Aber selbst bei dieser Ansicht ist Großes anzuerkennen und einzuräumen. Die Geschichte überrascht immer, sei's auch nur in Nüancen, man gewann mit diesem kühnen Versuche, den ächtesten, innerlichsten Gedanken fröhlich in die Erscheinung zu lassen, eine neue Seele des Daseins. Aus dieser Seele haben die Erben des Mittelalters das ganze moderne Dasein gewonnen; man gewann damit ferner ein warmes, begeistertes Leben und die tragende Poesie desselben, man gewann eine Verbindung mit der Gottheit, die außerordentliches erzeugt hat, und große Beseligung in sich trug, so lange sie naiv und somit dem Sinne gemäß und ergiebig war.

Es ist eben so unangemessen, diesen ersten, starken Versuch, womit sich die Welt auf einen neuen Standpunkt heben will, der ihren innern Zwecken gemäß sey, da nachzuahmen, wo die ersten Verlangnisse tausendfach überarbeitet, und in feinere, schärfere, oder überhaupt andere Bezügnisse gerathen sind, und eben so unangemessen, jetzt von einem späteren Standpunkte, welcher mit allerlei späterem Vortheile ausgerüstet einen früheren Versuch im Ganzen übersehen kann, jene mittelalterliche Zeit zu verspotten, oder in dieser oder jener Einzelnheit anzugreifen.

Das Ganze ist der große Versuch, eine neue Glaubenswelt in Verbindung mit aller Sitte und Tradition, deren man in Berührung mit dem Oriente habhaft geworden war, zum ganzen, eigenen Leben zu machen. Dabei drängt sich zunächst die Frage auf: in wie weit die Forderung einer nationalen Entwickelung beabsichtigt worden sey, auf welche im Vorhergehenden ein so großer Nachdruck gelegt worden ist. Diese Forderung ist von großer Wichtigkeit, wo es sich von dem Eintritte einer Menschengemeinschaft in die große Bildungswelt handelt: so wie die einzelne Person nur mit Bewahrung des Eigenthümlichen mit dem, was wir persönlichen Charakter, persönliche Eigenthümlichkeit nennen, sich gedeihlich entwickelt, so wie sie das Selbst immer fest bewahrend am Günstigsten aufnimmt und verarbeitet, so wie sich nur auf diese Weise das einzeln und verschieden Charakteristische gestaltet, was dem großen Ganzen just durch seine verschiedenartige Mittheilung ein Gewinn wird, eben so verhält es

sich mit den Nationen. Sie sind die großen Individuen. Der ideale Zustand, wo Alles endlich in eine gleiche Vollkommenheit vereinigt wird, wo also auch die Völkerunterschiede aufhören, wird vom vagen Idealismus falsch aufgefaßt; denn eine solche verwischte Gleichheit liegt über unsere Welt hinaus. Unsere Eiche, unsere Buche, unsere Palme können sich zu einer unfeindlichen Gemeinschaft, zu einer Harmonie bilden, wenn sie in sich vollkommen gepflegt und gruppirt werden, aber sie gehen nur im Totaleindrucke in einander auf, im Einzelnen bleiben sie Eiche, Buche und Palme. Der Irrthum liegt darin: die feindlichen störenden Verschiedenheiten sollen ihre Ausgleichung, ihr Ende finden, die Verschiedenheiten selbst aber nicht.

Ist das nun also nicht einmal in der Aussicht, wo von sehr ausgebildetem, reifem Verhältnisse der Völker die Rede geht, um wie viel wichtiger bleibt die nationale Entwickelung, die eigne besondere, charakteristische, wenn es sich vom Eintritt in eine neu gegliederte Bildungswelt handelt, wie bei der deutschen, so weit sie im Vorliegenden vor's Auge getreten ist.

Und diesen nationalen Punkt hat das Mittelalter nicht so weit verloren, als es den Anschein hat, wenn man den allgemeinen Einfluß sieht, der über das neue Europa in einer allgemeinen Bewegung kommt, selbst wenn man in den Vordergrund stellt, daß eine gemeinschaftliche, aus fremdem Welttheile kommende Religion gleichmäßiger Mittelpunkt des europäischen Volkslebens wird. Und zwar eine Religion, die keinen Unterschied der Nationen kennt.

Es tritt hier einer der blendenden Punkte ein, wo dem Anscheine nach die Gottheit mehr als sonst unmittelbar in die Geschichte schreite, und mit ihrem Sammlungspunkte, der alle Völker- und Menschenverschiedenheit in sich vereinigt, die irdischen Unterschiede auslösche. Diese Unmittelbarkeit liegt aber nur in unserer Ansicht, die Entwickelung an sich geht nicht weniger organisch vor sich, als in andern Fällen. Hierbei wird uns das Zurechtfinden dadurch erschwert, daß auch die religiose Offenbarung, an welche sich die Krisis knüpft, daß auch die christliche Religion den sie auszeichnenden Charakter hat, an kein specielles Land, an keine nationalen Bedingungen geknüpft zu sein, sondern sich abstrakt anzukündigen.

Die historische Befruchtung zum Mittelalter war allerdings eine allgemeine, und der flüchtige Blick irrt sich darum leicht, aber die Empfängniß bildete sich allmählig dennoch besonders und national in England, in Frankreich, in Spanien, Italien und Deutschland. Wir sehen bald, daß sich bei aller Gemeinschaftlichkeit die Länder in eigenthümliche Länder absonderten. Blieb auch eine Zeit lang die poetische Atmosphäre eine gemeinschaftliche, sehen wir die Dichtungsstoffe wie eine gemeinschaftliche Sprache besonders durch England, Frankreich und Deutschland irren, sie prägen sich doch in jedem Lande zu originellem Accente ab.

Dieß eigentlich zu verhindern und Europa unter einer gleichmäßigen Sprache des Herzens und Geistes zu erhalten, war das Bestreben des Pabstthums, was sich, ein neuer rothschimmernder Planet, an jenem Horizonte aufgesteckt hatte, und für diese Beleuchtung kein störendes Zwischenlicht dulden wollte. Die metallenen Namen Alexander's III, Gregor's IX, Innozenz's des III, klingen in diesem Tone drohend durch das Mittelalter.

An den Kampf gegen das Papstthum knüpft sich also im Grunde auch der Kampf nach Nationalität, welcher neben dem religiosen Gesange durch das Mittelalter zieht. Dieser Kampf wird aber am nachdrücklichsten geführt von den schwäbischen Kaisern, den Hohenstauffen, und so sind diese nicht blos durch eigne Sangeskunst und Pflege deutscher Poesie, sondern durch ihr allgemeines Dasein und Wirken ein Haupttheil des deutschen Mittelalters.

Sie griffen allerdings auch, besonders in ihrem überlegensten und strahlendsten Vertreter, in Friedrich dem Zweiten, in andere Bildungswelten hinüber, aber das geschah nicht, wie in der fränkischen Zeit, aus Mangel an eigener Schöpfungskraft, es geschah bewußt, und mitten aus dem Stamme nationaler Festigkeit heraus, so daß das von außen Herbeigeholte dem Vaterländischen als ein Zweig angeeignet wurde, der von vaterländischem Safte durchdrungen, und somit wirklich nicht blos äußerlich gewonnen war.

4.

Das Ritterthum.

Der Ritter selbst ward eigentlich das Kunstprodukt, was sich aus dem Allen ergab, er ist Sohn und Vater des Mittelalters. Er konnte sich des Nationalen und Menschlichen nicht so ganz entschlagen, ward also eine leibhafte poetische Verkörperung des ganzen Gedanken- und Vorstellungsbereiches, der neu hereinwuchs in unsere Welt. Wenn man an den Ritter herantritt, so steht man Auge in Auge dem Mittelalter gegenüber.

Dieser Uebergang ins Leben durch den Ritter ist die eigentliche Rettung aus der Geistlichkeit, und insofern auch eine Rettung aus dem abstrakt Allgemeinen in das Nationale. War das Ritterthum auch ein allgemeiner Orden des jungen Europa, derjenige Orden, in welchem sich alles höhere Lebensbewußtsein damaliger Zeit ausprägte, so stufte es sich doch bald national und machte den spanischen und den deutschen Ritter und so fort zu unterschiedenen Wesen.

Was gemeinschaftlich blieb, war eben eine neue, höhere Atmosphäre des religiosen Bezuges und des geselligen Verhältnisses, wie es, besonders nach dem letzteren hin, heutiges Tages noch ziemlich allgemein durch jene Länder in Uebereinstimmung mit dem unsrigen herrscht. Noch heute drückt sich das Verhältniß des Umgangs, der Freundschaft und Feindschaft auf ähnliche Weise, wie im Ritterthum aus, es sind Reste der Gastfreundschaft, der gleichen Würdigkeit, des Zutrinkens, des Zweikampfes geblieben; haben sie auch gröstentheils ihren Ursprung

in national germanischem Gebrauche, so hat ihnen doch das Ritterthum die Weihe und geordnete Form aufgedrückt. Ein großer Theil unsrer gegenseitigen moralischen Beziehung, insbesondere das Feld der Ehre, was so übermächtig das neue europäische Leben beherrscht, und wohinein sich zu Zeiten die ganze höhere Welt der verarmten Menschen rettet, dieß eigenthümliche romantische Feld stammt direkt aus dem Ritterthume des Mittelalters.

Es ist sehr ungenügend versucht worden, alle arabische Zuthat zur mittelalterlichen Wendung abzuläugnen; sie ist gewiß groß, so groß, wie die Berührung mit Arabern in Spanien, Aegypten und Palästina gewesen ist. Besonders für das eigentliche Ritterthum ward der Araber ein lebendiger Anstoß, theils durch Verwandtschaft, theils durch Opposition.

Es ist nun am Orte, einen Augenblick in die wirkliche Sphäre des Ritters, in die Motive desselben einzutreten.

Die Ehre steht davon obenan. Wie sie sich im Ritter als ein geläutertes geregeltes, höheres Element darstellt, so war sie den Alten völlig unbekannt. Halten wir uns an die Erscheinung, welche aus der griechischen Welt noch am verwandtesten mit einem Kreuzzuge, mit einer Ritterfahrt des Mittelalters aussieht, an den trojanischen Krieg. Da schlägt an unser Ohr aus der Iliade der Streit zwischen Achilleus und Agamemnon, welche sich über die Beutevertheilung entzweit haben, die wüthendsten Beschimpfungen häufen sich, nach romantisch ritterlichen Begriffen ist dadurch die edelste innere Welt dieser Helden bis aufs Aeußerste gegenseitig angegriffen, auch ein äußerlicher Kampf auf Leben und Tod kann nur ein Gleichgewicht herstellen. Einer wenigstens muß vom Erdboden, muß aus der Gemeinschaft verschwinden, denn die Idee der Gemeinschaft ist tödtlich verletzt. Aber was geschieht dort? Sie gleichen sich über das Stoffliche der Beute aus, und damit ist auch die Sache todt, denn eine Idee der Sache existirt gar nicht.

Die ritterliche Ehre geht aber nicht auf einen sachlichen Werth, sondern auf die Persönlichkeit, auf den Werth, den sich diese zuschreibt, und der eben so unendlich ist, wie die persönliche Anschauung selbst.

Das hat man nun zwar, so weit es anging, unter einige

allgemeine Punkte gebracht, welche eine Norm bilden, aber das Subjekt, der größere oder geringere Anspruch des Einzelnen bleibt dabei immer die Hauptsache; die feinste, eigene Innerlichkeit ist bei diesem neuen Ehrenbegriffe eben so thätig und Hauptsache, wie sie es beim allgemeinen Ideale dieser Zeit ist.

Damals war nun dies Thema von einer Fülle neuen Lebens umwachsen und von reeller Bedeutung. Denn der eigentliche Inhalt der Ehre ist allerdings eine Zufälligkeit, die jeder Einzelne mit seiner inneren Konsequenz abzumachen hat; sie ist eine dialektische Figur der Sittlichkeit. Deshalb wird sie meist, sobald nicht von außen ein großer Inhalt damit zusammenfällt, hohle Rhetorik, die sich um ein gespreiztes Ich bewegt. Das erlebt denn die vom Ritterthum ausgehende Poesie besonders im spanischen Drama, was sich oft nur in einem Scheinleben umherbewegt, und leerer, inhaltsloser Pathos wird.

Eine künstliche Auferweckung des ritterthümlich Romantischen, welche unser Vaterland am Anfange des neunzehnten Jahrhunderts, besonders durch Beihülfe der Gebrüder Schlegel erlebt hat, gerieth auf den unglücklichen Weg, gerade diesen streng konventionellen Theil des Ritterthums, welcher am wenigsten vom eigentlichen Gehalt des Mittelalters betheiligt war, ganz absonderlich wieder herzustellen.

Der zweite Punkt des Ritterthums, und der wesentliche Mittelpunkt desselben und alles Mittelalters war die Liebe.

Sie ist nach einer Seite hin geradezu der Gegensatz von jener Ehre; denn dort ist die Kaprice meiner Persönlichkeit in's System gebracht, hier giebt sich meine Persönlichkeit unbedingt hin. Oder man sagt, um die Verbindung dieser Ritterthumsstoffe einander näher zn rücken: Die Anmaßung der Ehre wird durch die Liebe erfüllt, denn diese ist ein rücksichtsloses, vertrauendes Aufnehmen einer ganz andern Persönlichkeit, einer ganz andern Totalität. — Auch im Reize dieser Gegensätze baute sich der innere Reiz einer neuen Welt auf.

Diese hingebende Liebe des Mittelalters ist den Alten ebenfalls ganz fremd: Paris und Helena streifen nur mit einer Aehnlichkeit daran, aber es ist eine falsche Aehnlichkeit, es blickt durchweg nur sinnlicher Reiz und ein dreistes Unternehmen heraus, es wird auch später aus Priam's Burg nichts von einem besonders

innigen Verhältnisse zwischen beiden erzählt. Die allgemeine Stimme bezeichnet die Situation als unsittlich. Homer erzählt noch von der Liebe zwischen Achill und Briseis, aber diese spielt doch nur eine ohne Weiteres sich hingebende Sklavin — die erhabenere Sphäre der mittelalterlichen Liebe findet sich bei den Griechen nicht. Am meisten nähert sich ihr Sappho in ihrer drängenden Sehnsucht und Klage, aber die unbefriedigte Körperlichkeit schlägt auch dort überall durch. Die Ehefrau ist in jenen Verhältnissen wichtiger, und wie nüchtern, häuslich, kühl resignirt ist doch auch sie meist, zum Beispiel in der Penelope, neben einer harrenden romantischen Neigung.

Jene romantische Liebe des Ritterthums, die sich am ersten beim jüdischen Volke entdecken ließ, behält allerdings eben auch Kaprice und Subjektivität, wie die Ehre, da sie sich weniger für's Allgemeine frei macht, sondern nur eben diese oder jene Dame aussucht, aber sie ist doch wichtiger, weil sie sich mehr vertieft und dem eigentlichen Opfer näher tritt. In dem Opfer, in der Resignation kommt einer der innerlichsten und schönsten Seelenzüge des Christenthums in unser Leben, und dies ist derjenige Zug, welcher in der modern-romantischen Form, die wir „Bildung" nennen, die Hauptrolle spielt.

Einen romantischen Zusammenhalt dieser Theile gab das Dritte, die Treue, die aber ebenfalls mit einem persönlichen Selbstgesetze eng verknüpft war, und die unendliche Perspektive offen ließ. Sie ist von Hause aus die Vasallentreue, und erwächs't aus dem Gesellschaftszustande der germanischen Völker, die allmählig in Freie und Hörige zerfallen, wo große Kreise um einen Vielbesitzenden geschaart waren. Dieses Lehnswesen, was in seiner freien Abhängigkeit am Ende in den Kaiser, als die Spitze von Allem mündete, ließ der einzelnen Person ebenfalls eine große Selbstwahl übrig, ein Freihalten seiner Selbst in gewisser Grenze. Es war, wenn es sich um den endlichen Abschluß handelte, auch nur eine dialektische Figur.

Das stellt sich am Deutlichsten im Eid dar, welcher dem Könige nur mit Vorbehalt seines eigenen Selbst zu Willen ist, ihm nur dient, wenn er ihm Recht giebt.

Parodistisch wird dies schlagend im Reinecke Fuchs vorge-

führt, wo Nobel befiehlt, und die Kleinen und Großen doch nach ihrer Weise gebaren.

All dies neugesetzlich Menschliche, was nach dem philosophischen Ausdrucke auf die unendliche Subjektivität hinaus kommt, bildet in Verschlingung und Durchdringung mit dem Religiosen das Mittelalter, wie es sich im Ritterthum herausstellt.

Darauf ist nun von Seiten der literarischen Frage dies Hauptsiegel zu drücken, daß die Kunst diese neue Existenz nicht erschöpft: jeder Charakter wird unter diesem neuen inneren Verhältnisse ein besonderer, der sein besonderes Recht in Anspruch nimmt. Das innere Leben wird gleichgültig gegen das äußere, und dies macht darum seine Welt durch Abenteuerlichkeit geltend.

Es fehlt also durchgehends an einem Gesetze, was innere und äußere Welt zusammenfaßte; dieser goldene Reif, der Saturnring des Klassischen, war gesprengt, neuer Reichthum war tausendfach hereingequollen, aber auf den Abschluß desselben harrt die romantische Welt bis heute noch, und diese stets offene Perspektive macht sie eben zur romantischen.

Jener Mangel eines umschließenden Gesetzes kam daher, daß die höhere, religiose Welt von außen überliefert, angenommen, angebildet, nicht aus einer in sich geschlossenen nationalen Selbstthätigkeit hervorgegangen war. Dadurch öffnete sich in allen Zwischenräumen ein neues großes Feld, das Feld der Freiheit. Denn auch dies Wort, in solcher Bedeutung, ist ein ganz romantischer Begriff. Jeder kann einen ganz eigenen Gegenstand zum besonderen Interesse, zur besonderen Darstellung wählen, und dafür ein besonderes Gesetz sich bilden, und das Alles kann wieder beliebig umgestülpt werden zum — Humor. Dieser ist eine ächte Konsequenz des Romantischen.

Die Auflösung dieser Welt, welche nach der äußeren Wirklichkeit hin keine Gesetze, sondern nur persönliche Einfälle und Zufälligkeiten hat, muß am Ende ins Komische ausgehen, wenn die Straffheit des Interesses und die zusammenhaltende Illusion des Zeitabschnittes nachläßt. Und so hat sich denn auch an das Ende der ersten Epoche hin Ariost und Cervantes scherzend und spottend aufgestellt, und Shakespeare hat alle die dunkeln und lichten Fahnen in neuer Weise aufgenommen, dem literarischen Sinne in neuer Gruppirung des Romantischen eine neue Welt des Romantischen bietend.

An diesem Orte aber, wo der Harnisch des Ritterthums dröhnt, und der Gesang des jugendlichen Ritterthums aufsteigt, handelt es sich noch nicht um die Folgerungen der neuen Existenz, sondern um die Existenz selber. Jetzt sehen wir sie noch mit dem rothen Kreuze ausziehen nach Palästina und schwarzgebräunt zurückkehren, sie halten diese Kreuzzüge für den geschlossensten Ausdruck ihres Lebensdogma's. Diese Kreuzzüge waren aber in Wahrheit nur das Gesammtabenteuer des Mittelalters, eine eben so beliebige Aeußerung, wie die ihrer Ehre, ihrer Liebe und ihrer Treue. Denn nach außen, nach dem eigentlichen Objekte hin, ist das religiose Moment dieser Züge nur ein höchst leeres, äußerliches Ziel. Die ganze That beruht eben so, wie all dies Leben, nur auf einer innern Welt, die noch keine richtige Uebereinstimmung mit der äußeren fand. Es war durchaus kein reinchristlicher Begriff, jenes äußere Lokal, die irdische Schädelstätte Christi zu besitzen, wie man verlangte; das heilige Land im Geiste war ein christliches Ziel, was man fälschlicherweise draußen suchte, weit hinter Berg und Meer. Manchem Kreuzfahrer tauchte dies wohl auf, und so kam die krause Verwirrung in diese Züge, wo Frömmigkeit und Rohheit in Umarmung sich tummeln, und wohinein die Einheit keinerlei Weg fand.

Dies Alles gestaltet sich aber reich im Spiegel der Kunst, deshalb ist diese Periode des Ritterthums, eben um ihres reichen, bunten Materials willen, eine so gesegnete für die Geschichte der Literatur. Diese Kreuzzüge selbst finden einen treuen Spiegel in dem Sagenkreise des Grals, wo die Mystik in ärgste Abenteuerlichkeit umschlägt.

Als charakteristisch muß übrigens beigefügt werden, daß Ritterthnm, daraus entsprießender, poetischer Stoff, und Kreuzzüge ihren eigenthümlichen Glanzpunkt in Frankreich hatten. Es war eine Schattirung unsers nationalen Absonderns, daß die Deutschen am Ungläubigsten und Langsamsten sich zu den Kreuzzügen entschlossen, und die Auflösung besonders durch den zweiten Friedrich beförderten, welcher die Aufgabe wie ein profan politisches Geschäft betrieb.

5.

Die erste romantische Poesie.

Die Minnesänger.

Wenden wir uns nun von den innern Gesetzen zu dem, was sich in wirklicher Erscheinung außen bietet. Das tiefer liegende Adergeflecht ist im Vorigen aufgesucht, wie war nun Fleisch und Farbe beschaffen?

Was sind die nächsten Stoffe, das Terrain, der Ausdruck, womit diese Zeit eine Poesie ankündigt, und besonders eine deutsche?

Deutschland war noch waldbedeckt, feucht, noch von weiter, düstrer Einsamkeit durchschauert. Aus den Wäldern heraus hob sich hie und da ein Waldberg, von dem die Burg des Ritters leuchtete, ein üppiger grüner Wiesenplan lief auf einer andern Seite in den lispelnden Eichenforst, wo hohes Wild in stolzer Sicherheit vorübersetzte. Weiter abwärts in ein dunkles, blaues Thal lief ein schmaler Weg, unten am Thale herauf klang eine Glocke, es lag ein graues, festes Kloster da, ein Mönch stand einsam auf der Mauer, und sah in das waldesdunkele, schweigende Land. — Zehn Meilen davon, man hatte von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang zu reiten, lag auf freiem, sanft aufsteigendem Plane eine große Abtei, von dort summten viele Glocken, rothe, römische Fahnen wehen von den Thürmen, es ist ein Heiligenfest, von weit, weit aus der Umgegend, denn das Land ist noch sehr leer gegen heute, kommen Kirchgänger. Der Ritter

mit seiner Liebsten auf einem hohen, schweren Thiere, sie sitzt hinter ihm auf der Kroupe des Pferdes, und weiß ihr Staatskleid sauber zu schützen; der Ritter ist arm, er hat kein eigen Pferd für sie, sein treuer Knappe schreitet nebenher, und da das Roß nur im Schritte geht, erzählt er der Herrin von Palästina, von der großen Messe auf dem Felde bei Antiochien, wo der Patriarch die Völker gesegnet habe, von dem Anblicke Jerusalems, vom alten Schloßherrn, der ihn mitgenommen habe in's gelobte Land. Der alte Schloßherr ist des Reiters Vater gewesen, der Knappe erzählt von der Schlacht bei Joppe am Meeresstrande, wie die fürchterlichen Sarazenen herangesaus't wären. Sie hatten Bärte, sagt er, wie Roßschweife, Augen wie feurige Räder, Säbel, so scharf, daß sie Steine durchhieben, und die Pferde waren so dünn und geschwind wie Spinnen und Drachen. Dort habe sich auch der Himmel verfinstert plötzlich, und es habe reines schwarzes Blut geregnet, und dort sei denn auch der selige Herr im Getümmel umgekommen, „der liebe Herr Christus sei seiner Seele gnädig!" Bei diesen Worten hält der Ritter sein Pferd an, Jeder schlägt ein Kreuz vor der Brust und betet ein Paternoster.

Auf den St. Georgentag im nächsten Jahre will der junge Ritter nach dem Rhein hinüber reiten, wo der Kaiser ein Hoflager halten und ein Kreuzheer sammeln werde. Er will auch mit hinaus und empfiehlt seiner Liebsten, das rothe Sammtkollet, was er heute trägt, gut im Stande zu halten, es stammt vom Großvater, auf daß er damit wieder zur Kirche reiten könne nach der Heimkehr, wenn der Herr nicht über ihn geböte. Die Liebste küßt ihn auf den Bart, sie weint nicht, obwohl sie ihn bis zum Vergehen liebt, sie blickt nach dem Himmel, nach der Fahne, die von der Abtei weht, und lispelt: „Herr, zu deinem Preise!" —

Mehr nach dem Norden hinauf, wo die Sachsen widerstrebend ihre alte Existenz aufgegeben haben, bietet sich ein anderes Bild. Der Wald ist dichter und rauher, der Wind streicht scharf, am Fuße eines langen Berges, auf dessen Gipfel ein schwarzes Schloß sich breitet, ist eine Ortschaft gelagert, die mit einer Mauer umgeben ist. Einige Pfeilschüsse davon, wo der Wald so finster ist, wie die eben regnerisch herabfallende Nacht, steht

eine Hütte, darin wohnt ein langgewachsener, alter Sachse mit seinem Weibe. Das graue Haar hängt ihm verwildert um den Kopf, er sitzt an einem Feuer, was mit großen Baumstücken genährt wird, ein kleines Stückchen Feld hat er rings um die Hütte her dem Waldboden abgewonnen; sein Weib, fast eben so lang wie er, mit eben so wirrem, grauem Haare, mit starken, tiefgegrabenen Formen und Zügen des Antlitzes, kauert an der Gluth, und kocht einen Trank aus Gerste. Beide schweigen; es vergeht eine Stunde nach der andern, die Nacht heult und peitscht draußen, und wirft Regen und Windstöße durch das schlecht verwahrte Haus. Plötzlich wird die Thür aufgerissen, und ein Paar Lanzenknechte treten mit barschem, kurzem Gruße herein, schütteln den Regen ab, und strecken sich rasselnd an's Feuer. „Habt Ihr wieder einen Strauß mit dem langen Rudolph drüben an der Aller?" fragt der Wirth. Die Knechte nicken. „Sagt doch dem Grafen oben, die Krämer drüben im Oertchen würden täglich kecker, er sollte sie einmal wieder unterducken. Seit das kleine Volk hinter Mauern zusammenkriecht, wird man auf allen Seiten eingeengt." — Sei still, Alter, spricht die Frau, die alten Kaiser aus unserm Geschlechte haben angefangen die Ortschaften zu bauen, es muß was Bessres dran sein, als wir denken. — Die Thüre geht von Neuem auf, ein junger Mann, das Schießzeug und Horn um die Schultern, tritt ein, er hat sich auf der Jagd verirrt, er ist weit her, man kennt ihn nicht, aber es wird weiter nicht gefragt, er legt sich ebenfalls an's Feuer, und erhält seinen Theil am fertigen Tranke. Ist der verzehrt, dann rückt man zusammen, und die Alte erzählt von alten Zeiten, von der sächsischen Vorzeit, von Sagen und Wundern, von Riesen und Drachen; denn das schauerlichste Element, was im Norden Europa's seine Heimath hat, das ist am Ausführlichsten aus Skandinavien in den deutschen Norden eingebracht, und hat sich von dort aus verbreitet.

Dämmert der Morgen herauf, so klingt das Horn von den Bergen, der Ritter sprengt zur Jagd herab in den Forst, der Falke ruht auf der markigen Hand, noch verhüllend mit der Kappe bedeckt, das Fräulein reitet behende nebenher, die Leute folgen zu Fuß und zu Roß, die Meute bellt und jauchzt, der Wald klingt, das Leben hüpft frisch und geschwinde.

Zu derselben Zeit schreitet der Edelknabe einen steilen Burgeshang hinauf, oben im großen Erkerzimmer sitzt die frische Jungfrau, die große Chronik liegt vor ihr aufgeschlagen auf dem eichenen Tische, der Hauskaplan deutet ihr die Zeichen, erklärt die Geschichten von alter Begebenheit, das heißt: er hüllt sie noch tiefer in's Wunderbare. Manchmal sieht das blonde Mädchen durch's Fenster, oben schwebt ein Raubvogel durch die Luft, unten klimmt der Knabe, und über dem Ganzen glänzt eine goldene Morgensonne.

Zwei Thäler weiter leuchtet sie einem großen Gedinge, da haben sich die Bewohner der Gegend von weither versammelt, der Gaugraf kommt geritten, tritt unter sie, hält ein Gericht und spricht Recht nach dem herkömmlichen Brauche und dem guten Gewissen.

Bei den Schriftstellern der Alten finden wir keine Naturschilderung, die Natur ist noch ein ungetrenntes Ganze mit dem Menschen, hier in der Romantik stellt sie sich Anfangs auch noch unter die Menschen, und erst später gegenüber. — Der offizielle alte Zauberbaum des Mittelalters ist die Linde, sie säuselt Ahnung und Weissagung, bei ihr plätschert der Brunnen, ihr Duft verwirrt und schwellt die Jungfrau, die Linde ist das Wappen der Minnelieder.

Von schlimmerer Bedeutung, ein schlimmeres Verhängniß ist die Weide, der graue unscheinbare Baum, er ist der natürliche Galgen, an ihn hängt man den Uebelthäter. Im Wasser wohnt die Nixe mit schönem, langem Haare, sie weissagt, sie verlockt. Der Klee ist ein heilig Zeichen, die Dreifaltigkeit ist in seinen drei Blättern angedeutet. Von den Thieren ist der stete poetische Begleiter des Menschen das Pferd, darum hebt es die Sage oft so bedeutungsvoll wie einen Pair neben den Menschen: Dietrich von Bern sehen wir auf seinem „Falke" den schlimmen Wittich verfolgen, aber Wittichs „Schemming" ist noch schneller, ist nicht zu erreichen, setzt endlich in's Meer und bringt seinen Herrn zum Meerweibe Wachild in Sicherheit, denn Dietrich muß seinen Falke umwenden, als die Welle über den Sattelbogen hinwegspült.

Diese Züge, und besonders das Schicksal des Rosses „Bayart" in den Haymonskindern hat Rosenkranz mit schönem poetischen

Gefühle herausgehoben: Man hängt dem wackern Bayart Mühlsteine um, er soll im Rheine untergehn, er arbeitet sich aber immer wieder über die Rheinwellen empor, und blickt zärtlich nach seinem Herrn; „um dem Jammer ein Ende zu machen," muß sich dieser abwenden, da erst versinkt Bayart. Rührt der arme, wackere Bayart nicht mit der traurigsten Melancholie?

Zu diesem nächsten Terrain und dessen Interessen kam der blaue, prächtige Blick nach dem Morgenlande; wie viel Geheimnißvolles, Wunderbares enthielt er! Diamanten, fabelhafte Steine, Blumen, Stoffe, Orte und Wesen blitzten da! Wie viel Zauber liegt in dem Momente jener Jugend: eine naive Zeit, die noch nichts kennt, keine Geographie, keine Chemie, der alles Neue wunderbar ist! Wenn wir das in nachgemachter Romantik auch hervorbringen wollten, so fehlte uns eben nichts, als jene Kleinigkeit Naivetät, wir wollten den Reiz des Wunderbaren mit gleichen Mitteln in einer Zeit hervorbringen, welche schon die Bestandtheile der Wunder kennt. Die Bildung, zu welcher ein Zeitalter gekommen, ist auch die Enttäuschung. Die erste romantische Poesie kommt mit der Morgensonne, vertheilt sich unsichtbar am Himmel und unter die Sträucher und Herzen, und kehrt erst wieder ein, wenn die Abendsonne gesunken ist. In der Dämmerung liegen ihre Wunder und ihre Reize; das haben die Obscuranten zu ihrem Vortheile ausgebeutet und künstlich erzeugt. Aber die wahre Dämmerung, welche romantisch wunderbar wirkt, ist das Morgen- und Abendgrau einer Zeit, die mit neuen, nur geahnten Figuren nahe tritt — Vergangenes und Zukünftiges wird mit unsicheren Strahlen beleuchtet und gebreitet, dadurch mit Räthsel und zauberischer Möglichkeit übergossen. Das Vergangene nackt und ohne täuschenden Beleuchtungsstrahl von heut oder morgen ist auf jenem mittelalterlich-romantischen Standpunkte nur eine Merkwürdigkeit oder eine Wissenschaft, aber keine Poesie. Das modern-Romantische mag hierfür schon ein anderes Verhältniß finden; aber das Morgende ohne Beleuchtung des Gestrigen, ohne den Dämmerduft des gestrigen Abends ist auch heute nur Spekulation.

Man horchte und lugte nach dem Morgenlande, wie man Auge und Ohr nach einem Zauberreiche hinwendet, von dem man in der Kindheit gehört hat. Und auch als die Verbindung

mit dem Oriente abgebrochen war, gab diese Erinnerung eine reichste Welt, wie denn die Poesie der Vergangenheit immer größere Macht übt, weil sie blos Platz braucht, nicht so vorzugsweise eine Fähigkeit, um genossen zu werden; denn die Fertigkeit und Rundung der Welt sorgt dafür, daß alles Geschehene in einer gefügten Erscheinung sich darstellt. Gott selbst giebt unserer Vorstellung das Vergangene, aber wir selbst müssen ihr die Gegenwart bilden, und gar die Zukunft erfinden, deshalb ist in aller Vergangenheit die Gottheit mächtiger, und somit die Poesie ein Widerschein derselben.

So blieb das Hinlugen und Horchen nach dem Oriente eine stets poetisch klingende Saite des Mittelalters Jahrhunderte lang.

Die Reisenden haben sie uns oft zerrissen, weil sie uns die geheimnißvolle Ueberlieferung nahmen und die Wissenschaft dafür gaben.

Damals hieß es, die Sonne Indiens sei zehnmal so groß als die unsrige, da schimmerten in allen Schluchten wunderkräftige Edelsteine, Quellen strömten Oel und reines Gold, der Paräbonbaum mit fünfzehn Wurzeln zieht Alles magnetisch an sich, es giebt Greife, in denen Löwe und Adler zusammengewachsen sind, das Thier Krotatos spricht wie der Mensch, mit dem Horne des Einhorns erprobt man, ob die Jungfrau unschuldig ist, die Menschen werden mehrere hundert Jahre alt, es giebt Pygmäen, die nur anderthalb Ellen hoch sind, und sich in das eigene Haar kleiden, Menschen mit Hundsköpfen, mit sehr breiten Gänsefüßen, die sich bei der Hitze auf den Rücken legen und die Füße als Sonnenschirm gebrauchen; das Meer ist mitunter dick wie Lebermuß, der Magnetberg zieht allen Schiffen das Eisen aus — —

Gießt nun über alles das den heiligen Schauer einer jungfräulichen Religion, welche eben erst lebendig eingekehrt ist und aus dem wunderreichen Oriente stammt, welche jungen Völkern viel weniger im Gedankendogma, als im unbeherrschlich Wunderbaren schwebt, und Ihr werdet das Terrain und den Stoff und den Odem jener ersten romantischen Poesie vor Euch sehen.

Um einen Blick in das bevölkerte Wunderreich zu werfen, in welchem das Christenthum schwebte, genügt es, auf eine Sage vom Mittelpunkte derselben, vom Kreuze Christi, hinzudeuten. Man fragte: wo ist das Holz dieses geheiligten Instrumentes

hergekommen? Und es hieß: Adam litt am Podagra und schickte seinen Sohn ins Paradies, um den Schößling eines antirheumatischen Baumes zu holen. Daraus ward ein Baum, der zum Tempelbaue nach Jerusalem kam, aber liegen blieb, späterhin in einer Schaafschwemme gefunden und zum Kreuze Christi verwendet wurde.

Die Träger dieser Zeit, welche solch eine Welt mit allem Stoffe und Bezugnisse zu einer poetischen Erscheinung verdichteten, werden Minnesänger genannt. Alles war jung und morgenfrisch, Alles klang und schimmerte, das ganze und beste Bewußtsein dieser Zeit war also eine Poesie, ein Auf- und Abwogen in Vers und Reim. Die erklärende Prosa fehlte gänzlich, man war nur hingegeben, man dichtete nur zusammen, ohne zu deuten. Die Ersten des Volkes, Kaiser und Könige, Fürsten und Herren standen an der Spitze; die liebende Versenkung, das Spiel des Herzens, was man Minne hieß, war der Mittelpunkt von alledem, aller Werth und Reiz des Lebens ward darin gesucht.

Dies äußerliche Heraustreten der Minnesänger entstand natürlich nicht durch ein einzelnes Ereigniß, sondern ergab sich aus allgemeiner Bedingung. Aber man erzählt gern einen besondern Einschnitt: Kaiser Friedrich der Erste, Barbarossa, hat im Jahre 1154 zu Turin eine Zusammenkunft mit Raymund Berengar dem Zweiten, Grafen von Provence; da wimmelt es am Hoflager von Troubadours, die Zithern und Gesänge erfüllen den Tag und die Nacht. Friedrich selbst hatte Kenntniß und Uebung des Gesanges schon von Hause mitgebracht, aber dieser allgemeine Sinn übte den Zauber auch auf ihn, und einen elektrischen auf die deutsche Umgebung, welche einen unauslöschlichen Eindruck davon mit zurückbrachte.

Frankreich ward durch seine Lage und seine glücklich zusammengestellten Völkerschaften das Land, in welchem sich die Mannigfaltigkeit und der Glanz einer neuen Weltepoche am früh'sten und stärksten ausdrücken mochte; eine starke Einwirkung auf unser Vaterland darf durchaus nicht geläugnet werden, besonders da unter den Hohenstauffen auch Burgund wieder eng an Deutsch-

land geschmiegt wurde. Aber eine direkte Ueberlieferung fand nicht statt.

Das eigentliche Gallien war freilich ein trocknes, prosaisches Land, ohne Sage, ohne innere Welt, und der Leib dieses Galliens ist wohl auch den Franzosen bis heute erhalten, ihre rhetorische Phrase ohne innere Welt, welche sie bis heute mit sich getragen, ist ihre Verwandtschaft mit dem trockenen Rom, mit den römischen Galliern. Aber in ihrem Nordwest siedelten die reichen Normannen eine reiche Welt an, unter ihnen fußten sinnige Bretonen und schufen die Bretagne, so ward ihnen eine schöne Ablagerung des nordischen sagenreichen Lebens. Dieser Theil Europa's bildete denn auch bald eine Dichterschule von dem gediegensten Werthe, deren Einfluß auf europäische Literatur von schwerster Tiefe und von größtem Umfange geworden ist. Man nennt jene Dichter Trouveren. Bei ihnen war die Werkstatt, wo die keltischen, bretonischen, morgenländischen und gnostisch-christlichen Sagen in eine bunte Befruchtung geriethen. Somit, zum Theil aus ihren Herzen, stammt König Artus mit seinen Paladinen, stammt der Gral, ja sogar ein Haupttheil der Karlssage aus jener Gegend, denn so sehr Karl der Große vorherrschend deutsch war, so sehr nimmt ihn doch Frankreich in Anspruch, und seiner Verherrlichung in Sage und Gesang hat es sich am Früheſten angenommen. Der wunderliche Turpinus, welcher ein Bischof von Paris heißt, soll im elften Jahrhunderte die Karlssagen, Galfred Artur, Geistlicher zu Monmouth und dann zu Asaph, soll im zwölften die seines Namensverwandten Artus gesammelt haben. Die alten Meister Hvistace, Gasse, besonders Chrétien von Troyes, gehören in diesen erst normännisch-britisch, dann mehr französisch werdenden Bereich. Hier bildet sich zuerst der eigentliche Ritterroman, und es werden als erste Romanhelden König Perceforest und der Graf von Blois, Partenoper genannt, wo denn viel Zauberei und griechische Prinzessinnen spielen. Das Hauptwerk dieser Richtung ist der Roman von der Rose, dessen Verfasser Wilhelm von Lorris.

Kurz, dieser Hauptstock germanischer Poesie, der nordfranzösische, der am Schnellsten, obwohl am Reichsten durch Dichtungswälder in die behagliche Fläche des wirklichen Lebens kam, der sogar sehr bald die Memoiren gewann, welche im Poetischen

als Fabliaux vortreten, und aus diesem schalkhaften Ausdrucke zur ganzen heitern Dichtung sich verklären, dieser nordfranzösische Kreis war der poetische Segen Frankreichs, und hat die fruchtbarste Einwirkung auf die deutschen Minnesänger geäußert.

Jedenfalls eine viel tiefere, als es den Troubadours möglich war, die im südlichen Frankreich ihr Wesen trieben, und im Aeußerlichen, als förmlicher Orden, unsern Minnesängern allerdings ein unmittelbares Vorbild waren.

Die südlichen Staaten Frankreichs hatten früher nach Spanien und Italien hinüber einen ganz andern Verband, als der spätere Zustand im Aeußeren darlegt. Die gothischen Schaaren, welche Athaulph aus Italien herausgeführt, hatten sich ein Lager im südlichen Becken Frankreichs und im nordöstlichen Spaniens gebildet; was Ludwig XIV. später einmal als Bonmot ausgab, das war damals eine Thatsache: „die Pyrenäen existirten nicht mehr.“ Solch eine Verbindung löscht nie ganz aus. Sie war auch die Furth, durch welche die Araber hereindrangen, und, so viel jetzt widersprochen wird, einen großen Einfluß zurückließen. Unter Berengar, ums Jahr 1100 fand eine völlige Verbindung dieser Länder mit Catalonien statt, das Reich ging von Arles bis Barcelona, die Sprache war gleich, und das Limosinische (Limoges) oder Provençalische war eine nationale Macht. Eine Zeitlang, besonders unter dem toleranten Abdorrhamen war die Vermischung mit Arabern so groß gewesen, daß Johann von Sevilla einen Commentar zur Bibel arabisch geschrieben hatte. Besonders ist jener Mysticismus der Liebe, in welchen die Mauren ihre Zärtlichkeit hüllten, ein deutlicher Bestandtheil des Troubadourdogma's geworden. Das erhielt seine selbstständige Befeuerung, als die christliche Begeisterung darübergegossen wurde, ganze Heere französischer Ritter zogen über die Pyrenäen, und als ein Hauptaufschwung wird angeführt, da sie mit Alphons VI. Toledo erobert hatten. In Clermont d'Auvergne war das zweite große Concilium nach dem von Piacenza, und dort wurde in dieser Sprache vom Oc zum Kreuzzuge gepredigt. Das französische Element war so stark, daß man später auf den lateinischen Thronen zu Constantinopel und Jerusalem die französischen Geschlechter fand, und hier mitten aus

der Provence nennt die Geschichte zwei Hauptführer: Raymund von Toulouse und Wilhelm IX. von Aquitanien.

In diesem Lande nun bildete sich speciell die Lebenspoesie zu einem bis in's Detail ausgebildeten Orden. El glai saber, die fröhliche Kunst, ward er genannt, Liebeshöfe wurden gehalten, das ganze Leben ward ein lustiger Karneval.

Die Aeußerung dieses singlustigen Treibens sonderte sich in drei große Abtheilungen, in Minnelieder, Sirventes und Tençons.

Die Minnelieder, die eigentlichen chansons, welcher Name den Franzosen verblieben ist, haben es mit der Liebe und allen Nüancen derselben zu thun. Die Sirventes dehnen sich über das ganze damalige Leben aus, nur die Tençons sind Wettgesänge der Dichter.

Lais', Soulas' und ähnliche Bezeichnungen schattiren noch weiter.

Das Hauptinteresse der Zeit waren die Aeußerungen dieser Poesie, welche sich mit ihren Gesetzen bis in allen Verkehr drängten, welche zu großen Festen und Turnieren vereinigten. Dieser berühmten Dichtungsepoche fehlte es indessen an einem höhern, poetischen Gehalte, es bewegte sich Alles um einen schmeichlerischen Wohllaut der Sprache, um ein Spiel der alltäglichen Phantasie und des Verstandes. Ein wirkliches starkes Interesse, der Albigenserkrieg, unterdrückte denn auch diese blos „fröhliche Kunst." Zwar versuchte es besonders noch Toulouse durch Gründung officieller Spiele der Art, der sogenannten Blumenspiele, jeux floraux, wo goldne Veilchen ausgetheilt wurden, diese Epoche fortzuführen, aber es gelang nicht. Das bloße Handwerk hat sie in den „Jongleurs," Bastarden der Troubadours, noch eine Zeitlang betrieben und sie mit allerlei possenhafter Nebenfarce gefristet, natürlich aber um so unwiederbringlicher dadurch zu Grunde gerichtet.

Die Sprache hat sich lange als Volkssprache von Piemont bis Murcia und auf die Inseln in verwandten Dialekten fortgeführt, ja, in Aragonien schrieb man bis in die neue Zeit herunter die Regierungsurkunden provençalisch. Aber die Gebildeten verstanden sich frühzeitig gegenseits nicht mehr darin,

dort verschlang sie das Kastilische, hier das Französische und Italienische.

Dieser wunderbare Taumel der Troubadours heischt aber eine Erwähnung, weil der Ruf desselben sich über die damalige Welt verbreitet und vielfachen Anlaß gegeben hatte, für einzelne Sitten des Ritterthums, des Umgangs und Ausdruckes. Die Galanterie, welche von dorther datirt, war kein unwichtiges Wort.

Man kann aber ziemlich fest darauf beruhen, daß die Einwirkung auf die deutsche Literatur nur jene äußerliche eines Eindrucks, einer Anregung war, wie ihn Barbarossa mit seinen Rittern zu Turin empfing, wie er als Windstoß eines Zeitalters geflogen kam, und das allgemeine Dichtungstreiben, was Minnegesang heißt, gründen half, oder ihm wenigstens eine halb officielle Beförderung gab. Den Hauch der Galanterie und den Trieb der Wendung, so wie die einzelne Form ausgenommen, hat er uns nichts gebracht. Wirklichen Stoff und Inhalt hatte er selbst nicht; und das ist ihm freilich nachgemacht worden. Die Gelegenheit, das Lied, als Ausdruck augenblicklicher Empfindung waren nur seine Sache, ein Vogel auf Noten gesetzt. Die Lyrik aber wird am Wenigsten nachgeahmt, sie ist eben die eigene Persönlichkeit des Gesanges, sie nistet nur im vaterländischen Gesange.

Das aber soll nicht geläugnet sein, die Troubadours haben leichtlich die Nachtigall unsrer Heimath geweckt.

Dieß ist unser Frühling der Minnesänger, welcher in unsrer Literatur so lockend klingt. Fast jeder Minnesänger führte neben dieser und jener epischen That seine Waidtasche voll Lieder mit sich.

Der stolzeste Name unter ihnen, und einer, der auch mit zu den ältesten gehört, der ausgebildetste Abdruck des Mittelalters, mit Uebertreibung, Schwäche und Schönheit desselben ist — Wolfram von Eschenbach, Dichter des Titurel, wenigstens eines Theils desselben, des Parcival und manches sinnigen Liedes.

Zeitgenosse und Rival war ihm Heinrich von Ofterdingen, einer von denen, welchen die Fassung des Nibelungenliedes zugeschrieben wird, und mit größerer Sicherheit „der König Laurin." Man macht ihn zu einem Bürger von Eisenach und giebt ihm eine Hauptrolle in dem sogenannten Sängerkriege auf Wartburg, wo demjenigen der Tod drohte, welcher sich in

Gesang und augenblicklicher Sangeslösung übertreffen ließe. Er soll das erstemal unterlegen und nur durch das Einschreiten der schönen Landgräfin Sophie gerettet worden sein. Dann wäre er nach Siebenbürgen gezogen, und hätte sich den berühmten Klinsor von Ungerland, der wie ein Magier geschildert wird, zum Schiedsrichter geholt, und nun sei Alles vortrefflich abgelaufen, Stempfel, der Stöcker von Eisenach, habe nichts zu thun bekommeu.

Wie viel davon rein historisch sei, ist schwer zu sagen, etwas Aehnliches mag wohl vorgefallen sein; wenigstens ist sicher, daß am Hofe des Landgrafen von Thüringen die schöne Sangeskunst mit eben so viel Eifer und Auszeichnung gepflegt wurde, als am Hoflager der Hohenstauffischen Kaiser, und am Hofe der Babenberger zu Wien, daß es ferner an Wettkämpfen, an den deutschen Tençons auch nicht gefehlt habe. Was die Literatur anbetrifft, welche für den „Singerkric uf Wartburc" ausgegeben wird, so enthält sie zumeist ein mystisches Räthselspiel und mystische Lösung, was mit Verherrlichung des thüringischen Fürsten und des Babenbergers von Seiten Ofterdingens abwechselt.

Der hierbei vorkommende, vielleicht fabelhafte Klinsor hat auch seine Stimmen gefunden als Bearbeiter der Nibelungen, bis denn in neuerer Zeit all diese guten Wünsche und Vermuthungen durch Lachmann auseinandergeschoben sind, welcher uns den Verfasser des Nibelungenliedes, wie einst Wolf den Homer, in Rhapsodieen auflös't, die gesammelt und vereinigt worden seien.

Jene beiden berühmten Minnesänger gehören in den ersten Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, man giebt rund das Jahr 1200 für sie an. Als älteste Minnesänger werden Heinrich von Veldeck, ein Niederdeutscher, der um 1180 am Clever und Thüringischen Hofe sang, und Hartmann von der Aue, wahrscheinlich ein Franke, Verfasser des Iwain und des armen Heinrichs, genannt.

Besonders Heinrich von Veldeck, Verfasser der „Eneit" und vieler Minnelieder, ein Westphale, wird als erster Ahn der Minnesänger herausgehoben. Früher schrieb man ihm auch das Gedicht „Herzog Ernst" zu, gab es dann aber nur für eine Ueberarbeitung des Veldeckschen aus.

An Eschenbach und Ofterdingen schließt sich in bestem Ruhme an Gottfried von Straßburg, wahrscheinlich früher ein Mönch, Verfasser des berühmten Gedichts „Tristan und Isolde" und vieler Minnelieder, die zu den schönsten gerechnet werden. Er gehört ebenfalls noch in die erste Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts.

In die zweite Hälfte fällt Konrad von Würzburg, Verfasser des trojanischen Kriegs, des „Gedichts auf die heilige Jungfrau," „der güldenen Schmiede" und vieler Lieder. Eben dahin Rudolph von Emse oder von Hohenems, der in Welschland um 1254 stirbt, wahrscheinlich im Gefolge Kaiser Konrad IV, des vorletzten Hohenstauffen. Von ihm ist das berühmte „Barlaam und Josaphat," und die Universalchronik.

Sein Zeitgenosse war „der Stricker," welcher einen Ritterroman von Karl dem Großen, und dem schwänkereichen Pfaffen Amis geschrieben hat.

Ein eigenthümlich Buch hat Ulrich von Lichtenstein, der auch in's dreizehnte Jahrhundert gehört, in seinem „Frauendienst" hinterlassen. Vielleicht ist es nur seine ausgeschmückte Lebensgeschichte, worin er ein zusammenhängendes Bild des damaligen, erkünstelten Lebens giebt. —

Fragt man nach denjenigen Minnesängern, welche nur durch das Lied sich vorgethan haben, so zeichnet sich besonders aus Walther von der Vogelweide, aus einer alten Familie im Thurgau, der schon 1190 zu dichten beginnt, ferner Reinmar der Alte, Nithart, Kürnberger, Dietmar von Ast, Otto von Botenlaube (ein Graf von Henneberg), Konrad von Hirchberg, Kaiser Heinrich VI, König Wenzel von Böhmen, Heinrich von Morungen, Walter von Metz, und aus dem vierzehnten Jahrhunderte der Tannhäuser, Heinrich von Breslau, Otto von Brandenburg, Meister Hadloub aus Zürich, besonders Heinrich von Missen, „der Frouwenlaub" genannt, der schon 1317 stirbt.

Die Namen gehen noch seitenlang fort und erinnern in Fülle an die Almanache heutiger Zeit. Die Hauptsammlung derselben ist der Manessische Kodex, sogenannt vom Züricher Rathsherrn Rüd'ger von Manesse, der ihn zusammengesucht hat. Es sind 136 Minnesänger darin, eine sehr achtungswürdige Zahl. Merk-

würdig genug haben wir Deutsche keine Ausgabe davon, sondern warten ihrer noch immer; denn der schöne pergamentene Kodex ist im dreißigjährigen Kriege nach Paris gekommen und dort verblieben. Von Hagen ist jetzt mit einer Ausgabe beschäftigt. Darin findet sich auch der Wartburgkrieg. Kleinere Sammlungen sind noch ungedruckt im Kloster Weingarten, in Heidelberg, Jena, Würzburg und die reichste, aber meist aus späterer Zeit, in Colmar.

Natürlich ist es mit jener Blüthenepoche ergangen, wie wir es jeden Frühling an der Baumblüthe beobachten: gar Vieles fällt ab und wird zertreten, und war doch nicht schlechter, als was zur Frucht reift. Manches Volkslied, manche eigentlichen Volksdichter, die man „fahrende Leute" oder „kunstlos Gehrende" hieß, und über deren plumpen Ausdruck der Meistersänger oft klagt, sind verdorben, zertreten. Indeß, was darüber auch geklagt und gesagt werde, das eigentliche Volk war noch nicht gar so betheiligt, das poetische Bewußtseyn war mehr oder minder das Ergebniß einer Bildung, die sich aus dem jungen Gesammteuropa ergab, die aus einer gebildeten Versenkung in das neue Glaubensgebiet erwuchs.

So ist Form und Maaß der lyrischen Dichtung großentheils den Troubadours entlehnt. Die Meisterorden und Singschulen haben alle Regelüberlieferung sorgfältig aufgenommen, und diese Meisterorden erweisen sich von Tag zu Tage älter, als man früher geglaubt. Früher nämlich theilte man streng Minnesänger von Meistersängern, man sagte: der Meistergesang tritt ein — und zwar frühestens — mit Ende des dreizehnten Jahrhunderts, wo Frauenlob und Regenbogen zu Mainz die erste Gesangsschule stifteten, wo der eigentliche freie Minnedrang aufhört, und man die spärlicheren Tropfen in besonderem Gefäße auffängt, wo man Ausdruck und Maaß auf's Strengste ordnet, damit die Ordnung für den mangelnden Ueberfluß entschädige.

Das Hauptsächlichste der Eintheilung kann beibehalten werden; denn der sogenannte Meistergesang im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderte, die Grummeterndte des Mittelalters, flüchtete sich in das Pedantische der Reimerei, um einen Halt zu haben, weil ihm der Inhalt gebrach.

Aber jene Singschulen und Meistergesetze, die vielfach mit

den Formgesetzen der Troubadours zusammenhingen, gehen in Wahrheit bis in die beste Zeit des Minnegesanges zurück. —

Es ist nun zu versuchen, wie man in einer gewissen Folge sich dieser poetischen Thaten des Mittelalters auch in der Nähe mehr versichert, und der passendste Gang scheint folgender:

1) der gothische Dichtungskreis, wie er vom Mittelalter aufgenommen und gefaßt wird.

2) Der Kreis Karls des Großen.

3) Der Artus'sche Kreis, wohinein die Sagen vom Gral zu ziehen sind.

4) Gedichte über einzelne historische Personen und einzelne poetische Erzählungen.

5) Der Kreis der antiken Götter- und Heldensage.

6) Der Kreis des direkt Religiosen.

6.

Das Nibelungenlied und das Heldenbuch.

Darin ist der gothische Kreis umspannt mit alle dem, was fränkisch-burgundisch, nordisch-sächsisch und longobardisch daran reicht.

Die alte Heldensage ist wie ein unterirdisch Gewässer unter den wüsten Jahrhunderten Deutschlands fortgesickert, hier und da als ein breiter Quellenstrahl aufgesprungen, vom Volke oder einem Einzelnen betrachtet, genossen worden, wer weiß es! und jetzt, wo sich eigentlich der höhere Sinn des Mittelalters nach ganz anderen Interessen, Motiven und Verknüpfungen hinwendet, macht sie sich plötzlich mitgeltend. Sie hat nichts von all' den dialektischen, verhüllenden Wendungen, welche das Mittelalter sucht, und dennoch erzwingt sie sich Gehör, Achtung und Sammlung.

So sind ihre verschiedenen Bäche zu Hauptströmen geworden, besonders zu einem Hauptstrome, dem Nibelungenliede, und Niemand weiß die Art und Weise genau anzugeben. Da liegt es vor uns, das Wunder unserer Nation, von dessen Boden uns wohl anderthalbtausend Jahre scheiden.

Zuverläßig ist von den alten Stoffen auch noch Vieles für uns verloren, wie namentlich aus der Wilkina Saga zu ersehen ist. Unter dieser Wilkina Saga versteht man eine Sammlung von Heldensagen, welche, etwa im dreizehnten Jahrhunderte, in nordische Prosa aufgelös't und solchergestalt überliefert sind. Daraus ergibt sich denn, daß uns Manches fehlt.

Bei Eintheilung und Wiedergeben dieses alten poetischen Kreises schließt man sich am besten oft an Rosenkranz, der mit schönster Wärme sich diesen Stoffen hingegeben und sie schon darum am Anziehendsten geschildert hat. Leider gehört seine Geschichte unseres poetischen Mittelalters nicht zu denjenigen Schriften, welche er so reif und besonnen abgefaßt wie manche andere, eine Ueberschwenglichkeit, und man möchte sagen: eine schwärmerische Dialektik und Klassifikation läßt ihn mancher unschuldigen Erscheinung tiefe Absicht unterlegen, kurz, läßt ihn eintheilend übertreiben. Aber die schönste Wärme und die dichterischste Kombination bleibt doch so weit übrig, daß er noch immer ein richtigerer Führer ist als anderes besonnene, aber nüchterne Raisonnement.

Man theilt diesen Kreis, allerdings mit einiger Willkür, in die „deutsche Iliade" und die „deutsche Odyssee." Diesem Belieben fügt man sich, weil die Uebersicht erleichtert wird, wenn auch die aus anderem Verhältniß genommene Vergleichung stets etwas Mißliches behält, und doppelt mißlich wird, sobald sie gar eine Art und Eintheilung bestimmen soll.

Alle Sagen, welche mit Sigfrid beginnen, die Amelungischen Kreise durchziehen, die Burgunder berühren, und endlich in das große, schwarze Bett des Nibelungensee's fallen, umschließt man durch den allgemeinen Ausdruck der „deutschen Iliade."

1.

Hörnen Sigfrid.

Mit dieser Jugendgeschichte Sigfrid's beginnt dieser Cyklus. Sie ist nur als alter Meistergesang vorhanden. Sigfrid, dies Ideal eines jungen, nordischen Helden, welcher schon in der Edda als Sigurd figurirt, kann von seinem Vater, Sigmund, König in Niederland, nicht mehr gezähmt werden, er stürmt in die Welt hinaus, den Rhein aufwärts, erschlägt den Drachen Faner, badet sich in dessen Blute, wird dadurch fest (hörnen) und erwirbt den Schatz des Zwergkönigs Niblung.

Ziemlich übereinstimmend bildet dies auch den Eingang zu dem Nibelungenliede, wie es bei uns jetzt sich bietet.

Hier schließt sich indessen schon ein wahrscheinlich nur verwandtes zweites Lied an: Wir sehen Chrimhild, Tochter des Königs Gibech von Worms, tief in einem Steingeklüfte, wohin sie ein Drache entführt hat. Sigfrid dringt zu ihr, tödtet den Drachen und führt sie fort. Dafür wird ihm sein früher Tod und die daraus folgende Rache geweissagt, welches bekanntlich die Hauptstoffe des Nibelungenliedes sind. Als er auf dem Wege nach Worms mit ihr an den Rhein kommt, schüttet er den eroberten Schatz in den Strom, was soll er helfen bei dem einmal geweissagten Untergange? — In Worms heirathet er Chrimhild, und wird bald darauf im Odenwalde am Waldbrunnen von Hagen erstochen. Wegen des übrigen Verlaufes wird auf ein ander Gedicht verwiesen.

Dies ist, wie gesagt, mit einiger Veränderung, diejenige Sage, welche das Nibelungenlied nach der jetzigen Zusammenstellung einleitet. Wir gehen nun von dieser flüchtigen Schilderung des jungen nordischen Recken, der den naiven unerschütterlichen Jugendmuth darstellt, zu dem Hauptbilde des südlichen Kreises, des Amelungenhauptes, zu Dietrich von Bern. Dies ist der männliche Held, dem weniger das isolirte Abenteuer, nicht die Liebe und der jähe Tod beschieden, welchem vielmehr ein arbeitseliges Ringen um einen großen Zweck aufgegeben ist. Wenn Sigfrid ziemlich einsam erscheint, wenn Keiner als sein Freund, im eminenten Sinne dieses Worts, nur sein Weib als seine innige Vertraute genannt werden kann, und wenn er nur um seinen Ruhm und um seine Liebe kämpft, so tritt Dietrich an der Spitze einer großen waffengeübten Heldenschaar auf, und streitet für sein Recht. Immer ist er der Angegriffene, nie der Angreifende. Diese Stellung giebt ihm eine Besonnenheit, welche nur allmählig zum Aeußersten übergeht, und durch innere Haltung der ihm inwohnenden ungeheuren Kraft beständig gebietet.

Die Sage schreibt ihm einen verzehrenden Zornesodem bei. Neben ihm steht Hildebrand, der alte Waffenmeister, sein Erzieher, der „Weltkundige." Wie bei Sigfrid Worms ist hier Verona (Bern) der Mittelpunkt. Etzels Hof in Ungarn ist Dietrichs Anhalt, so wie er für die Burgunder ein Ziel wird.

Unter den Dichtungen nun, welche sich mit Dietrichs Jugend-

zeit beschäftigen, reihen sich folgende in den großen Cyklus, welcher allmählig in das Nibelungenlied hineinführt, und schließen sich somit in weitem Bogen mit Nro. 1 „Hörnen Sigfrid" zusammen.

2.

Ecke's Ausfahrt.

Eck, sein Bruder Fasold und Ebenrot hüten zu Kölln am Rhein drei Jungfrauen, welche durchaus Dietrich von Bern sehen wollen. Eck macht sich auf darnach. „Aus dem Geschlecht der Riesen reitet er nicht, er würde das Pferd erdrücken, aber gerüstet in Otnits Stahlrüstung mit goldenen Ringen, die von Zwergen aus arabischem Golde gewirkt und in Drachenblut gehärtet sind, tritt er wie ein Leu in den Tann. Fern hört man es aus dem Walde klingen wie Glocken, wenn die Aeste seinen Helm berühren. Bei dem Hall wacht das Gewild auf mit mannigfachen Stimmen und flieht, doch von manchem Thiere wird ihm nachgesehen. In der Nacht findet er Dietrich, der kampfmüde ist. Beide legen sich nach einander zum Schlaf, und einer bewacht den andern. Wie die Vögel den Tag ansingen, beginnt der Kampf. Das Feuer, aus den Helmen springend, entzündet rings die Aeste, daß ein Rauch über den Streitenden aufsteigt. Die Gewandheit des christlichen Helden siegt endlich über den ungefügen Riesen, der, heidnisch gesinnt, den Teufel zum Helfer haben will, und der doch auch wieder eine schöne und treuherzige Gesinnung zeigt; ja, er sagt selber dem Dietrich, auf welche Weise allein er getroffen werden könne — daß jener, wie er ihn getödtet, ausruft: „Ich habe mehr verloren zu dieser Stunde, denn gewonnen!"

Dietrich kommt endlich nach Kölln und befreit die Jungfrauen von dem Riesen.

3.

Der kleine Rosengarten,

oder der Zwerg Laurin. Die Welt der Zwerge, schimmernd und prahlend und im Grunde doch hohl, stellt sich hierin dar. Ihr gegenüber erscheint die Gediegenheit der gothischen Helden im schönsten Lichte. — Jungfrau Simild ist vom Zwerge Laurin ihrer Schönheit wegen geraubt worden. Die Amelungen suchen sie, und finden einen Rosengarten, der nur von einem Faden umgrenzt ist. Wittich, einer von ihnen, haut darein, grimmig erscheint Laurin, bekämpft und besiegt Wittich. Jetzt macht sich Dietrich daran, überwältigt ihn, erzwingt die Versicherung, daß Simild hier sei, und freigegeben werden solle. Man zieht nach dem unterirdischen Reiche, Wittich voll Mißtrauen. „Die Ritter lassen ihre Pferde außen im Klee; Laurin zieht vor einem Felsen an der Schelle," er öffnet sich, ein prächtiger Saal erscheint —

„Viel manche Vögel lieblich sangen,
Viel manche Saiten süß erklangen,
Viel mancher Posaunen lauter Schall
Sprang durch des reichen Königs Saal."

Hier wohnt nur Laurin's Neffe, den andern Tag geht's zu Laurin selber, wo sie der größte Pomp empfängt. Simild erscheint zu großer Freude. Aber nun läßt Laurin die Helden blenden, einschläfern, und ein Riese hängt sie in finsterem Gewölbe an eine eiserne Stange. Als Dietrich erwacht, erwacht mit ihm sein Zorn, und der Odem seines Zorns schmilzt die Bande. Er befreit die Uebrigen. Simild bringt Ringe, welche den Zauber der Blendung heben. Nun beginnt der entsetzliche Kampf mit Zwergen und Riesen, welche von den Amelungen besiegt und erschlagen werden. Laurin wird gefangen, und „wird als Gaukler fortgeführt, an der grünen Linde vorüber, wo er Simild geraubt hat".

4.

Etzel's Hofhaltung.

Dies ist ein späteres Gedicht, was an den Kreis der Tafelrunde erinnert. Es findet sich aber mit in der späteren Bearbeitung Caspar's von der Rön, welche v. d. Hagen und Primisser herausgegeben.

Selde, eine schöne Jungfrau, deren Name Wonne und Heil bedeutet, wird von einem wüsten Jäger, dem wilden Wunderer verfolgt, und sucht Hülfe bei König Etzel. Dietrich wird ihr Kämpfer, sie giebt ihm einen Segen der Unverwundbarkeit, er beginnt mit dem wilden Wunderer einen furchtbaren Kampf, und siegt. Frau Selde dankt und verschwindet.

Daran schließen sich die Gedichte, welche die Entzweiung Dietrichs mit seinem Oheim, dem römischen Kaiser Ermenrich, betreffen. Der Kaiser hat ihn vertrieben, Dietrich rettet sich zu Rüdiger von Bechlaren, der überall als sanfter, ehrenwerther Vermittler erscheint. Dieser führt ihn zu Etzel und empfiehlt ihn. Etzel nimmt ihn auf, aber kann ihm keinen siegreichen Erfolg verschaffen. „Alles mißlingt, und" der Trost der Amelungen „kehrt trostlos zu den Hunnen zurück." Dies ist der Gegenstand des sehr vernachläßigten Gedichtes, „Dietrichs Ahnen und Flucht zu den Hunnen," welches um seines geringeren Werthes willen hier nicht in die regelmäßige Zahl aufgenommen ist; in diesen Stoff spielt auch das Hildebrandlied.

Der ernstere Ton dieses Abschnitts, das Mißgeschick Dietrichs, empfängt dagegen sehr würdigen Ausdruck in

5.

Alphart's Tod.

Der frische Jugendheld Alphart, Neffe des alten Hildebrand, zieht kühnlich aus gegen Dietrichs Feinde, Heime, Wittich und Sibeck. Kein Ermahnen hält ihn ab. Alles wirft er nieder,

Wittich muß sich ihm entgegenstellen; aber Heime lauert im Versteck und springt zur Hülfe herbei, als Wittich wankt. Alphart ficht tapfer bald mit dem Einen, bald mit dem Andern. Endlich fallen sie treulos Beide über ihn her, unerschöpflich scheint sein junges Blut zu sein, endlich sinkt er. „Wittich stößt ihm das Schwert beim Schlitz des Panzers in den Leib, reibt es darin um und mordet ihn." Mit einem Fluche gegen den Treulosen scheidet er vom Leben, seine letzte Wehklage gilt nicht dem Sterben, sondern der schmachvollen, gesetzwidrigen Art. — Nach einer Lücke finden wir Hildebrand und dessen Bruder Ilsan am Grabe Alpharts. Sie ziehen Dietrich zu Hülfe, der in einer Schlacht Kaiser Ermenrich schlägt, die Verräther aber umsonst auf dem Schlachtfelde sucht, welche sich mit dem Kaiser nach Ravenna retten.

6.

Die Ravennaschlacht,

oder die Schlacht vor Raben. Dietrich ist wieder ausgezogen um sein Reich, Etzel hat ihm Macht und seine Söhne Scharf und Ort mitgegeben. Dietrich will diese schonen, und läßt sie in Ilsan's Hut, sie entweichen aber diesem mit Diether, dem Bruder Dietrich's, und begegnen im Nebel, der sie irre führt, dem Wittich. Der Kampf beginnt, Wittich erschlägt sie nacheinander alle drei, und wirft sich dann selbst jammernd über dies Todesgeschick zur Erde. Unterdessen liefert Dietrich dem Kaiser vor Raben eine eilftägige Schlacht, die Burgunder sind hier mit dem Kaiser — der Kaiser flieht; aber Dietrich erfährt den Tod der drei Jünglinge, und wird so vom Schmerz erfüllt, daß er sich das Glied eines Fingers abbeißt, und „als er doch in seinem Schmerze nicht vergeht, gegen sich selbst wüthet, und in den verzweifelnden Schrei ausbricht: o Herz, warum bist du so fest?"

Er kann sich trotz des Siegs gegen den Kaiser nicht halten, scheut sich aber vor der Rückkehr zu Etzel, und trachtet nur nach Rache an Wittich. Hier kommt nun die wilde Jagd, wo er auf seinem Falke den Wittich Tag und Nacht verfolgt, aber den schnelleren Schemming nicht einholen kann, welcher, wie oben

angeführt ist, am Ende ins Meer setzt. — Traurig kehrt er zu den Hunnen, wo die Klage über den Tod der Söhne noch hoch und schrecklich geht, wo Frau Helke den Gedanken verflucht, diesem Dietrich geholfen zu haben. Rüdiger vermittelt die Wiederaufnahme, aber Etzel „nickt nur kärglich mit dem Haupte," da Dietrich flehend vor ihn tritt.

7.

Der große Rosengarten vor Worms

fällt der Zeit nach vor jenes Gedicht, denn hier erkämpft sich Wittich den Schemming, aber die Kreise der Amelungen und Nibelungen, der Gothen und Burgunder treffen hier am Nächsten zusammen, wie sie denn in der letzten großen Zusammenfassung, in der Nibelungennoth, zum Untergange vereint werden. Deshalb erhält „der große Rosengarten" hier seine Stellung. Es ist dabei noch die Sage „Walther von Aquitanien" und „Biterolf und Dietlieb" zu erwähnen, welche ebenfalls in diesen Uebergang gehören.

In diesem „großen Rosengarten" wird Chriemhild's Vermählung mit Sigfrid zu Worms gefeiert. Etzel und Dietrich mit den Amelungen sind eingeladen, sich im Rosengarten mit zwölf Burgundern im Turnier zu messen. Den Siegern verheißt man Rosenkränze und Küsse, denn die Ehre, als den Hauptpunkt, bringt man nicht in Anrechnung, so wie man nicht davon redet, daß bei solchem Turniere das Leben rasch verloren sein kann. Die Amelungen holen dazu den schon oft erwähnten Mönch Ilsan aus dem Kloster Isenburg ab. Er ist der Bruder Hildebrands, und soll zwölfter Kämpfer sein, denn er ist sehr gewaltig und trägt den Panzer unter der Kutte. Mit ihm tritt ein neues, äußerst heiteres launiges Element in die Sage. Man sieht, wie jung das Christenthum noch war, oder wie sich der kräftige Volksgeist gegen die rein geistige Enthaltsamkeit auflehnt. Ilsan ist sich dieses Gegensatzes, daß er mit seiner Lust und Kraft ein zerknirschter Mönch sein solle, vortrefflich bewußt, und treibt damit den behaglichen Scherz. Auch daß er im Mönchssinne behauptet, er würde Dietrich nicht zu so leichtsinnigem

Beginnen gefolgt sein, wenn er nicht vor seinem Eintritte ins Kloster dem Dietrich noch die Theilnahme an einer Fahrt versprochen hätte, auch daraus kuckt der dialektische Schalk jener Zeiten, welcher eigentlich voll subjektiven Behagens mit den geistlichen und weltlichen Gegensätzen spielt. Sein langes Schwert nennt er seinen Predigerstab; als er unnützerweise Chriemhilden die Rosen zerstört und sie ihn schilt, verbietet er ihr drollig das Fluchen, die Mädchen will er in „lustig zweideutiger Weise" Beichte hören, den Kampf selber nennt er eine Beichte, und seines Gegners, Volkers, Schwert einen Fidelbogen. Die Spitze davon ist, wo er endlich nach dem Siege ein Mädchen im Arme hat, und Rosenkranz und Kuß empfängt: „die frische Jugendlust, die ihn durchzuckt, und „„ihr Lachen und ihr Kosen und lieblich Angesicht,"" was ihn erquickt, hält er mit seiner klösterlichen Einsamkeit fast rührend zusammen und schimpft auf die Falschheit des Abts und seiner Brüder."

Dieser Ilsan ist eine sehr merkwürdige Figur, in welchem, wie aus einer unbekleideten Stelle jener Zeit, das nackt naive Fleisch hervorkuckt, und halb lachend, halb scheltend verkündet, es sei nicht todt, und es sei doch noch nicht ganz in der Ordnung, es so völlig zu unterdrücken. Als er in sein Kloster zurückkehrt, treibt er's noch schärfer, da er nun die baare Entsagung wieder vor sich sieht, und drückt den Mönchen die Dornen des Rosenkranzes so unbarmherzig in die Glatzen, daß ihr Blut strömt.

Also der Rittermönch Ilsan; die Handlung im Ganzen begiebt sich aber folgenderweise: Rüdiger kündigt an, daß die Amelungen auf dem Wege sind, er findet Chriemhild im Garten, „wo sie, umduftet von blühenden Rosen, unter einer breitschattigen Linde mit ihren Jungfrauen Hof hält. Hier singen die Vögel so wundervoll im glänzenden Laube, hier strahlt die Schönheit an so viel hundert Jungfrauen; hier schlägt ein Mädchen die Harfe so wonnig, daß der edle Markgraf hier das Dasein des Himmelreichs auf Erden empfindet und der schönen Zitherspielerin seinen kostbaren Mantel zum Danke umhängt."

Der Kampf beginnt. Die Amelungen siegen, „oftmals durch Chriemhildens Bitte um Schonung unterbrochen," nur Sigfrid und Dietrich sind noch übrig. Dieser will nicht kämpfen, weil jener mit der Hornhaut begabt sei und er nur gegen „Fleisch

und Blut" streite. Hildebrand aber reizt ihn so, daß er mit der Faust nach ihm schlägt, und als man ihm nun die fälschliche Nachricht bringt, daß dieser alte „Lasterbart" davon tödtlich getroffen sei, da erwacht sein Grimm und er stürmt gegen Sigfrid. Lange schwankt der Kampf, bis Dietrich immer heißer wird, und von seinem Odem Sigfrids Horn schmilzt. Da dringt das Schwert spannentief ein, Sigfrid unterliegt, die Frauen bitten all, und Dietrich steht vom Weiteren ab.

Man findet diese Komposition sehr schön und kunstreich, den Ausdruck vortrefflich und weis't diesem Gedichte eine der ersten Stellen an.

Das Alles wird nun aber in Größe und Fülle überragt vom Nibelungenliede, welches sich auf diesen Bergen wie das Höchste, Alles umfassende, Alles überragende Gebirge aufthürmt.

Man glaubt, die meisten dieser Cyklusgedichte seien am Ende des dreizehnten und Anfange des vierzehnten Jahrhunderts in jetziger Gestalt entstanden. Gervinus besonders möchte sie gern noch später setzen, da er den größten Theil derselben gar zu läppisch und langweilig findet. Es sind Trümmer der deutschen Sage, deren letzter und für uns wichtigster Sammler Caspar von der Roen erst in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts mit dreister Hand thätig ist. Die epische Breite behagte schon dem fünfzehnten Jahrhunderte nicht mehr, und was nicht etwa komisch wirkte, ward weggelassen.

8.

Das Nibelungenlied.

Es beginnt mit jenem Auszuge Sigfrids, den wir schon kennen, und der mit ein wenig Veränderung das Lied anhebt. Nicht bei einem Drachen, sondern zu Worms unter sorgsam elterlicher Obhut findet er Chriemhilden. Uebermüthig tritt er auf, und will gleich um das ganze Burgunderland mit allen kämpfen; beschwichtigt zieht er mit ins Feld gegen Sachsen und Dänen, und jetzt bei der Siegesfeier in Worms kommt er zum erstenmale mit Chriemhild zusammen, schüchtern bildet sich das Verhältniß der Liebenden.

König Günther hat von Brunhild in Isenland gehört und will sie heirathen — hier tritt nun direkt die nordische Sage ein,

nach welcher diese Brunhild, eine Valkyre, Sigfrids erste Geliebte war, von der er durch einen Zaubertrank abgeleitet wird. Dies Verhältniß tritt aber im eigentlichen Liede nicht mehr deutlich hervor, obwohl es ein starkes Motiv mehr zu Brunhildens späterem Haß gegen Sigfrid gewesen wäre. Vielleicht ruht eine feine Vorsicht darin, dieses Motiv reiner und einfacher zu halten, besonders, da es ebenfalls in das Thema einer frühern Berührung Brunhildens von Seiten Sigfrids spielt. — Kurz, Sigfrid, unter seiner Tarnkappe versteckt, erwirbt dem Günther die Brunhild, da er die Probekämpfe scheinbar als Günther leistet, man kehrt zurück, Sigfrid mit dem Nibelungenschatze versehen. Es wird die Hochzeit von beiden gefeiert, und zwar erhält Sigfrid seine Chriemhilde zu großer Verwunderung Brunhilds, da er ihr durch alle Vorgänge nur als Dienstmann Günthers bekannt ist. Sie fragt Günther, dieser einmal in die Täuschung gerathen, da ihm nur solche Täuschung Brunhild selbst erworben hat, weicht aus und sagt, Sigfrid sei ein so mächtiger Vasall, daß die Ehe für seine Schwester durchaus nichts Unpassendes habe. Dabei begnügt sich Brunhild nicht — der Same ist gestreut — und sie verweigert Theilung des Ehebettes, bis sie darüber wahrhaft unterrichtet sei. Umsonst versucht Günther die Lösung durch Gewalt, sie ist stärker denn er, und hängt ihn an der Wand über ihrem Bette auf, Günther muß von Neuem die Täuschung fortsetzen, Sigfrid muß sich in die Schlafkammer schleichen und Brunhild überwinden. Sie glaubt sich von Günther überwältigt und ergiebt sich.

Sigfrid geht mit seiner Frau in die Heimath nach den Niederlanden. Es vergehen zehn Jahre, sie kommen nicht mehr nach Worms, und Brunhild, welche an dem Begriffe eines Vasallen festhält, wundert sich höchlich über diese Unbekümmertheit. Sie bittet Günther, doch den Schwager und dessen Familie einmal einzuladen. Es geschieht, sie kommen; Brunhild behandelt sie als Vasallen, beim Gange zur Kirche kommt wegen des Vortritts diese Frage der Gleichheit oder Ungleichheit zwischen den Frauen zum Ausbruche; Brunhild nennt die vermeintliche Dienstmannin anmaßend, diese, Chriemhild, die Vorgänge ihres Gemahls kennend, nennt sie ein Kebsweib. Entsetzt bleibt Brunhild stehen, und bricht in Weinen aus, Chriemhild schreitet stolz in den

Münster. Die Messe dauert der Weinenden gar zu lang, sie wartet aber standhaft, und als jene wieder hinaustritt, fordert sie Beweise solcher Beschuldigung. Chriemhild bringt Ring und Gürtel, als die Zauberwaffen, welche ihr Sigfrid in der Brautnacht abgerungen, und als Beweise, daß er früher bei ihr geschlafen habe, als Günther. — Brunhild ist außer sich und stürzt zu Günther; dieser läßt Sigfrid rufen, und Sigfrid schwört öffentlich vor den Burgundern, daß dem nicht so sei, und seiner Frau verweiset er es streng.

Liegen die Gründe tiefer, oder sei es nur Wuth auf den Veranlasser solches Aergernisses, Brunhild vergiebt es Sigfrid nicht — ein sehr Poetisches bleibt daran, daß soviel Möglichkeiten und verborgene Motive dabei unter hüllender Decke ruhn — sie verbündet sich mit Hagen zum Untergange Sigfrids. Hagen vergleicht man aus dem Burgunderkreise dem alten Hildebrand der Amelungen, aber es ist eine sehr oberflächliche Aehnlichkeit: Hildebrand bleibt bei aller Verschlagenheit naiv, Hagen ist grausam ernst. Rosenkranz schildert ihn vortrefflich: „Hagen ist ein düsterer und in sich gekehrter Mensch, welchen ein langer Wuchs, scharfe graue Augen u. s. f. schon von Außen als ungewöhnlich bezeichnen. Von allen Charakteren in den Nibelungen ist er durch seine reflektirende Natur am meisten modern, und in der Gewißheit von sich selbst hat seine unermeßlich große Gewalt ihren letzten Grund. Durch sein Denken steht er daher schon an sich Sigfriden gegenüber, in welchem Alles mehr unmittelbar in frischer Fülle der Gesinnung sich aufschließt; denn ein besonderer Grund für Hagen, Sigfrids Feind zu sein, ist nicht sichtbar, sondern er scheint theils durch die innere Entgegensetzung gegen ihn, theils durch seine Anhänglichkeit an das Burgundische Herrscherhaus zu seinem finstern Handeln bestimmt zu werden.“

Durch diesen Mann fällt die erste erschreckende Todeswunde, wodurch der erste Theil des Gedichts beschlossen wird. Als Sigfrid sich im Blute Fafners wusch, wodurch er hörnen wurde, lag ein Lindenblatt zwischen den Schultern, dort blieb ein leerer unbeschützter Fleck, ein Eingang zur Todeswunde. Hagen, der Schlimme, hat auch Chriemhild getäuscht, sie selbst entdeckt ihm die verwundbare Stelle, damit er bei Gefahr den Gatten desto sicherer schütze, ohne Wissen Sigfrids näht sie ein buntes

Kreuzchen auf das Kleid, damit dem Freunde der wehrlose Punkt sichtbar sei.

Aber sie ist von Träumen und Ahnungen geängstigt, sie will Sigfrid nicht aus den Armen lassen, als er zur fröhlichen Jagd mit den Burgundern hinauszieht. Er dagegen ist fröhlich, der Wald glänzt, die Jagd springt, er fängt einen lebendigen Bären und scherzt damit. Als er dürstet, fehlt es wohlberechnet an Wein, Hagen weiß einen Brunnen, schlägt einen Wettlauf dahin vor, und veranlaßt Sigfrid, die schwere Kleidung des Laufes wegen abzuthun. Sigfrid siegt zum letzten Male, wartet, bis Günther nachkommt, und bückt sich dann zur Quelle. Da stößt ihm Hagen den Speer zwischen den verrathenen Schultern tief hinein, sodann flieht er, taumelnd reißt sich Sigfrid auf, wirft ihm donnernd noch den Schild nach, verheißt sterbend seine Rache und sinkt todt in die Waldesblumen.

Das Wetter hat zum ersten Male mit einem einzigen Schlage getroffen, es grollt leise in Chriemhildens Wehklage, man hat ihr den theuren Leichnam vor die Schwelle gelegt, — und scheint sich zu beruhigen, aber an den Rändern des Horizontes ziehen sich die Wetter nur um so dichter und gethürmter zusammen. Sie ahnt es wohl, daß nicht Räuber ihren Herrn erschlagen, wie man ihr erzählt, sie sieht, daß seine Wunde blutend aufbricht, da Hagen an die Leiche tritt. Aber tief verschließt sie die Rache ihrer Liebe, fest behält sie Hagen im Auge. Eine scheinbare Versöhnung mit dem Burgundischen Hause tritt ein; Hagen entwendet ihr den Schatz, den Nibelungenhort, und schüttet ihn, wie es heißt, bei Bingen in den Rhein, um ihr die Mittel für Rache zu verkleinern. Er spricht auch sehr dagegen, als König Etzel um ihre Hand wirbt, weil er in solcher Verbindung neue Rachehülfe heraufdämmern sieht; aber Chriemhilde setzt die Heirath durch in eben dieser Absicht. Sieben Jahre wohnt sie scheinbar ruhig bei Etzel, aber das Gedächtniß Sigfridens, der ihr Herz und ihren Leib beherrscht hat, lebt blutig in ihr.

In einer glücklichen Nacht Etzels verspricht er ihr, die Burgunder einzuladen. Die alte Burgunderkönigin Ute warnt davor, weil sie drohende Träume habe — dies Element verleitet Hagen, dafür zu stimmen, er glaubt nicht an Träume. Man

bricht auf, an der Donau weissagen ihm Wasserweiber, daß nur des Königs Kapellan zurückkommen werde. Er spottet, erschlägt den Fährmann, stürzt den Kapellan in die Fluth, und drückt ihn noch einmal nieder, da er wieder emporkommt, um die Weissagung zu vernichten. Aber er sieht den Kapellan bald darauf am jenseitigen Ufer die nassen Kleider ausschütteln, er sieht ihn gerettet, und weiß nun, woran er ist. Fliehen vor dem Geschicke will er nicht, er tritt mit kaltem Muthe in die Nothwendigkeit, er weiß, daß Alles sterben muß, er zertrümmert den Kahn, da es keine Rückkehr giebt, und so geht es weiter dem Verhängniß entgegen.

Bei Rüdiger zu Bechlaren sonnt man sich noch einmal in rosigem Abendschimmer, und feiert Giselher's und Dietlindens, der Tochter Rüdigers, Verlobung.

Vor Etzels Burg tritt ihnen Dietrich entgegen — wir treten damit in den Bereich des Amelungenkreises — er spricht ihnen von Chriemhildens schlimmer Gesinnung, verheißt ihnen aber Frieden von seiner Seite. Chriemhilde kommt ernst, empfängt mit einem Kusse ihre Brüder, blickt aber feindlich auf Hagen. Wo ist der Schatz meines Mannes, wo ist der Nibelungenhort? fragt sie. Im Rheine! antwortet Hagen, dort wird er bleiben bis an den jüngsten Tag. Wir hatten genug zu tragen an unsern Waffen. Sie fordert auf, diese abzulegen, Hagen verbietet es — sie machen sich ohne Hehl deutlich, wie sie zu einander stehn. Hagen schließt sich an Dietrich, sie erzählen sich einander, wie sie in der Jugend zusammen an Etzels Hofe gelebt, mit Walther von Aquitanien gekämpft haben. Von den Burgundern schließt er sich zumeist an den sinnigen Spielmann Volker — eines Abends sitzen die beiden, Volker und Hagen, auf der Bank, da kommt Chriemhild mit einer Hunnenschaar daher, sie bleiben beide ohne Gruß trotzig sitzen, Chriemhild sieht Balmung, Sigfrid's Schwert, an Hagens Seite, vor Zorn überwallend fragt sie ihn, wie er hierher komme. Als Vasall meines Herrn. Du hast Sigfrid erschlagen! sagt sie ihm auf den Kopf zu, und Hagen bejaht es ruhig. Auf, ihr Hunnen! ruft sie, aber die Hunnen entfliehn feige. Sie sendet des Nachts, da die Burgunder schlafen, neue Schaaren, aber auch die schleichen furchtsam vorüber.

Nun gewinnt sie Etzels Bruder, Blödelin; während die Burgunder mit ihr und dem Könige sprechen, überfällt er die Mannen der Burgunder und haut sie nieder, wird aber vom Marschall Dankwart erschlagen. Blutig stürzt dieser mit der Kunde in den Speisesaal — Hagen springt auf, heißt die Thür wahren, haut Etzels Sohne den Kopf ab und beginnt das Gemetzel. Blutig spritzt es über die Tafel, die Königin schreit nach Dietrich, er springt auf den Tisch „und ruft mit der Stimme eines Auerochsen durch das wogende Gewühl;" man hört ihn, er führt seine Mannen, König Etzel und Chriemhild frei hinweg, auch Rüdiger wird der Abzug gestattet. Alle übrigen Hunnen werden erschlagen. Neue Schaaren bringen hinein, und erfahren das gleiche Loos. Chriemhild verheißt Frieden, wenn man Hagen ausliefere, den eigentlichen Feind. Mit Abscheu zurückgewiesen. Da läßt sie in der Nacht den Saal anzünden, um Alles zu verbrennen, es beginnt große Noth, aber die festgewölbte Decke widersteht dem gänzlichen Einsturz; auf Hagens Rath stillt man den schrecklichen Durst aus der Blutlache der Todten. So leben am Morgen, der endlich heraufdämmert, noch sechshundert Burgunder.

Nun bittet Etzel, dem der Sohn erschlagen ist, es bittet Chriemhild flehentlich den Markgraf Rüdiger, ein End zu machen. Er ist Vasall, er will Alles zurückgeben, was er von Etzel hat, Etzel nimmt es nicht, er muß sich entschließen. Da der Bräutigam seiner Tochter, Giselher, ihn kommen sieht, denkt er, es komme Hülfe. Ach nein, Rüdiger muß Kampf bringen. Sie versprechen sich, wenigstens einander zu meiden. In tiefer Wehmuth beginnen sie den Todesstreit gegen einander, „Gernot, Günthers Bruder, fällt durch Rüdiger, Rüdiger fällt durch Gernot, alle Bechlaren kommen um, und eine grenzenlose Wehklage schlägt in die Lüfte."

Dietrich hört sie und schickt nun die Amelungen unter Hildebrand, sie fordern Rüdigers Leiche. Volker reizt sie, es kommt zum Streite, Alles fällt, nur Hagen und Günther von den Burgundern, der alte Hildebrand von den Amelungen blieben übrig. Dieser bringt keuchend Dietrich die Kunde.

„Da erhebt sich dieser;" nicht Aeußeres, nichts Gewöhnliches treibt ihn, er kommt an, er übersieht das fürchterliche Schlacht-

feld, sein Schwert fliegt, und er endlich überwindet Hagen und Günther. Gebunden bringt er sie zur Königin, er befleckt sich nicht. Chriemhild läßt sie in zwei Gefängnisse werfen, und fordert noch einmal von Hagen den Schatz. „So lange noch einer seiner Herren lebe, sagt er, werde er das nie verrathen.“ Da läßt sie ihrem eigenen Bruder das Haupt abschlagen, nimmt es, trägt es selbst, hält es Hagen vor das Auge — „aber nun verstummt dieser ganz, und behält das Geheimniß für sich, wie Prometheus, da Zeus durch Hermes sein Geschick von ihm zu wissen fordert.“ — Da schwingt Chriemhild Sigfrids Schwert, und schlägt Hagen selbst den Kopf ab, vollzieht mit eigener Hand die alte Rache.

Das empört Hildebrand, den alten Waffenmeister, und er schlägt Chriemhilden flugs zu Tode. „Etzel, in sich unmächtig, hebt die Klage an.“

Dies letzte Stück des Gedichts, der Nibelungen Klage, ergießt sich nun wie ein schwarzer Strom, in welchem goldne Sterne schimmern, der Ruhm jedes Einzelnen, über das Leichenfeld. Bei jeder Leiche schlägt sie neu und höher auf. Traurig geht sie die Donau aufwärts, schwankt um Rüdigers Burg, wo die verwittwete Braut Dietlinde mit der verwittweten Mutter weint, rauscht nach dem Rhein hinüber und lagert sich über dem Quell alles Weh's, über Worms, wo die alte Mutter Ute im Gram zum Sterben sinkt, wo Brunhild eingehüllt wird, und den kargen Trost hat, ihren Sohn auf den Thron Burgunds zu heben.

Dietrich der Unbetheiligte, Erhabene, zieht über die Verwüstung hinweg nach seiner Heimath mit seinem Weibe und dem Waffenmeister Hildebrand.

Mit inniger Vorliebe und mit Wehmuth mag man gern bei diesem Dichtungskreise verweilen, wo man den eigentlichen Pulsschlag der deutschen Nation zu fühlen glaubt. Dies ehrenwerthe Waffenverhältniß, diese große einfache Beziehung weht uns an mit dem Hauche wunderbarer Aechtheit. Und was national=

Aechtes sich in die vielfach bunten und fremden Beziehungen des Mittelalters noch hinein gerettet hat, auch dies macht sich hierin geltend, denn in dieser Einfachheit hat uns das Mittelalter diese alte Dichtung wiedergeboren. Die Auslegung ist natürlich in diesem reichen Stoffe sehr thätig gewesen, die feinen Spielarten Mythe und Sage sind in Frage gezogen, da man immer auch sehr gern Spezialgeschichte aus den Dichtungen ziehen möchte. Der jetzige Standpunkt ist nach Lachmanns Angabe, daß man Sigfrid heroisches Fleisch und Bein zugesteht, Brunhild zur Valkyre, und Hagen und Günther zu Genossen der eigentlichen Nibelungen, das heißt, zu Dämonen macht. Als ob nicht jedes Gedicht verlöre, je weniger es den Menschen zutraut. Aber wir erschrecken leicht vor einem Menschen wie Hagen.

In ihrer Weise ist die große Kunst Wolfram's von Eschenbach zu bewundern und zu rühmen, welcher wir nun bald beim künstlichsten Ausdruck des poetischen Mittelalters nahe treten, aber ungern scheidet man von dieser Welt, ungern ergiebt man sich in die Nothwendigkeit, daß Fremdes aufgenommen und verarbeitet werden muß, um die Nation mit einem mannigfaltigeren Bewußtsein zu erregen.

Es sind, ehe der Uebergang dazu gesucht wird, noch vier Gedichte früherer Zeit zu erwähnen, welche Rosenkranz der obigen „Iliade" gegenüber, „die deutsche Odyssee" genannt hat, „weil die einzelnen Momente nicht wie dort in einander greifen, sondern jedes mehr für sich besteht."

Wenn für den großen Kreis der Name Iliade auch etwas Passendes hat — eine Odyssee findet sich hier wohl nur des bekannten Gegenübers halber.

Diese heiterern Gedichte sind:

1) Gudrun oder Chaudrun, welches in die nordischsächsische Welt gehört. Gudrun, eine Königstochter aus Island, wird Herwig von Seeland verlobt, aber von Hartmuth aus der Normandie entführt. Da sie ihn nicht heirathen will, wird sie hart behandelt, und zu den niedrigsten Arbeiten gezwungen, zum Beispiel muß sie im Winter am Meeresufer Wäsche reinigen.

Sie erträgt's standhaft viele Jahre. Eines Tages kommt ein Vogel und verkündet ihr nahe Erlösung. Ihr Geliebter und ihr Bruder Ortwin kommen, sie umarmen und küssen sich, aber sie darf noch nicht mit, weil auch ihre Mädchen gerettet sein müssen. Als sie nun von der Wäsche ins Schloß kehrt, und der großen Hoffnung voll das Zeug ins Meer geworfen hat, wird sie im nassen Kleide an den Bettpfosten gebunden, und man schwingt die Ruthe über sie — da stellt sie sich rasch, als wolle sie in die Vermählung willigen, man zieht ihr schöne Kleider an, in der Nacht stürmen die Ihrigen das Schloß, sie ist mit ihren Mädchen befreit und Alles wird schön und gut.

Dies Gedicht, was sich stets eines großen Beifalls der Literarhistoriker erfreut hat, trägt offenbar einen raschen Uebergang auf der Stirne: die Begebenheit wird romanhafter. Denn was im altdeutschen Liederstoffe vorgeht, das hält sich vollkommen im Gleise der alten Lebensweise, man kämpfte so, man wanderte so, schlug sich auf diese Weise todt. Und das hie und da hineinreichende Zauberwesen, das stellt sich als naive Sage hin, verlangt keine Wahrscheinlichkeit, kümmert sich nicht darum, ob man es glauben will. Also thut alles Naive. Hier in Gudrun wird das schon sehr anders: die Katastrophe ist schon auf das glückliche oder unglückliche Zusammentreffen in einer Nacht gestellt, die Spannung oder Situation tritt ein, die Ueberraschung, kurz das Romanhafte. Daneben ist Gudrun reich an vortrefflichem Detail, das häusliche Leben, das ganze Idyll des Lebens ist mit lieblichem Behagen geschildert, und man thut ganz Recht, großen Werth auf das Gedicht zu legen.

Das Gedicht findet sich ebenfalls in der Ausgabe des Heldenbuchs von v. d. Hagen und Primisser.

Noch hastiger und bunter geben die drei noch übrigen Gedichte, welche weiteren Sinnes in den Kreis des Heldenbuches gezogen werden, diesen Uebergang ins Romanhafte. Man rechnet sie dem Lombardischen Kreise zu, sie spielen ins Morgenland hinein, und sind jedenfalls später und nicht ohne einige Vehemenz in eine lose Verbindung mit Dietrich gesetzt. Sie heißen:

2. König R o t h e r oder Rotaris. Es gehört dem zwölften

Jahrhunderte an, beruht aber schwerlich auf einer früheren Anknüpfung. Die Sprache hat niederdeutschen Anklang. Es ist aber ohne die Anknüpfung wichtig als eins der ältesten Gedichte, welche eigen in die erste Zeit des Mittelalters gehören. König Rother raubt die schöne Tochter des Königs Konstantin. Umsonst hatte er durch Abgesandte geworben, man hatte sie eingekerkert. Er macht sich selbst auf in Begleitung der Riesen Asprian und Widolt, tritt als Graf Dietrich auf, entführt die Schöne, welche schnell wiederliebt. Der Vater aber entführt sie wieder ihm, Rother macht sich noch einmal auf den Weg, schleicht sich als Pilger ein, wird entdeckt, soll gehenkt werden, wird im gefährlichsten Momente befreit, siegt, erhält sein Weib.

3. Otnit. Dieser erkämpft durch Hülfe des vortrefflich, geistreich heitern Zwergkönigs Elberichs, seines Vaters, eine syrische Prinzessin, die eilig getauft wird. Nachaol, Vater derselben, sendet aus Rache seinen Jäger Velle mit Drachen, und diese tödten Otnit.

4. Hug- und Wolfdietrich. Hugdietrich, König von Constantinopel, hat eine Liebschaft mit der Königstochter Hiltgart. Hiltgart wird aber in einen Thurm eingesperrt. Als Waschweib verkleidet dringt Hugdietrich zu ihr, von dem Besuche wird sie schwanger, gebiert in der Stille einen Sohn und setzt ihn in das vorbeiströmende Wasser aus. Wölfe ernähren ihn, und daher bekommt er den Namen Wolfdietrich. Sein Vater erhält später die Gattin, findet den Sohn auf, und setzt ihn in seine Rechte. Die Brüder aber verjagen ihn, er treibt sich in vielen Abenteuern umher und kommt auch nach dem Morgenlande. Seine Tugend wird durch Verliebtheit einer Zauberin und einer syrischen Prinzessin sehr bedrängt. Endlich kehrt er zurück, heirathet Otnit's Wittwe, tödtet die Drachen, schlägt seine Brüder, wird Kaiser, zieht sich aber dann in's Kloster zurück, und kämpft noch auf der Bahre mit höllischen Geistern.

Man sieht, ein Zusammenhang mit dem alten Dietrich ist gar nicht da, als daß einige Helden Dietrich heißen. Es gehört Alles in einen ganz anderen Bereich, in einen Bereich des Uebergangs. Das Weib erhält eine Hauptbedeutung, es wird

wie ein Kleinod verweigert, und von aller Bewerbung, wie bei Hugdietrich, abgesperrt, die sinnliche Liebe, welche Wolfdietrich nahe tritt, wird als ein eigenes, schlechtes Element dargestellt, die alte Sage ist erloschen, die Erdichtung tritt ziemlich vag und haltlos auf, das Christliche und Heidnische scheidet sich feindlich.

Ueber das rein Historische jener Sagen hat sich mit aller Kombination nichts ergeben, und man muß die Dietrich, die Etzel und die Burgunder darin auf sich beruhen lassen.

7.

Der Kreis Karls des Großen.

Karl der Große erscheint den Dichtern des Mittelalters natürlich anders als einem jetzigen Literarhistoriker. Die Mischung des Nationalen von Süden und Norden, die Durchdringung alles dessen durch eine religiose Atmosphäre, was ihre eigene Welt war, das Alles sahen sie blauen Dämmers in dem mächtigen Frankenkönige. Sein Fuß stand bald an der Seine, bald am Rheine, bald dicht an den nordischen Meeren, bald jenseits der Pyrenäen, bald in Rom. Welch ein willkommener krauser Reichthum für eine Zeit, die in weiten unsicheren Bogen ihren Reiz suchte.

Am eifrigsten haben sich seiner die Nordfranzosen bemächtigt, und es ist uns meist durch Vermittelung der Niederlande in Volksbüchern zugekommen, was sie in große Gedichte versammelt hatten.

Drei Momente sind es, um welche sich besonders das Interesse drängt, und welche auch für den vorliegenden Zweck von großer Bedeutung sind. Das ist der Punkt des Staates, welcher sich um und durch Karl verändert darstellt, das sind seine Heerzüge, in welchen sich vielerlei ritterliches Element entwickelt, und das ist der christliche Glaube, welcher wie eine frühe dunkelgelbe Morgenröthe auf seinem Thun und Treiben ruht.

Dies wird uns auch gefällig durch drei Hauptgedichte aus dem Kreise dargestellt. Für das staatliche Element bietet sich

1.

Reinalt oder die Heymonskinder.

Das bloße Herkommen, was wir beim Nibelungenliede zwischen den Helden und den Königen, zwischen Hagen und Günther, Dietrich und Etzel herrschen sah'n, dies Herkommen der Verpflichtung will durch Karl zu einem Rechtsverhältnisse gehoben werden. Der Vasall soll zum Lehnsherrn in eine unabänderliche Grenze und Verpflichtung treten. Dagegen sträubt er sich noch zürnend, spottend oder lachend, wie in diesem Reinalt.

Den deutlichsten Uebergang bildete allerdings Rüdiger von Bechlaren, welcher sich zu Etzel wie ein wohlgebildeter Lehnsmann verhält. Darauf darf man aber wenig Nachdruck legen; so gut wir zu wissen glauben, daß das Nibelungenlied jetziger Gestalt aus mehreren alten Theilen zusammengeheftet, daß besonders in dem ersten nordischen Theile viel weggelassen und verändert ist, eben so gut müssen wir auch annehmen, daß mancher Bezug eingeschlüpft sei, welcher aus dem Leben des mittelalterlichen Ueberarbeiters, nicht aus dem gothischen Leben stammt. Dahin dürfte Rüdigers Vasallenkompliment gehören, was sich ganz einzeln neben dem Uebrigen ausnimmt. Wer weiß, ob nicht Hagen eine Färbung davon erhielt, und wie ganz anders stellt er sich doch hin, und sein Anhänglichkeitsverhältniß zum Burgundischen Hause, wie ganz anders, denn ein Vasall!

Jetzt aber tritt an die Stelle des schwachen Etzel und des auch meist untergeordneten Günther der Kaiser Karl, nicht blos durch seinen Rang, sondern auch durch seine Person, gewaltig und der erste. Jetzt sollen die Großen in ein festes Verhältniß zu ihm treten.

Dieser Vasall ist hier Reinold, edelmüthig und tüchtig, aber durchaus nicht geneigt, seine persönliche Neigung an den Herrn ganz hinzugeben. Zwischen ihm und Karl spielt der Zauberer Malegis hin und her, welcher in seinem lustigen gesetzlosen Belieben die Schrankenlosigkeit repräsentiren mag. Er verkleidet sich gleich Anfangs als Teufel und macht so den Teufel an seiner eigenen Existenz irre.

Das Geschlecht der Bourbons spielt hierin. Das Haupt derselben, Graf Heymon von Dordogne ist höchst erzürnt gegen den Kaiser, welcher ihm den Verwandten erschlagen. Es entsteht Krieg, Karl von den Vasallen gedrängt, thut fußfällig Abbitte, und wiegt den Leib des Erschlagenen neunfach mit Golde auf. Dennoch gibt's keinen Frieden. Aya, Heymons Gattin, verbirgt ihm viermal ihre Schwangerschaft, und zieht im Verborgenen die vier Heymonskinder auf. Als sie's entdeckt, ist der Alte sehr erfreut, schenkt dem Jüngsten, aber Tapfersten, Reinold, das vortreffliche Roß Bayart, und reitet mit ihnen an Karls Hof. Hier erschlägt Reinold wegen vorkommender Beleidigung Karl's Sohn Ludwig ohne Weiteres. Die Brüder fliehn nach Spanien, wo sie die Festung Montalban zum Geschenk erhalten. Dort belagert sie Karl umsonst. — Sie besuchen als Pilger die Mutter, werden aber entdeckt, und der eigne Vater Heymon, hier einmal strenger Vasall, will sie Karl ausliefern. Reinold aber bindet ihn auf ein Pferd, gibt den Zügel einem Jungen und schickt so den Vater als ein Präsent an König Karl. Neuer Krieg, Reinold verliert sogar den Bayart, als ihn aber Roland bei Paris mit allen Künsten den Damen vorreiten will, entführt Malegis das gute Roß. Ein anderes Mal färbt er es anders, giebt Reinold eine andere Stimme, so daß er kühn bei einem Wettrennen erscheint, was Karl giebt, und wobei er die Krone zum Preise ausgesetzt hat. Reinold entführt sie behende. Endlich vermittelt Mutter Aya den Frieden.

Des wilden Reinold bemächtigt sich nachher die Legende — und hier ist das Volksbuch schon fest auf deutschem Boden — macht ihn zum Eremiten, schickt ihn zum heiligen Grabe, läßt ihn am Köllner Dombau helfen und von den Knechten seines Fleißes wegen erschlagen und in den Rhein versenken. Der später entdeckte Leichnam thut große Wunder, und die Stadt Dortmund erbittet sich ihn zum Schutzpatron.

Hier sehen wir die Vasallen, die sich oft im entscheidenden Momente von dem Könige ab zu den Heymonskindern wenden, noch sehr zügellos.

Im Folgenden steigert sich Karl's Macht und der Vasallenbezug tritt als abgemacht in den Hintergrund.

2.

Die Roncevalschlacht,

auch das „Lied vom Kaiser Karl," oder das „Rolandslied" genannt.

Es existirt davon ein alter lateinischer Bericht, der sich offenbar auf ächte Sagen gründet. Man schrieb ihn dem Turpin zu, welchen Karl vom Mönche zu St. Denys zum Erzbischof von Rheims erhob, nimmt aber jetzt an, daß er einem späteren Verfasser gehört. Wir haben zwei poetische Bearbeitungen: die erste und bei Weitem bessere, vom Pfaffen Konrad aus dem zwölften Jahrhunderte, gilt für einen wichtigen Schatz alter Sprache und Dichtkunst. Der biblische Zeitton gehört allerdings dem Pfaffen mehr als dem Kaiser Karl und manches Motiv ist natürlich eben so von dem beinahe 400 Jahr später lebenden Dichter untergelegt. Die zweite, mattere ist von Stricker, einem gar sehr fleißigen Minnesänger späterer Zeit. Bekanntlich geht der Stoff, welcher sich bei den Franzosen noch mannigfach ausbreitet, dann zu den Italienern über, und erscheint in der merkwürdigen Gestalt des rasenden Roland von Ariost.

Es ist der Zug nach Spanien gegen die Araber, der Mittelpunkt Karl, neben ihm Turpin, Olivier, Roland, gegenüber der Verräther Ganelon von Mainz, der Heide Plascandies, der grausame Sarazenenkönig Marsilies von Saragossa.

Ganelon verräth das Heer an die Sarazenen, welche sich scheinbar unterwerfen, und als der Hauptheil über die Pyrenäen zurück ist, auf die Nachhut unter Roland im Roncevalthale herfallen. Turpin fällt, Olivier fällt, Roland, mit seinem Schwerte Durandarte mähend, blutet aus vielen Todeswunden, stößt endlich in sein Zauberhorn Olifant, um Karl zu rufen. Karl hört's jenseits der Pyrenäen acht Stunden weit und wendet um. Aber schon hat Roland seine Durandarte am Felsen zerschlagen, damit das Schwert keinem Heiden in die Hände falle, und ist sterbend gesunken. Karl findet nur das Todtenfeld, küßt bitter weinend seinen Roland und seinen Turpin, ermannt sich dann, der Schlachtruf „Montjoie" dröhnt über den maurischen

„Preciosa," es wird ein glänzender Sieg erfochten, aber traurig zieht Alles heim, die Blumen der Ritter fehlen, Roland ist todt, Turpin todt, Olivier todt. Ganelon wird eingeholt, ein Gottesgerichtskampf entscheidet gegen ihn, „er wird auf wilde Pferde gebunden, die ihn zu Tode schleifen."

Dieser Karlskreis behält in der Darstellung etwas Fragmentarisches, weil er in seinen Verbindungen mit der vorausgehenden Heldensage und mit der folgenden mystischen Romantik literarhistorisch noch keineswegs bewältigt ist. Erst in der neueren Zeit hat sich das Volk, auf dessen Boden er gewachsen, das französische darum gekümmert, die Roquefort, Raynouard, Monin, Fauriel, Bourdillon haben erst eine Bahn gebrochen. Jetzt sind sie besonders von der Untersuchung angeregt, ob Roland existirt habe, und wer er gewesen sei.

Es wird gewöhnlich noch ein Gedicht bei diesem Kreise genannt, „Flos und Blankflos," weil diese Rose und Lilie für die Eltern der Bertha ausgegeben werden, die Karls Mutter war. Dies ist aber die einzige lockere Berührung, welche es damit hat, übrigens gehört es einem ganz anderen Bereiche mittelalterlicher Dichtung an, demjenigen, wo sich die Empfindung in den zartesten Gedanken vertieft, und deshalb ist es später bei Tristan und Isolde zu nennen.

Die eigentliche Poesie von Karl dem Großen hat weiter keine Denkmäler, aber an den Geist und Ton derselben schließt sich an

3.

Wilhelm von Oranse,

auch Willehalm der Heilige, auch Markgraf von Norbonne genannt. Es besteht aus drei Theilen, von denen nur das Mittelstück, also nur ein Bruchstück von Bedeutung ist. Wolfram von Eschenbach ist der Verfasser desselben. Die Zusätze, der erste und dritte Theil geheißen, sind von Ulrich von dem Türlin und Ulrich von Türheim.

Jenes Wolframsche bildet, wie alles Wolframsche darin seinen Lebenspunkt hat, das christliche Element tief in den Rit-

terzug hinein. Wilhelm hat die schöne Arabele im Morgenlande entführt, weshalb der große Kampf vor Oranse geschlagen wird. Er selbst wird am Ende Mönch und Arabele Nonne.

So führt dies Gedicht in die neue poetische Epoche hinein, wo der Ritter in einem wunderbaren Mysticismus verschwindet.

An den Gedichten dieses fränkischen Kreises findet übrigens unsre neue Kritik breite Spuren einer viel plumperen Derbheit, als in der eigentlichen Ritterpoesie, und sie ist geneigt, die Abfassung herabzurücken in eine Zeit, wo das bürgerliche Element schon wirksam eingetreten sei; den Weg zu uns haben diese Stoffe aus dem Französischen in's Flandrische, und von da mit Beibehaltung manches Platten in's Hochdeutsche gemacht.

8.

Der Artus- und Gralkreis.

Hier, besonders mit der Gralsage, treten wir denn wirklich ein in das hohe Bogengebäude, wo sich Alles in den gewundensten, verschränktesten Formen gestaltet, wo die Sonne durch lange schmale Fenster scheint, und durch so mannigfach dunkle Farben zu uns kommt, daß wir den Begriff des Lichtes vergessen und nur nach der Farbe fragen. Die Luft, welche wir hier athmen, strömt aus der eigentlichen Seele des Mittelalters. Alles was bisher erwähnt worden von Lied und Gedicht, war dem innersten Mittelalter nur Nebensache; denn für das, was wir im weiteren Sinne des Worts Geschichte nennen, für das, worin sich ein vorhergehendes Leben darstellt und spiegelt, war kein Sinn und kein Interesse da. Wenn das Vergangene benutzt wurde, so brauchte man es nur als Schale, um den Wein des eigenen, inneren Lebens hineinzugießen. Es hat kaum eine Zeit gegeben, sobald man die Entstehungsepoche neuer Religionen ausnimmt, in welcher man so ausschließlich erfüllt gewesen wäre von der eigenen inneren Welt. Diejenigen Sänger, welche sich der alten Sagen des Nibelungenliedes und Heldenbuches angenommen, sind auch kaum unter den Hauptträgern des innerlichen Mittelalters zu suchen, sie mußten mit einem Fuße außerhalb dieses Kreises stehn, um für diese profane, nicht durchgötterte Sage einen großen Antheil und eine unbefangene Thätigkeit zu bewahren.

Die Anschauung des eigentlichen Mittelalters hat bei uns zwei entgegengesetzte Stadien erlebt: das längste, reichste und verbreitetste war das einer unbedingten Lobpreisung, einer völligen Hingebung mit alledem, was gewöhnlich damit zusammenhängt, und was eine direkte Nachahmung und Wiedergeburt empfiehlt und verlangt. Dabei ist viel Unhistorisches, viel Faselei mit untergelaufen. Der erste Anlauf bemächtigt sich des ersten positiven Eindrucks, wird sich des sogenannten Anderen nicht bewußt, dessen, woraus das Verhältniß entsteht, und wohinüber der Weg steigt, um dem wirklich Wahren zu begegnen. Man spricht das Wort Liebe aus und schwärmt sogleich und faselt dafür.

Später ist nun auch die negative Seite nicht ausgeblieben, die Opposition um jeden Preis, welche ebenfalls das wirklich Historische nicht gewinnen kann, weil sie bei der Verneinung stehen bleibt, welche mit „Wenn" und mit dem unendlichen Reiche der Bedingungen das Recht des wirklichen Bestandes verletzt, und solchergestalt den Bestand zerstört.

Man spricht das Wort Liebe oder Glaube aus, und diese Partei stampft ohne Weiteres mit dem Fuße und ficht verneinend mit den Händen. Du kannst nicht über Liebe reden, bis du selbst geliebt hast, nicht über Glaube, bevor du dich einmal versenkt hast, urtheile über uns, setzt ein Landessprüchwort hinzu, wenn du einen Scheffel Salz mit uns verzehrt haben wirst. So gewinnt nur der ein Urtheil über das Mittelalter, welcher einmal eine Theilnahme an demselben und doch auch ein Ende dieser Theilnahme erlebt hat.

Da in dem Vorliegenden selbst der Entwickelungsgang Deutschlands angegriffen ist, so muß hierbei das Thema näher betrachtet werden.

Bei den Geburtsmomenten einer Nation steht es der Geschichtschreibung zu, ja es ist die Pflicht derselben, die Aufmerksamkeit streng darauf zu führen, ob das Gegebene, ob das Vorliegende, ob die Anlage passend mit der Richtung, mit der Bewegung in ein Verhältniß gesetzt, und in Einklang gebracht werde; sie muß streng und schonungslos untersuchen, ob die Nation eine organische Entwickelung suche und finde, ob das Gemäße auf eine gemäße Art Wirkung, Gegenwirkung, Gestalt, Form und Ausdruck erstrebe.

Ist aber die Geburt einmal vollbracht, gleichgültig ob in glücklicher oder unglücklicher Weise, ist daraus eine der Rede werthe Gemeinschaft entstanden, welche ihren Verlauf der historischen Betrachtung bietet, dann hat das allgemeine Gesetz des Werdens, das Gesetz der Welt, jene Gemeinschaft anerkannt, die Nation tritt in's Recht der Wirklichkeit, und die historische Wissenschaft ist somit ebenfalls zur Anerkennung gezwungen. Denn sie ist nur eine Behörde des Weltgesetzes; — was von diesem geheiligt wird, das heißt, was einen wirklichen Bestand erhält, das liegt in so fern über die Frage der Historik hinaus.

Die Aufgabe der letzteren ist dann eine neue und zwar folgende: die anerkannte nicht die mögliche oder erwünschte Gestalt ist zu prüfen; man suche, worin ihre Anlagen und Fähigkeiten beruhn, welche Verhältnisse nach innen und außen geboten sind, und ob die Nation diese und jene in dem jetzigen Bestande organisch und glücklich benutzt oder gewinnt. Der Rückvorwurf und die Rückbeziehung auf die etwa unglückliche Geburt hört auf, das Gewonnene hat sein neues Gesetz, und dies ist zu erforschen, die Perspective für dies ist zu suchen.

So lange also die deutsche Nation im Werden begriffen lag, da konnte Fehler und Treffer schonungslos angedeutet, es konnte gesagt werden, die plötzlich hereingeworfene Zuthat von Außen mit fremdem Glauben, mit fremder Sitte sei der ächten Gestaltung des Volksstammes nicht günstig, er verliere den eigenen Mittelpunkt, er ströme seine Kraft in Unangemessenes.

Ist man aber einmal im Herzen des Mittelalters, des deutschen Mittelalters, angekommen, dann muß die Betrachtung oder der Vorwurf in jener Ausdrucksweise schweigen. Da ist bereits die deutsche Gemeinschaft eine zur Welt getretene Nation, eine von der ächten Wirklichkeit gestempelte Existenz. Die Recrimination, was oben Rückvorwurf genannt war, es sei der Zuschnitt von vornherein falsch gerathen, kann die bewegenden Personen des Mittelalters nicht mehr treffen; diese Personen haben ihn nicht gemacht, sie sind nach dieser Seite nur Produkte, ihnen gegenüber ist der Vorwurf eine Ungerechtigkeit.

Ihnen gegenüber ist zu sehn, was sie für eine Welt finden, und was sie daraus machen.

Darum ist es unpassend und falsch, dem Wolfram von

Eschenbach, welcher Hauptdichter und somit Hauptausdruck des eigentlichen Mittelalters, vorzuwerfen, daß er nicht das einfache Heldenepos des Vaterlandes einfach aufgenommen, sondern bretonische und aus allen Welttheilen zusammengewürfelte Sagen ergriffen, und zu mystischen Spitzfindigkeiten, zu grundlos schweifenden Kombinationen der Phantasie verarbeitet habe.

Seine Dichtungen sind ein nothwendig Ergebniß des deutschen Zustandes, wie er eben war. Möget Ihr klagen, daß so viel hundert Minnesänger einen einzigen Ton nach hundert Seiten wenden, daß man äußeres Blühn und Gedeihen des Staates und des Einzelnen vernachlässigt und dafür einem Gedankenfaden nachtrachtet, daß unser Deutsches liegen bleibt und Fremdes rastlos angeeignet und versponnen wird; mögt Ihr's beklagen, daß das kräftige Jünglingsleben einer Nation so wenig Gelegenheit zum Ausdrucke in der Poesie findet, wie man denn wirklich in dem dichten Rankenwalde des Minnegesangs kein einziges Kriegslied entdeckt — das Alles muß als Klage auf einen andern Punkt gerichtet, oder auf einen andern Standpunkt erhoben werden. Nicht den Sängern des Mittelalters darf es vorgeworfen sein — scheltet Ihr denn die Nachtigall, daß sie bloß lockt und schmettert — sie ist in ihrer nothwendigen Bestimmung darin als Nachtigall.

Unsere Gräber liegen anderswo, das Mittelalter ist ein in sich ganz frischer Baum, der freilich auf unserem Kirchhofe gewachsen ist. Auf diesen Kirchhof, der in den Jahrhunderten um Karl den Großen liegt, schreibt Eure Klagen, alle die Kaiser citirt, welche die Macht nicht fanden, oder empfanden, ein starkeignes Volk zu ziehn. Oder noch besser, erhebt Euch auf den höheren Standpunkt einer Kulturgeschichte, welche mit ihren Flügeln nicht ein paar arme Poeten schlägt, sondern die Dinge im Weiten und Großen übersieht. Da ist zunächst unsere geographische Lage, die schwer in die Wagschaale fällt; wir haben uns absperren lassen von den großen Meeren, wir sind schon dadurch auf ein inneres Leben gewiesen; die reichen Feinde der neuen Welt, die reichen Heiden, die mit Glanz und Schönheit begabt waren, sie berührten unsere Grenze nicht, die feindliche Vermischung, welche anderen Völkern so viel Anregung und Ausbeute gewährt, war uns nicht nahe gelegt; was blieb uns

übrig, als die innere Welt des Gedankens? Ja wohl, es ward uns derjenige politische Zuschnitt, welcher dem äußeren Lebensgedeihn weniger glänzenden Gewinn bietet, wir haben uns an den Punkt gehalten, welcher am Ende nicht zur Macht, sondern nur in's eigene Herz hineinführen konnte. Die Selbstständigkeit des Einzelnen war zu übermächtig, als daß die Anführer damals leichtlich eine Macht erzeugen und bewegen gekonnt, wo der Moment war, zu erobern und glänzende Verhältnisse von Europa zu ertrotzen; wir haben eine umgekehrte Entwickelung gefunden, besonders Frankreich gegenüber: bei uns wurde Fürstenmacht erst spät durchgreifend, dort aber früh.

Für alles das hat nur der höhere Kulturstandpunkt eine ausgleichende Deutung. Er hat alle die Einzelheiten einer neuen Weltentwickelung vor sich ausgebreitet, wie sie eintrat mit der romantischen Epoche, das heißt, mit dem Punkte, wo die alte Welt, die griechische und römische zerschlagen war. Diese Einzelheiten sind die Nationen, jede muß eine eigne Welt des Innern, und eine entsprechende Physiognomie, Lebensart, Denk- und Sprachweise gewinnen. Das Ensemble davon macht eine neue Welt, welche ihren Zweck nur eben in dieser zusammengefaßten Verschiedenheit erfüllen kann. Jede Nation hat ihr Charakteristisches zu erfüllen. Das Vergleichen und Anwünschen ist darum so mißlich und schwer, und die Geschichte hat darum sich weniger hierauf einzulassen, als vielmehr auf die kräftigste Erfüllung dessen zu sehn, was einmal in den Kreis einer Nation fällt. Ein Befruchten im Einzelnen, ein Anfeuern von außenher bleibt deshalb doch gestattet und oft erwünscht.

In solcher Folge entwickelt sich, welch unrechte Forderungen den einzelnen Ausdrücken einer Zeit gestellt werden von einseitiger Opposition, und wie unrechtmäßig man in solchem Verhältnisse Dies oder Jenes vom Mittelalter heischt.

Vorwürfe der Art werden ihre Früchte tragen, wenn sie vor den Spiegel der Gegenwart gehalten, und an den früheren Zeiträumen nur wie Bilder vorübergetragen werden, wie Bilder, die nicht drein schlagen, sondern nur zeigen, nur veranschaulichen. Solche Bilder mag man dem Mittelalter gegenüber nicht unterdrücken; malt es, wie bis zum Extrem die äußere Welt verläugnet worden sey, die Welt des gesunden Leibes und dessen

gesunde Forderung. Aber macht vielmehr Eure Leser und Zuhörer dafür verantwortlich, nicht das Mittelalter.

Es war einmal Alles so vernachlässigt und gestellt, und selbst durch die Vernachlässigung vorbereitet, daß die deutsche Welt in ein inneres phantastisches Haus flüchten und darin ihr Bewußtsein und ihre Lust ausbilden, von außen aber dazu erobern mußte, was zu erobern war. Diese einmal nöthig gewordene Aufgabe hat das Mittelalter auf's Beste und Nachdrücklichste erfüllt, also erfüllt, daß unsre deutsche Nationalität eigentlich von dort her ihren Kern erhalten hat. Von dort datirt unser Versenken in die Innerlichkeit, die tiefsinnigen Poesien Wolframs sind der Anfang derjenigen Aeußerung, welche sich dann später klarer abgesetzt und geordnet und als deutscher Tiefsinn und deutsche Philosophie herausgebildet hat. Diese deutsche Philosophie, worin das Graben nach tiefem Gesetze und nach Gottheit ruht, ist dasjenige, was uns in alle Wege von andern Nationen sondert, aus diesem Versenken in's Innere sind alle unsere großen Thaten des Gedankens erblüht, unsere Träume, unsre Enthusiasmen für das Sublimste und Duftigste, kurz, ein großer Theil dessen, was uns eben zu Deutschen macht.

Dies anerkennend setzen wir doch hinzu: Gott bewahre uns davor, diesen tieferen Anfang einer Nationalität noch einmal auf so verworrene und einseitige Weise durchzumachen, wie es im Mittelalter geschah. Wir sind, Historie schreibend, jene Anerkennung dem wichtigen Zeitraume schuldig und stellen uns damit gegen die einseitige Opposition, welche des Zuschnitts halber das ganze Mittelalter verwirft, aber wir sind auch berechtigt, den eben so einseitigen Lobpreisern gegenüber, das dürre Bild der Absperrung und der Kasteiung an jener Zeit vorüberzutragen, und dazu das bedenkliche Glöckchen zu läuten, wobei die irdische Welt verflucht wurde. Denn es ist eben daher auch das Dahlen, die Träumerei, die Thatlosigkeit, die Blässe in unsere deutsche Welt gekommen.

Jetzt, hier, im innersten Heiligthume des Mittelalters verschränkt sich jene dialektische, neue Welt zu einem wirklichen und in die Poesie heraustretenden Leben, dessen Sehnen und Muskeln in den Kapiteln „Mittelalter" und „Ritterthum" vorgelegt worden sind. Der Volksgesang, welcher die eigene Welt und

That zum Gedichte verklärt, sickert seicht in abgelegenen Schluchten; so wie die ganze Existenz mit ihrem Gesetz und Interesse eine künstliche neue Welt geworden ist, so wird auch der poetische Stoff und Ausdruck ein künstlicher.

Die Kunstpoesie beginnt ihre Herrschaft. Die Phantasie erfindet nach Kräften das nie Dagewesene, und hält sich dazu an fremde, fabelhafte Stoffe, die desto willkommener sind, je mehr sie aus den Regeln des Gewöhnlichen herausgehen. Dies Alles wird getränkt und gesättigt mit der Tradition und den feinsten Beziehungen des christlichen Glaubens.

Die Natur repräsentirt sich in den Vornehmeren, welche sich in allerlei Orden vereinigen, und aus diesem Verhältniß wiederum geheimnißvoll dialektische Bezeichnungen gewinnen.

Man empfindet sich nicht als Nation einer andern Nation gegenüber; diese charakteristische Sonderung ist in den Geburtsstunden um die Zeit Karl's des Großen verloren gegangen, sie ist verschwommen in der allgemeinen Christlichkeit und Ritterlichkeit. Jeder empfindet sich allein als ein Ritter, als ein Dichter. So ward die Zufälligkeit, das Abenteuer geboren, worüber sich die Poesie selbst klar ward und was sie als eine einzelne Figur ihrer selbst „Frau Aventüre" nannte.

Jedes Abenteuer ist aber nicht der Mittheilung werth; es ist eine Auswahl nöthig, und so kommt man zu dem Begriffe des Interessanten.

Vergeßt dazu das Weib nicht, dessen neue gefeierte Stellung so hochwichtig war, die dem ganzen Zeitalter einen Anstrich von Weichem, Biegsamem, Gefälligem, mitunter Weichlichem gab, und zur Erfindung der Courtoisie und Galanterie verhalf — dann ist das Hauptbestandtheil dieses Dichtungskreises ausgebreitet.

Schwerlich kehrt die Zeit auch nur ähnlich einmal in der Geschichte wieder, es müßte denn kurz vor Erfüllung, vor Ende der Welt sein, die Zeit dieses innersten Mittelalters, wo eigentlich Niemand ein strenges irdisches Geschäft hat, wo man nur sinnt und singt und zum großen Theil wohl auch tändelt, wo das goldene Zeitalter zu herrschen scheint, während freilich manches irdisch Nothwendige darüber zu Grunde geht. Selbst der Orientale, dem der Gesang so wünschenswerth und ehrwürdig ist, so

weit giebt er sich ihm in einem doch weicheren und erschlaffenderen Klima nicht hin. Sein Säbel ist scharf, er stürzt einmal, mit sehr Irdischem beschäftigt, über des Nachbars Land hin, in den fürchterlichen Feind hinein.

Selbst der Krieg schweigt im eigentlichen Mittelalter, nur das Spiel des Kriegs, und dies nur in seiner dialektischen Bedeutung ward gepflegt.

So ungefähr betritt man würdig vorbereitet den Artus'schen Kreis im Lande Wales, wo unsere mittelalterlichen Dichter besser zu Hause waren, als im ordinären Lande Deutschland.

Dieser alte Sagenkönig Artus wird in die alte Bretonische Mythe verflochten, und in der Sagenwelt später ein Fürst der Siluren genannt, welcher rühmlichst mit den Angelsachsen gekämpft habe. — Galfred von Monmouth nimmt das Verdienst in Anspruch, diese Sagen gesammelt und lateinisch überliefert zu haben. Dahinein gehören auch die Kunden von dem sehr interessanten Zauberer Merlin, in welchem das geistreiche Druidenthum eingefleischt, und welcher die letzte grandiose Polemik gegen das Christenthum war, besonders die energischen Kräfte des Geschöpfes gegen die neue Lehre in Kampf setzend.

Dieser Bereich mit dem, was bis Artus geht, ist in der Celtischen Edda aufbewahrt, auf deren Terrain man hier geräth. Monmouth erzählt, daß Artus selbst ein geistiges Produkt Merlin's gewesen sei, Merlin nämlich habe den König Uther die Herzogin Cornwallis täuschen und in Liebe segnen lassen. Die Frucht davon sei Artus gewesen, welcher nach Besiegung des römischen Kaisers Lucius „die runde Tafel" auf Merlin's Anrathen gestiftet habe. Rund zum Zeichen der Gleichheit dieser Ritter. Carduel, Caridol, das heutige Carlisle, sei der Ort. Adlige Geburt, reiner Ruf, ritterliche Bildung, waren die Erfordernisse, um Mitglied der Tafelrunde zu werden — man sieht, es wurde die Sage ganz in den Train des damaligen Ritter- und Ordenswesens gezogen. Denn das kultivirt Adliche war ein Begriff, der sich besonders in diesem Zeitraum des Mittelalters ausbildete, und dessen später verfallende Bedingungen und Ordensgesetze doch Jahrhunderte lang nachher noch den Schimmer einer Existenz behielten. So wie dieser Punkt, so sind außerordentlich

viele, heut noch herrschende Momente, wenigstens unsres geselligen Lebens, aus jener Zeit übrig, das Herz unsrer Convenienz stammt ganz und gar aus dem Mittelalter.

Jene Beschränkung aber stürzt Artus und die Tafelrunde, das Princip der Legitimität ward Veranlassung des Sturzes: ein natürlicher Sohn des Artus, der sich ausgeschlossen sah, verband sich mit andern Unebenbürtigen und in einer Schlacht kam Alles um. In Sommersett, auf der Insel Avallon, soll Artus begraben sein, dort will man seinen Leichenstein mit lateinischer Aufschrift, und seinen Leichnam entdeckt haben. Nebenher lebt er als Rabe fort. Dem deutschen Publikum sind die Gebräuche dieses Kreises durch Wieland's Mährchen bekannt, die eine Zeitlang außerordentlich viel Leser fanden. Es kann zum Theil deshalb die ausführliche Beschreibung dieser Gedichte unterbleiben, zumal sie sich auch in der bloßen Darlegung des Gerippes gar zu einförmig, willkürlich und spielerisch ausnehmen. Der hüpfende Vers, der bunte Reim, alle lustige Farbe und alles lokkende Fleisch des eigentlichen Gedichtes sind hier nöthig, wenn eine spätere Zeit den Reiz davon empfinden soll. Das Abenteuer in seiner weitesten Gestalt tritt auf, zieht aus, springt hinter den Büschen hervor, reißt dem Anscheine nach ohne Noth wilde Zustände, wie Wahnsinn oder Verzweiflung, herbei, und endigt heiter und unbedeutend. Alles schaukelt sich und spielt in der Tabulatur einer fabelhaften Ritterlichkeit, und ist in dies Rosengeheege einer Grenze gebannt, welche denn auch ihre stehenden Figuren mit sich bringt. Der gewöhnliche Hergang ist, daß ein fremder Ritter zur Tafelrunde trifft, ein Begehr oder eine Herausforderung hinwirft und so die Bewegung veranlaßt. Der Hofmarschall Keye, das ergötzliche Bild schlechter Klatschhaftigkeit und wirklicher Ohnmacht, was sich aber in den Formen ausgesteift erhöht, reitet dem fremden Ritter entgegen, wird ohne Weiteres in den Sand geworfen und bringt hinkend der Tafelrunde den nöthigen Bericht. Dieser Keye findet sich heute in unsern Standesverhältnissen noch tausendfach. Nun erhebt sich einer der Tafelritter, geht dem Fremden entgegen und mißt sich mit ihm. Irgend eine von Riesen verfolgte oder bedrohte Schöne stellt sich denn bald ein und fleht um Hülfe; der Ritter zieht mit ihr, verliebt sich in sie oder in eine Andere, die just in den Weg

kommt, denn das Herz ist sehr reizbar, erschlägt die Ungeheuer, heirathet die Schöne und kehrt zur Tafelrunde.

Diese heitere Bewegung streift mitunter an etwas Ernsteres, ohne sich dadurch schwer ernsthaft machen zu lassen, es bleibt durchweg die spielende Form des Ritterthums, welche zufällig in eine lose Verbindung mit der Gralsage, diesem tiefsten Ernste der Zeit gerathen ist, und deßhalb neben ihr angeführt wird.

Die Hauptgedichte des Artus'schen Kreises sind:

1.

Iwain,

der Ritter mit dem Löwen, von Hartmann von der Aue. — Iwain erschlägt bei einem wunderbaren Brunnen den Besitzer desselben und heirathet dessen Gattin Laudine. Dann geht er auf Abenteuer aus und vergißt die Rückkehr zu seinem Weibe. Als ihm dieser bedenkliche Zug seines Herzens einfällt, wird er über diese Entdeckung wahnsinnig. Geheilt macht er sich auf die Heimkehr, befreit unterwegs einen Löwen, welcher sich ihm dafür dankbar anschließt, und versöhnt sich wieder mit seiner Laudine.

Demselben Verfasser und demselben Kreise gehört Ereck und Enite, was erst vor Kurzem wieder aufgefunden ist.

2.

Wigalois,

der Ritter mit dem Rade von Wirnt von Grafenberg. Er besteht grauenvolle Abenteuer und vermählt sich dann.

3.

Wigamur,

der Ritter mit dem Adler, besteht auch Abenteuer und kommt endlich gesund nach Hause.

4.

Lancelot vom See,

von Ulrich von Zazichoven, das bedeutendste dieser Gedichte. Es ist nach Deutschland gekommen, da sich Hugo von Morville

dem Erzherzog von Oesterreich als Geisel für Richard Löwenherz stellte. Der hat's erzählt, und dieser Erzählung ist es deutsch nachgebildet, aber der Hauptpunkt, welcher auch ein Hauptpunkt für die Tafelrunde ward, ist weggeblieben, dies ist der Ehebruch, welchen Lancelot mit der Königin Ginover oder Ginevra, der Gemahlin Artus's, treibt. Deshalb wird er auch in seiner eigentlichen Gestalt schwerer und bedeutender, wenigstens überliefern die Franzosen diesen Stoff unter dem Titel des chevalier de la charette viel nachdrücklicher, die Neigung ist stark, die Buße ebenfalls, Lancelot geht sogar in's Kloster.

Der deutsche Ritter hat das heiterer gemacht, und es kommt blos eine Andeutung vor, nämlich die Schilderung eines Mantels, der nur einer Treuen paßt, und mit dem die meisten Damen, auch Ginevra, nicht zu Stande kommen, bis Yblis, Lancelot's Geliebte, ihn nimmt, welcher er sich äußerst gefällig anschmiegt.

Das deutsche Gedicht erzählt Lancelot's Jugend bei der Fee Viviane, wie er unter Frauen aufwächst, dann über den See (de Lac) in's Land der Menschen entlassen wird, sich rasch entwickelt, reiten lernt, außerordentliche Thaten verrichtet und Yblis ehelicht.

Man rechnet in diesen Kreis auch noch einen der größten Schätze des Mittelalters, nämlich des berühmten Gottfried von Straßburg berühmtes Liebesgedicht Tristan und Isolde, weil es in Cornwallis spielt. Diese Verbindung ist aber locker genug, um dies Gedicht hier zu übergehn und es später an die Spitze einer selbstständigen Gattung zu stellen. Gottfried ist der große weltliche Opponent Wolfram's, der das Leben, Sehnen und Leiden der Erdenseele dem tiefsinnigen Trachten Wolfram's entgegenhält als einzig ächte Poesie, der Wolfram's Trachten in eine andere Sphäre als die der Poesie weisen will, weil es den wirklichen Boden der Dichtkunst verlasse.

Zu dieser reichsten und gewaltigsten Vertiefung des Mittelalters, um welche die Gralsage ihre wunderbaren Wolken legt, kommen wir nun. Sie ist gleich einem See im tiefsten Hochgebirge, wo die höchsten Berge zu einer unabsehbaren Tiefe abschießen; nur wenn die Sonne im Mittage steht, sieht man einzelne Blicke des schwarzen Wassers aus der schwindlichen

Tiefe, der dunkle Duft einer fremden Gebirgswelt wallt auf und ab, manchmal bricht ein schlanker, glänzender Vogel herauf, ähnlich dem Paradiesvogel, der keine Füße haben soll, um sich nie auf die gemeine Erde zu setzen, und nur auf den Schwingen ruhend, im freien Elemente der Luft zu schlummern. Dieser Vogel, welcher aus der schauerlich lockenden Tiefe kommt, bringt ein schimmernd grünes Kraut im Schnabel, eine Pflanzenart, die keinem Botaniker bekannt ist, und schwingt sich damit so hoch in die Luft, daß ihm kein irdisch Auge folgen kann. Wenn man aber das Auge schließt, soll man ihn mitunter noch fliegen sehn.

In diese Tiefe hat sich allein Wolfram von Eschenbach gewagt, der Parcival und der Titurel sind die Gedichte, welche davon übrig sind und davon zeugen. Der Lohengrin, dessen Verfasser unbekannt ist, schließt sich daran.

Mehr als anderswo sieht man sich bei diesem verborgensten Kerne des Mittelalters nach Führern und Erklärern um, und sucht namentlich, was neuste Forschung und Deutung bieten möge. Herr Gervinus hat zuletzt ein Buch reichen Studiums und behender Umsicht über unsere Nationalpoesie herausgegeben, dies ist aber leider in einer durcheinander werfenden, verwirrenden Schwatzhaftigkeit abgefaßt, es mißhandelt von einem ganz unpassenden Standpunkte unsere Literatur, und man kann nur mit großer Vorsicht einzelne Körner aus der breiten, geistvollen Spreu aufnehmen. Dieser Art Literargeschichte besonders gilt, was zu Anfange dieses Kapitels gesagt ist. Ein hausbackenes kräftiges Naturell verlangt darin, daß Alles, was nicht in seine kurze, herbe und wenig poetische Individualität paßt, als ein Irrthum der poetischen Welt bei Seit geworfen werde. Von da aus und mit einer vorherrschenden Bildung, welche nur Eindrücke aus den Griechen aufgenommen, und übrigens nur in der Jünglingszeit eine dehnende Regung empfunden hat, prügelt er in unsere Literatur hinein, sich viel damit wissend, daß sein Stock mannigfach mit Gelehrsamkeit umwunden ist. Bei völliger Unfähigkeit, sich zu objektiviren und einen vorliegenden Kreis nach den eigenen Gesetzen dieses Kreises zu beurtheilen, wobei bekanntlich noch ein eigenes, bezügliches Urtheil übrig bleiben kann, bei einem sehr kargen ästhetischen Geschmacke, welchem der Reim

und alle weichere Feinheit und Schönheit lästig ist, findet denn Gervinus am Mittelalter nichts Lobenswerthes, als daß Walther von der Vogelweide sich eine moralische Männlichkeit bewahrt neben dem weibischen Minnegesange, und daß im „Windsbecke," einem Schriftreste des Mittelalters, vortreffliche moralische Lebensregeln und Maximen enthalten sind, welche ein Vater seinem Sohne gäbe. Da sei nichts von der „Frivolität und Weichlichkeit des Tristan," „noch der mysteriöse Zug nach einem heiligen Ritterthume, wie im Parcival."

Er überrascht sich selbst mit der Entdeckung, daß diese mittelalterliche Richtung Wolfram's eine ganz subjective sei, was schweren Tadel verdiene. Das eigentliche Verständniß fehlt somit noch gänzlich, denn das ganze Mittelalter ist eben der Versuch, eine neue Welt zu werden der bereits objectivirten alten gegenüber, das ganze Mittelalter ist eben eine neue Subjectivität, und es kann ihm kein schreienderes Unrecht widerfahren, als sich mit einem alten Maaßstabe gemessen zu sehn.

Man muß also wohl diese dürre Hausmannskritik auf sich beruhn lassen, die deshalb gegen eine neue poetische Welt keift, weil sie in sich selbst kein Organ findet, die große Mannigfaltigkeit poetischer Offenbarung aufzunehmen, und muß sich auch beim Deuten dieses mittelalterlichen Hauptpunktes im Wesentlichen dem früheren Rosenkranz anschließen. Ist dieser auch im Gegensatze dem Interesse des Stoffs zu sehr hingegeben, so hat er sich doch mit einer reichen Fruchtbarkeit der Empfängniß und mit tief poetischer Natur darein versenkt, sich desselben innerlichst bemächtigt, und ihn so, als ein wirklich treuer Bote dem Urtheile überliefert.

Es handelt sich zunächst um die Bedeutung des „Grals", welcher in den drei Gedichten Titurel, Parcival und Lohengrin den inneren und äußeren Mittelpunkt bildet, und zugleich alle phantastische und mystische Innerlichkeit der mittelalterlichen Poesie in sich schließt.

Man sieht sich dabei an die Mysterien der geistlichen Ritterorden gedrängt, welche in ärgster Mischung ihre Tradition zusammengescharrt haben aus allerlei alten und neuen Völkern des Orients und Occidents, mit denen sie herumfahrend ein priesterlich-kriegerisches Leben, oder die Berührung eines solchen

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

in Verbindung gebracht hatte. Besonders an den Orden der Tempelherrn, wo die Spekulation auf ein eigenthümlich äußeres und inneres Reich am Ausschweifendsten betrieben worden ist, wo das Geheimniß jedmöglicher höheren Erkenntniß von Orientalen und Abendländern zusammengehäuft schien.

Die ersten unsichern Quellen der Gralsage will man in Spanien sehn, von da sei sie an den Provençalen Guiot und an Chrétien von Troyes gekommen, aber schon dieser und noch mehr Thomas von Britanien habe sie sehr verändert. Später ist auch ein französischer Roman „Gréval" darnach gebildet worden.

Wolfram hat sich an die provençalische Quelle gehalten, aber mit größter Freiheit, denn er hat seiner eigenen poetischen Seele daraus einen angemessenen Körper gebildet, und man braucht sich deshalb nicht weiter darauf einzulassen, daß er selbst einmal über seine schlechte Kenntniß des Französischen gespottet.

Der Gral selbst ist eine Reliquie, gewöhnlich als eine Jaspisschüssel gedacht, woraus Christus das Opferlamm mit den Jüngern gegessen, und in welcher Joseph von Arimathia das Blut aufgefangen habe, was Christus am Kreuze verlor. Man denkt sich's auch wohl als einen Kelch und die mystische Dialektik behandelt auch den cruor, das geronnene Blut selbst, als Gral. Die Legende erzählt nun weiter, daß Joseph von den Juden in einen unterirdischen Kerker geworfen, dort vergessen worden und vierzig Jahr geblieben sei. Der Gral habe mit wunderbarem Glanze ihn umleuchtet und genährt. Da habe Titus Jerusalem erobert und er sei befreit worden, nun habe er sich aufgemacht mit dem Gral, die Menschen zu bekehren, und sei auch nach England damit gekommen. Das Wort Gral leitet man aus dem Lateinischen „sanguis regalis," königliches Blut, daraus ward im Romanischen Saing regal und verstümmelt St. Gréaal, Gral. Neuere Forschung leitet es von „Gratiale" ab.

Bei diesen Ableitungen spielt denn natürlich die Vermuthung in aller beliebigen Weise und man muß sich mit dem schwankendsten Anhalte begnügen.

Wolfram, welcher in diesen Stoff sich versenkte, ist das grandiose Bild eines innerlichen Streiters, welcher sich durch die wogende Sagenwelt und durch das tausendfach fein gewobene

Reich des scholastischen Gedankens zu einer eigenen Einheit durchringen wollte. Sein Herz dachte, sein Gedanke dichtete, das Herz war stark, der Gedanke war überlegen und mächtig — davon hin und her geworfen, suchte er seinen geschleuderten Menschen durch die Schöpfung Titurel's und Parcival's und durch das Ausströmen in dieselbe zu befreien. In ihm war das Mittelalter, was den Weg des Gedankens von der Kirche und den Weg in's ferne, irdische Leben durch den Ritter ebenfalls mittelst der Kirche erhalten hatte; in ihm war jene Zeit zur feinsten religiosen Gedankenspitze geschärft, und weil er ein Poet war, spießte er auf diese Spitze ein Rosenkrönlein. Das duftete und blühte, wenn man es aber näher betastete, so wickelte es sich auseinander und ward ein Rosenkranz, welcher der Dornen nicht ermangelte.

Titurel oder die Hüter des Gral's.

Man stellt den Titurel voran, obwohl er später gedichtet ist, weil sein Leben und Treiben, der Zeit und Wirkung nach, dem Parcival vorausgeht. Parcival ist der Enkel Titurel's.

Lachmann's Forschung hat nun das Vielbesprochene entschieden, daß nur ein kleines Fragment dieses Gedicht's von Wolfram in der Ausführung herstamme, wenn ihm auch der Plan des Ganzen großentheils zugeschrieben ist.

Es ist römische Zeit, das Christenthum ist noch sehr jung; Vespasian hat regiert, da Titurel's Großvater aus Cappadocien nach Frankreich kam. Titurel ist ein spätgeborenes einziges Kind seiner Mutter; er kämpft gegen die Mauren, das religiose Ritterthum erfüllt ihn, er blickt nicht um nach irdischer Liebe. Ihm wird der Gral von Engeln gebracht, damit er ihn hüte. Im nördlichen Spanien, in Gallizien, sucht er in schauerlicher Waldeinsamkeit einen Berg aus, nennt ihn Montsalvatsch (mont sauvé), erbaut dort dreißig Jahre lang einen Tempel und ein Gralhaus für die Ritter, ein Gralkloster. Der Gral selbst, die Jaspisschüssel schwebt mitten davon in der Luft und regiert den neuen Orden; der Befehl, die Wahl oder was sonst zu sagen ist, erscheint als Schrift auf ihr, und verschwindet, sobald es gelesen.

Es bestimmt, wer Ritter werden (Templeise), wen er heirathen, was er thun, was er leiden solle, es ist der Mund Gottes. Die Ritter müssen fortwährend gegen das Heidenthum streiten, nur drei Tage, Weihnacht, Ostern und Pfingsten ist Waffenruhe. Für den Heiden ist der Gral unsichtbar, der Christ, welcher nach ihm blickt, verändert sich nicht, altert nicht, so lange er ihn anschaut; so lebt Titurel an fünfhundert Jahre.

Die Geschichte dieses wunderbar poetischen Ordens drängt sich im Gedichte auf den Punkt der Frauenwahl und auf die Familie Titurels zusammen. Anfortas, aus dieser Familie und König des Gral's, liebt ohne Zustimmung des Gral's die schöne Orgeluse, geräth bei dieser Privatangelegenheit in einen Kampf, wird von einem verzauberten Speer tödtlich getroffen, kann aber als Gralkönig nicht sterben, und leidet endlos an einer eiternden Wunde. Sein einziger Zeitvertreib, der damals überhaupt sehr gesucht war, ist Angeln, und davon hat er den Beinamen „König **pécheur**," was nebenher den Sünder bezeichnet. Er kann nur geheilt werden, wenn Einer nach seinem Leide fragt, der von dem ganzen Vorgange nichts weiß.

Dieser Verlauf wird durch viele Episoden unterbrochen, worunter die prächtige und berühmte Liebesgeschichte Sigunen's ist, vielleicht das Schönste, was die mittelalterliche Kunst erschaffen hat. Sigune, das schöne, sinnige Mädchen und Tschionatulander, der tapfere Jüngling, liebten einander, wie die Engel des Himmels. Es glüht eine Sehnsucht in dieser Liebe, aus Erde und Himmel zusammengewebt, daß die Herzen wie von einer göttlichen Kraft entflammt scheinen. Wenn er, wie leider sehr oft geschah, von ihr schied, um in den Kampf zu eilen, dann bat er sie heiß und doch lauter wie ein Cherub, sich ihm ganz unbekleidet in ihrer reinen, unvergleichlichen Schönheit zu zeigen, damit diese Schönheit die höchste Kraft in ihn hauche. Und diese Bitte gewährte das schöne und liebende Weib.

Einst sitzen sie am hellen Bache im Walde, sie unter dem Zelt, er bei der Angel, da kommt ein Jagdhund, der einen sinnigen Vers auf der Leitschnur eingestickt trägt. Sie ist entzückt darüber, der Hund aber entläuft. Auf, mein Geliebter! ruft sie, fange ihn! Tschionatulander springt barfuß durch Dorn und

Gebüsch von dannen, findet den Hund, wird aber vom Herrn desselben getödtet.

Nun bricht jene Sehnsucht in die herzkräftigste Verzweiflung aus, welche je geschildert worden ist, und grade hiervon handelt der wahrscheinlich von Wolfram selbst gedichtete Theil des Gedichts. In den Zweigen der Linde, wo der geliebte Leib bestattet wird, wohnt Sigune und klagt und klagt, daß jedes Herz mit ihr vergehen möchte. Sie zerrauft das goldene Haar, zerschlägt die schöne Brust, weint, weint unendlich, und blickt, die Verzweiflung selber, dann Stundenlang in das todte Antlitz des Geliebten. Ihre Verwandten drängen sie, dies Leben zu ändern, sie zieht in eine Felsenschlucht bei Monsalvatsch, setzt den Todtendienst ununterbrochen fort, und wird endlich eines Tages todt neben Tschionatulander gefunden.

Zum Hauptgange kehrend, sehen wir Anfortas wieder in seinem Leide. Parcival, welcher Erlöser werden soll, kehrt ein auf Monsalvatsch, aber er ahnt nichts, er fragt nicht. Hier tritt nun seine Geschichte, das folgende Gedicht Parcival ein, wo er am Ende doch wiederkehrt, König im Gral wird, Anfortas heilt und den Gral aus dem Abendlande hinwegführt nach dem Oriente, nach Indien. Dort erstarrt das Gedicht, denn es herrscht in jenem Kreise das vollkommene Christenthum, welches durch keinen Zweifel, keine Bewegung mehr beunruhigt wird, wo der Handlung also auch kein Interesse mehr zukommt. Das Reich des Priesterfürsten Johannes in unabwendbarer Regelmäßigkeit breitet sich aus, die Form ist fest, und nur die Beschreibung derselben kann einen Reiz ausüben. Titurel hat hier den großen neuen Tempel gebaut, dessen Vorbild man im Logostempel Justinian's zu Byzanz finden will. Der ganze Ideenkreis sucht sich ein Aeußeres, objektivirt sich im Gebäude, wie wir später in der Architektur des Mittelalters diejenige Objektivität des Mittelalters finden werden, welche von der fahrigen Kritik in einer neuen Welt so schwer entdeckt wird.

Dieser geistreiche Ausdruck in Stein und Raume, wo der Karfunkel an der Spitze, als unerklärt Geistiges, weit in die Welt leuchtet, um die Gralritter stets zu orientiren, dieser mittelalterliche Tempel wird hier verschlungen von der Massenhaftigkeit Indiens, und hier stirbt auch der endlich lebensmüde Ti-

turel. Die Welt des Gedichtes ist ins Kolossale ausgeweitet, und man erkennt leicht, daß die künstlerische Fassung, Rundung und Schließung von Wolfram selbst in diesem Gedichte ausgeht, was seine jetzige Gestalt zum Theil von fremden Händen hat. Unsere philologische Kritik giebt sich jetzt für dahin abgeschlossen, daß die schlecht dargestellte Dichtung nicht von Wolfram in solcher Darstellung herrühren könne. Es hält nur ein kleiner Abschnitt von nicht vollen 200 Strophen das Verhältniß zu diesem Dichter rege, da dieser Abschnitt zu den schönsten Partien der mittelalterlichen Poesie gehört. Bis thatsächlich Beweisendes aufgefunden wird, möge jene Kritik gestatten, daß dennoch der Grundriß dieses Gedichtes dem Wolfram verbleibe, da er dem Wolfram'schen Genius ganz angemessen ist.

Parcival oder der König in Gral.

In diesem Gedichte kommt die großartige Entwickelung eines Helden aus sich selbst mit aller Tiefe und Feinheit ausgerüstet, deren jene Zeit fähig war. Außen findet er es nicht, was er sucht, dagegen findet er es in seinem Inneren, und da das Innere die eigentliche Welt ist, so kommt nun das Aeußere von selbst herbeigeflogen.

Man sieht, daß die Seele aller romantischen Dichtung, wie sie bis zum modernsten Roman auf unsere Zeit herabgeht, in Wolfram lebendig und gefesselt wird.

Ahnungsreich verträumt Parcival einsam seine Kindheit, die Vögel singen, er sieht einmal einen Ritter vorüberziehen, seine Seele ist geschwängert, ein wunderbares Bild von der Welt draußen bildet sich in ihm, ein Ideal, wie es die spätere Zeit nennt, und überall sucht er das Herz davon, überall sucht er Gott. Als er jenen Ritter sieht, hält er ihn für jenen Gott, den er sucht. Hinaus will er in die Welt, die Mutter kann ihn nicht mehr halten. Damit er bald heimkehre, staffirt sie ihn lächerlich aus, und so ist das erste Auftreten dieses innerlich reichen Menschen lächerlich, und weil er eben innerlich reich ist, rührend zugleich. Aber die Stärke des Naturels macht sich geltend, er gewinnt Umsicht, ein Weib und ein Reich, und kommt

zufällig nach Monsalvatsch. Dort sieht er den mysteriösen Graldienst, staunt, schaut und schweigt. Schweigt, eben wiederum, weil ihm Alles nach innen gerichtet ist, und so wird Anfortas nicht befreit, und der ihn aus der Gralburg lassende Knappe schilt ihn eine Gans und schlägt zornig das Thor hinter ihm zu.

Darüber sinnend, kommt er zu Sigunen, sie eröffnet ihm Alles, sein Familienverhältniß zur Gralburg und alles Uebrige — und hier kommt der neue tiefe Moment des Wolfram'schen Gedichtes, was nicht durch einen äußeren Coup sich vollenden kann, wie bei einem Wigalois oder sonstigem Tafelritter. Er sieht, wie er an der Erfüllung vorübergeglitten ist, er entfernt sich zürnend von Gott, — einen schweren Neid sieht er außer sich, der ihn hasse und hindere, er betritt keine Kirche mehr, und treibt sich abenteuernd um, kommt wieder zur Tafelrunde in düstere Träumerei bis zur Geistesabwesenheit versenkt.

Hier erscheint eine Abgesandte des Gral, und fordert Hülfe von den Rittern, der Zauberer Klinsor auf Castel merveil halte viele hundert Frauen gefangen. Dieser Zauberer, welcher an Merlin und Malegis erinnert, kommt schon im Titurel vor, wo erzählt wird, daß er grausam und wollüstig einst bei Iblis, der schönen Königin Siciliens, vom Gemahl derselben ertappt und „kapaunt" worden sei. Dafür räche er sich an allen Ehemännern und habe schon an die viertausend Frauen nach Castel merveil geraubt.

Parcival nimmt an dieser äußerlichen Verbindung mit dem Gral kein Interesse, tiefer muß er sich seiner bemächtigen, wenn es überhaupt geschehen kann, und Iwain übernimmt und vollführt jene Unternehmung nach Castel merveil, wobei ihm die vielen befreiten Weiber bedenklich viel zu schaffen geben. — Am Charfreitage begegnet Parcival einem Ritter, der sammt seinen Töchtern barfuß und in grauem Bußgewande daherschreitet und ihm die glänzende Rittertracht an einem Tage verweis't, wo Gott durch schmerzlichen Tod die Welt erlös't habe.

Diese Mahnung bringt Parcival zum Zweifel, ob der Neid herrschend und mächtig sei, er will sich dem Geschick überlassen, lenkt keinen Zügel mehr, und gestattet dem Rosse einen beliebigen Weg. So kommt er zum Einsiedler Trevrizent, und es folgen die tiefsinnigsten Gespräche über Gott, Sünde und Gral, welche ihn in das andere Extrem, die äußerste Zerknirschung werfen.

Er irrt in immer größeren Abenteuern umher, findet unter andern seinen Halbbruder Feirefiz, der schwarz und weiß aussieht, weil seine Mutter eine Mohrin gewesen, und mit dem er noch einmal zur Tafelrunde kehrt. Endlich kommt die Nachricht, daß der Gral ihn zum Könige erwählt, seine innere Welt war erfüllt, und die äußere fand sich dazu, auch sein Weib, welche ihm zwei Söhne geboren hat.

So stellt sich in Wolfram des Mittelalters Beziehung zu Gott und Religion dar, der Geist Gottes ist ihm fortwährend und allenthalben, in jedem Baumzweige gegenwärtig und thätig, am deutlichsten in sich, im Menschen selber. Sich selbst erkennen, ist der Anfang, Gott selbst zu werden; dieser Uebergang zu einer Einheit liegt im Leben und Sterben des Heilandes. In dieses Thema dialektisirt er alle Formen der Kirche, und die Gewandtheit und Stärke seiner Gedankenwendung ist außerordentlich. Er spielt Ball mit den höchsten Kirchenfragen, unterläßt es aber nicht, ein Kreuz zu machen und das Knie leicht zu beugen, ehe er die dreist geworfene Frage wieder auffängt.

Dennoch, so weit er auch der Kirche huldigt, verlegt er nicht die endliche Auflösung des Kampfes in das kirchliche Moment, sondern in das sich selbst erzeugende Bewußtsein des Menschen selber. Das romantische Moment der Freiheit, worin die große Macht zur Fortbildung eingeschlossen war, hält er mit großem Nachdrucke fest, Parcival wird durch sich selbst ein Pair im Reiche Gottes, ein König im Gral.

Dieses tief liegende Moment des Mittelalters, was nur dem blöden Auge durch Kirchengewänder gewehrt wird, ist die ewige Pforte des Romantischen, wodurch sich dies weit über das Klassische erhebt, und mit stets neuer Offenbarung fortschiebt im Entwickeln der menschlichen Aufgabe. Spielend und heiter schimmert es vom ungebundenen Abenteuerleben des Ritters, verbirgt sich in der Dialektik des Mönches und schlummert wie ein Lebenshauch, athmet leise, aber tief in dieser großen Dichtung des Mittelalters. Diese Entwickelung Parcival's bricht in Luther zu Tage, und breitet sich unendlich in der freien, eigenen Anschauung Wolfgang Göthe's.

Wolfram von Eschenbach stammte aus Franken, und zwar aus der Gegend von Nürnberg.

Lohengrin

schwebt nur um die äußere Peripherie der Gralsage, der Gral ist fernwirkendes Symbol. Gewissermaßen ist es ein Versuch, aus jenem Glaubens- und Gedankendickicht in's leichtere Leben zu kehren. Der ernste Gral spielt nur als Antithese, aber ist auch da noch mächtig genug, das Irdische aufzulösen. Parcival's Geschick beruhte doch darin, daß er auf eine bloße Nachfrage Glück und Segen in die Gralburg bringen konnte: Lohengrin, sein Sohn, hat dagegen nur ein Leben, wenn nicht nach seinem früheren Schicksale gefragt wird. Eine Herzogin von Brabant ist nämlich sehr bedrängt und braucht einen Kämpfer. Nirgends findet sich einer. Da kommt eines schönen Morgens ein Schifflein geschwommen, welches ein Schwan zieht, und worin ein hübscher Ritter schläft. Der Ritter thut alles Nöthige und heirathet die Herzogin unter der Bedingung, daß sie nie nach seinem Namen frage. Das geht eine Weile, aber die weibliche Neugier duldete es nicht lange, sie fragt, er ist Lohengrin, zum Gral gehörig, er muß sie verlassen und das Weinen kommt nun zu spät. Das Ganze ist noch mit deutscher Reichschronik umhüllt. Es ist dies Gedicht wahrscheinlich über Belgien zu uns gekommen, und der deutsche Verfasser ist unbekannt. Mancher schreibt es Wolfram selber zu — die Form des Gedichtes selbst läßt einen Wolfram die Erzählung vortragen. Indessen weder im Gedichte, noch in sonstiger Ueberlieferung scheint hinreichender Grund für diese Annahme zu sein. Vielmehr deutet Alles auf eine spätere Zeit, wo die innerliche Sagenpoesie bereits verfallen und zum bloß unterhaltenden Roman abgekleidet ist. Der Verfasser wird jetzt für einen Niederländer gehalten.

Die Sage vom Schwanritter ist auch von Konrad von Würzburg bearbeitet worden, ohne Beziehung auf Gral und Tafelrunde.

9.

Einzelne Gedichte.

Gottfried von Straßburg.

Es handelt sich hier um Gedichte, die sich weniger streng, oder gar nicht an die Hauptkreise anschließen. Dabei ist mit einer außerordentlich wichtigen Figur der mittelalterlichen Poesie, mit Gottfried von Straßburg zu beginnen. In diesem Manne scheint die subjektive Vertiefung des Mittelalters bereits einen Stillstand zu finden, sie schlägt heiter in die sinnliche Welt hinüber, und bildet sogar eine direkte Opposition gegen Wolfram von Eschenbach. Ja, Gottfried von Straßburg ist sich derselben ganz und gar bewußt, er bildet also durchaus einen höchst merkwürdigen Grenzpunkt. „Du verlierst dich," sagte er in ungefähr ähnlichen Worten gegen Wolfram, „in unpassende, verworrene Gebiete, Du zerstörst die Einfachheit, welche der Poesie Noth thut, Du wirst schwülstig, statt „„in schlichter und einfacher Rede zu sprechen, in der ein Mann mit schlichtem, geradem Sinne nicht strauchelt.""

Kann ein Bild zur Verdeutlichung helfen, so ist Gottfried der behagliche, heitere Nachmittag, wo man nicht aufgelegt und berufen ist, neuen Stoff und neues Verhältniß aufzusuchen, noch das Vorliegende zu vertiefen mit üppig spielender Phantasie und Spekulation. Dieser heitere Nachmittag des Mittelalters spiegelt sich in seinem „Tristan und Isolde," welches ein so hellfarbig

schimmerndes Gegenbild neben den dunkel beschatteten Dichtungen des Mittelalters ist. Hinter der sinnlich heitern Stimmung liegt genaue Kenntniß aller Motive jener Zeit, aller Bedeutsamkeit mittelalterlicher Poesie; er weiß vortrefflich, wie fest das ganze Leben von jenem neuen romantischen Dogma umspannt ist, aber er sieht darin ein gefälliges, harmonisches Dasein bedroht, er sieht die Schluchten und Abgründe auf allen Seiten, wenn sich die Seele noch weiter ebenso rücksichtlos wie bisher der Spielerei im Innern und Aeußern, der traumhaften Spekulation und der geistreichen Träumerei hingeben wolle. Indessen fühlt er sich doch auch nicht stark und berufen genug, diese ihm gegenüberstehende Welt auf Tod und Leben an der Wurzel anzugreifen; es ist Nachmittags, er sieht das bunte Leben bei der Tafel auch ganz gern, er küßt gern, und er hat in diesen Kreisen eine sehr große Gewalt durch sein Talent. Dies Talent ist, wie natürlich, noch mannigfachst mit dem Mittelalter verwachsen. Was nimmt er für einen Ausweg? Seine innerliche Opposition trägt er in der Form zur Schau, denn ihrer ist er dergestalt Herr und Meister, daß ihn im ganzen Mittelalter Niemand übertreffen mag. Er sagt zu Wolfram: Du machst schwülstige Verse. Aber er spielt nur mit der Opposition, wo es auf Lebensfragen ankommt, das bedenklichste Element der sinnlichen Liebe, welches in seinem Gedichte glüht und tobt, ist mit so geschmeidiger Hand hin und her gewendet, daß man den Satyr eben so wenig ergreifen kann als die Sünde und die eigentliche Liebe. Ja, der eigentlichste Spott auf Sitte und Maxime seiner Zeit hat sich geradezu am leidenschaftlichen Herzen der Liebe einen festen kleinen Sitz gebaut, so daß der feinste Beobachter nicht sagen kann, ob jener stürmische Drang oder dieses Aeußerste vom Herzen eingegeben sei oder vom Spotte.

So ist dieses Gedicht „Tristan und Isolde“ jenes fabelhafte Wesen, von welchem die moderne Welt erzählt, daß es sich am Scheidewege mit dem Laster und mit der Tugend zu verständigen weiß, was sich erlustigt, aber sein Kreuz dazu schlägt.

Die schlimmste Beleuchtung aber fällt darauf, daß Gottfried selbst früher ein Mönch war, er kennt das innere Heiligthum sammt allen seinen Gesetzen; aber das spielt nur, wie eine Etikette dazwischen. Er hat klassische Bildung, spricht vom

Helikon, von den Musen, und das hat ihm manchen unserer Kritiker bestochen; denn das ist unser Zaubertrank, womit trunken gemacht wird, etwas Esoterisches braucht jede Zeit. So ist es ihm stets übersehen worden, daß er der erste Verräther und der größte Verräther des Mittelalters war, daß er das sinnliche Element lächelnd geltend machte, und die duftige Liebe auf das pikanteste Ehebruchlager bettete.

Einzelnes davon war in vielen Gedichten vorgekommen, aber nirgends mit dieser Bewußtheit. Das eigentlich Mittelalterliche ist in Gottfried nur noch Marionette, mit dem er ein geistreiches Spiel treibt, die baare menschliche Empfindung nur erfreut eigentlich sein Herz, und sie schildert er mit wirklicher Innigkeit, selbst wo sie frech wird.

Da, hier in Gottfried, erscheint denn auch etwas von jener Objektivität, welche von der Redensart unserer Kritik so oft unpassend verlangt wird. Aber sie erscheint in ihm, weil in seiner Seele das Mittelalter beendigt ist; er steht schon mit seinem schalkhaft, oder gar satyrisch lächelnden Gedichte außerhalb desselben, die Naivetät, die Unmittelbarkeit der mittelalterlichen Poesie ist in ihm vorbei, und sein Verdienst ist bereits auf einem andern Felde zu suchen.

Glauben wir deshalb nicht, daß dies im Aeußeren eben so rasch geht, o nein, das Mittelalter stand noch ein Paar Jahrhunderte, es ward auch noch genug ächt mittelalterlich gedichtet, dies neue Weltgebäude baute sich auch erst nach vielen Seiten aus, denn die Masse und die einzelne Gattung findet sich stets langsam. Die großen dichterischen Geister einer Nation sind wie die höchsten Bergriesen, dicht am Himmel, von ewigem Schnee bedeckt; mancher Quell, der von ihnen herabrinnt, wird in seinem kleinen Ursprunge gar nicht beachtet, und wenn dann unten ein Flüßchen, ein Strom sich daraus bildet, so weiß man nicht immer, welch kleiner Quell grade der Anfang gewesen sei, das Wasser hat auch viel zu thun und zu wahren, ehe es bis in's Meer kommt, und so einen Hauptlebenstheil des Landes bildet. Es weiß an der Mündung schwer zu sagen, von welchem kleinen Quelle es eigentlich stammt.

So geht's der Romantik, die sich allmählig aus den mittelalterlichen Tiefen in andere Thäler geworfen hat. Wie schon

oben bemerkt ward, Gottfried von Straßburg wußte vielleicht selbst nicht, daß sein Mißfallen an Wolfram eine so große Lebensfrage in sich schloß, und daß sein Tristan und Isolde diese öffnete. Vielleicht beneidete er ihm auch in etwas den Ruhm, denn Herr Wolfram war sehr gesucht, und Gottfried neigte ja sehr zum Weltlichen. Seinem Geschmacke, seinem innerlichsten wenigstens, ist es immer schwer zu glauben, daß er wirklich der Ueberzeugung gewesen sei, Hartmann von der Aue sei ein größerer Dichter denn Wolfram, wie er ausspricht, der geschmackskundige Gottfried. Allerdings war in dem einfachen Lebenselemente Hartmann's und in dem einfachen Ausdrucke desselben viel Ansprechendes für Gottfried, aber dieser war doch zu fein, um nicht die anmuthige Mittelmäßigkeit aus Hartmann und die geniale Fülle aus Wolfram herauszublicken. Der Unterschied zwischen tief heitern und tief ernsten Menschen geht gewiß durch die ganze Geschichte, durch alle Religionen und sonstigen Gesetze, Sitten und Ausdrücke; man sieht jetzt wieder unter den rohen Völkern, daß der Neger zur heitern, die Rothhaut Amerika's zur melancholisch ernsten Hälfte hinneigt; aber beim extremsten Wesen verblendet sich ein gescheidter Mensch, wie Gottfried, nicht leicht so über den Heros in dem gegenüberstehenden Extreme, daß er wirklich Wolfram unter Hartmann gestellt hätte. Betrachten wir nun das Gedicht selbst.

Tristan und Isolde.

Die erste Quelle des Gedichtes ist jener Thomas von Britannien, dessen schon erwähnt wurde und der von der schottischen Grenze herstammte. Sie ist indessen hier unwesentlich, da sich Gottfried, wie Wolfram mit seinen Stoffen that, des Gegenstandes völlig selbstständig bemächtigte. Wenigstens sehen wir an andern Bearbeitungen desselben Stoffes, daß er ohne dichterischen Genius ganz unbedeutend blieb. Er beginnt mit Ehebruch, und in dieser ungesetzlichen Neigung bewegt sich sein ganzes Leben und Element.

Tristan's Mutter, die Schwester des Königs Marke von Cornwallis schleicht zu dem verwundeten Rivalin, um ihn zu heilen. Bei dieser Gelegenheit wird sie schwanger, und bald

darauf von Rivalin nach Frankreich entführt. Der Geliebte fällt in einem Kampfe, sie selbst stirbt bei Geburt des Sohnes, welcher ob so trauriger Umstände den Namen Tristan erhält. Dies heißt „der Traurige."

Rual, ein getreuer Marschall, erzieht ihn und zwar durchweg in der damalig modernen Weise. Da ist nichts von der Ahnung und Träumerei, welche Parcival schwellt. Tristan wird vollkommenster, ritterlicher Elegant, lernt alle üblichen feinen Künste, fremde Sprachen, die man an Höfen brauchte, er weiß sich einer falschen Meinung zu fügen, eine grobe Wahrheit zu verbergen, kurz, er wird sehr anmuthig. Freilich ganz anders als Parcival. Norwegische Kaufleute stehlen ihn, setzen ihn aber in Cornwallis an's Land. Er weiß nichts von seiner Verwandtschaft mit Marke, bringt sich als einen Kaufmannssohn an des Königs Hof und macht als ein gentiler Jüngling sein Glück.

„Tristan, Tristan li Parmenois
Comme est gentil, comme est courtois!"

Als Rual kommt, folgt Erkennung und doppelte Freude; aber eigentlich hatte ihn der König schon zum Ritter geschlagen, er hätte die Abstammung nicht bedurft. Vielleicht ist dieser Zug auch nicht ohne Bedeutung.

Jetzt kommen auch die nöthigen Kämpfe; er wird schwer verwundet und nur die zauberkundige Isolde kann ihn heilen, aber diese liebt seinen Stamm durchaus nicht, Tristan hat ihren Oheim Morolt erschlagen, er muß unter falschem Namen sich einschleichen, lehrt sie Musik, und sie heilt ihn dafür, ohne daß irgend ein Liebesgedanke sich herausstellte. Ja, er räth Marke, die blonde Isold zu heirathen und unternimmt die in den Verhältnissen mit Irland gefährliche Werbung. Als er vom Schiffe zum zweiten Male auf irischen Boden steigt, verwüstet just ein Drache das Land. Er erlegt das Unthier, und steckt sich als Siegeszeichen die Zunge desselben in's Wamms; es geht aber von dieser Zunge ein so betäubender Pestdampf aus, daß er wie leblos niederfällt. Die Frauen, welche ihn auf dem Kampfplatze finden, bringen ihn zu sich. Isold erkennt an den Scharten seines Schwerts — wie fein spottet Gottfried! — daß diese Scharten in den zerschlagenen Schädel ihres Oheims passen, sie stürzt

gehobenen Schwertes nach dem Bade, wo er eben ist, wird aber abgehalten, und später versöhnt. Er führt sie wirklich als die Braut Marke's von dannen.

Nun kommt der Wendepunkt. Ihre Zofe hat von Isold's Mutter einen magischen Liebestrank mit auf dem Schiffe, der für Marke und Isold bestimmt ist, sie verwechselt ihn auf der Fahrt mit Wein und giebt ihn arglos Tristan und Isold zum Trinken.

Von hier beginnt beider flammende Neigung für einander, die kein Gesetz achtet. Soll nun durch solches Zaubergeschick diese Nichtachtung entschuldigt, soll die bornirte Ritterminne verspottet sein, welche von einem unnatürlichen Taumel geboren werde? Sprich, Meister Gottfried!

Mit feinster Kenntniß dessen, was Mann und Weib unterscheidet, mit loderndem Feuer wird der alsbaldige Ausbruch dieser Neigung geschildert. Es folgt nun Betrug auf Betrug — denn die Heirath mit Marke wird bei alledem ruhig vollzogen — den Gatten und die Umgebung zu täuschen, und das ist Alles mit solcher Feinheit erfunden, mit solcher Behaglichkeit ausgemalt, daß man dem frühern Mönche Gottfried die beste Erfahrung zutrauen muß. Alle Welt weiß es dennoch, denn die Leidenschaft ist wie ein lärmender Bergstrom, der arme Marke überrascht sie sogar zusammen im Bett, er muß endlich dem Geschrei des Hofes nachgeben und ein Gottesgericht anberaumen.

Hier sehe man Gottfried, des Mittelalters Ledigen! Dies officielle Institut, dem aller Glaube zuflog ohne Weiteres, wird von ihm auf das Raffinirteste verspottet, und der Glaube selbst muß zum Spotte das Mittel geben, wie man einen Franzosen nur französisch betrügen kann. Der heilige Christ selber hat ihr bei Fasten und Gebet ein Mittel eingegeben, wie man das glühende Eisen halten, und das Gottesgericht ganz wohl bestehen könne, Gottfried lächelt gut mönchisch hinter dem alten Verse hervor: „daß der heilige Christ windschaffen wie ein Aermel ist —" (daz der vil tugendhafte Krist wintschaffen als ein ermel ist) —

Weil sie doch auch schwören muß, so verkleidet sich Tristan als Pilger, trägt sie aus dem Schiffe und fällt mit ihr an die Erde — nun ist ganz wahr der Schwur: daß nie ein anderer Mann als Marke und jener fromme Pilger an ihrer Seite

gelegen habe. Wie will das Gottesurtheil sich da zurecht finden? Es muß sie frei sprechen. Und wie prächtig spricht Meister Gottfried über die Liebe, um alle Schleichpläne des Paares zu verweben; — in diesen versteckten Wendungen höhnt er die ritterliche und kirchliche Konvenienz der Liebe, und ist doch nirgends zu fassen.

Einige Zeit darauf verbannt Marke das Paar vom Hofe, sie ziehen in den Wald und freuen sich allda zusammen, ganz mit dem Anschein, als hätte es ihnen nur bequemer gemacht sein sollen. Da sie Jagdlärm hören, schließen sie ihre Höhle, entkleiden sich völlig, legen sich nebeneinander und ein blankes Schwert dazwischen. Der wackere Marke sieht dies durch einen Ritz, und diese symbolische Scheidung entzückt ihn so, daß er sie wieder an den Hof ruft.

Endlich tritt denn doch wieder eine Bettüberraschung ein, und Tristan muß fliehen; sie scheiden unter den zartesten Zusagen unverbrüchlicher gegenseitiger Treue und Zärtlichkeit. Nun — Tristan findet eine zweite Isold, die auch wirklich eben so heißt, sehr schön ist, besonders weiße Hände hat, und daher auch den Beinamen führt „aux blanches mains.“ Der gleiche Name, die Schönheit, Reue über Ehebruch verwirren ihn, er heirathet sie, aber er bleibt Isolden, der ersten treu. Die neue Isold fragt endlich, er schützt ein Gelübde vor, aber am Ende hält er das Gelübde selber nicht. Indessen mitten im Kampfe, wo es sich nun um die eigentliche Idee des Gedichtes handelt, stirbt Gottfried und läßt uns in wirklicher Liebesnoth.

Ulrich von Türheim hat es sehr unglücklich, Heinrich von Vriberg mit besserem Geschicke zu End gebracht. Da wird Tristan, indem er seinem Schwager bei einer ungesetzlichen Liebschaft dienstfertig ist, tödtlich verwundet. Er läßt nach England schicken und die ächte Isold zu seinem Sterben entbieten, sie solle mit einem weißen Segel kommen. Es kommt endlich ein Schiff, er fragt nach der Farbe, Isold mit den weißen Händen sagt, es sei ein schwarzes Segel; da stirbt er. Die blonde Isold ist's aber wirklich, sie stürzt auf ihn und stirbt. Der gute Marke erbaut für sie ein Kloster, und läßt einen Rosenstrauch und eine Weinrebe darauf pflanzen, deren Zweige in einander geschlungen sind. Dies ist das Wappen von Tristan und Isolde. Die

christliche Deutung desselben von Vriberg in den Dornenkranz und in den wahren Weinstock geht freilich ganz aus Gottfried's Kreise hinaus.

Kurz, wir haben in diesem Gottfried'schen Werk einen Durchbruch der glühendsten ursprünglichsten Sinnlichkeit, der alle Konvenienz der Zeit mit Füßen tritt, und sich auf Kosten der ganzen damaligen Existenz geltend macht. Just an dieser Stelle, wo das Mittelalter seine theoretische Vergeistigung auf die Spitze getrieben, wo es eine einseitig-innere Welt übermächtig ausgebildet hatte, tritt in Gottfried, der etwa gegen 1250 starb, eine so glänzende Mahnung ein, daß der Mensch auch noch etwas ganz Anderes sei, daß dies Andere ebenfalls von ungeheurer Macht und von strotzenden Keimen einer Welt erfüllt werde. Diese Erscheinung ist um so bedeutender, je mehr sie gerüstet, fertig und verführerisch zugleich auftrat; es muß also ein tief verborgener langer Strom dieser Richtung angenommen werden, welcher unerkannt neben diesem, alles Sinnliche verläugnenden Mittelalter einhergegangen war, es muß sich also ferner eine schwere Nothwendigkeit der menschlichen Entwickelung darin bergen, da er unter feindseliger Umgebung doch zu einer solchen Pracht und Stärke gedieh. Denn die Schönheit von Gottfried's Form und Fassung ist unübertroffen, er ist Meister des Geschmacks und erhebt sich auch darin über seine Zeit.

Mit einer gemüthlichen Unbekümmertheit haben ihn meist die Preiser des absoluten Mittelalters belobend angeführt, haben von den schönen Versen, der glänzenden Darstellung gesprochen und für das zudringlich sinnliche Element irgend eine artige Beschwichtigung entdeckt, oder eine überschwänglich sinnige Deutung aufgesucht. Wenn der sogenannte moralische Maaßstab angelegt wird, so ist Tristan und Isolde ein Gräuel; aber man hätte bei solcher Konsequenz dies glänzendste Gedicht des Mittelalters eingebüßt, und so ist die Verurtheilung noch immer aufgeschoben.

Abgesehen nun von jener tieferen Vergleichung und von der Perspektive für die romantische Welt, welche sich in dieser Opposition Gottfried's öffnete, abgesehen davon, stellt sich als Eigenthümlichkeit an ihm heraus, die bei keinem Andern bemerkt wird: jene graziöse Neigung zur Heiterkeit, jenes bewußte Lächeln, was über Allem schwebt. Alles übrige Mittelalter ist todesernst.

Selbst das scherzhafte Element der Tafelrunde wird ernsthaft behandelt. Nur in der stärksten Potenz dieser Epoche, in Wolfram, befreit sich mitunter ein noch mächtigeres Element des tief Heiteren, ein noch mächtigeres als das, was über Gottfried ausgegossen ist. Dies sind einzelne humoristische Punkte in Wolfram, wo sich die ringende Seele in einem Anfluge von Laune überhebt. Wie man denn überhaupt diesem poetischen Mittelpunkte des Mittelalters, dem Wolfram, das größere Verdienst ungeschmälert lassen muß, seiner Zeit auf die geheimsten, innerlichsten Spuren gedrungen zu sein, seine Zeit erschöpft zu haben. Möge man sich dabei vor ungerechter Vergleichung hüten, denn der Werth Gottfrieds beruht nicht also im Hauptausdrucke des Mittelalters, sondern in der geschmackvollen Kühnheit, sich auf eine künstlerische Weise von der Beengung des Mittelalters zu lösen. Wolfram ist der geheimnißreich mächtige Herrscher, Gottfried der muthige und geschickte Eroberer.

Von einzelnen Gedichten ist noch zu erwähnen:

Flos und Blankflos, Blume und Weißblume, auch Rose und Lilie, Flur und Blancheflur genannt. Der Name davon ist bereits beim Karlskreise vorgekommen. Es ist nach dem Französischen des Ruprecht von Orbent durch Konrad Flecke in unsere Literatur gebracht, als Romanstoff darin erhalten und bis auf die neueste Zeit stets wieder bearbeitet worden. Flos, Sohn eines Araberkönigs, und Blankflos, Tochter einer auvergnatischen Gräfin, wachsen neben einander auf, und es entwickelt sich von früher Kindheit eine starke und zarte Neigung zwischen ihnen. Es hat nicht an deutschen Kritikern gefehlt, welche diese Engelneigung der Kinder unmoralisch oder unpassend befunden haben. Die Liebe wird auch von den Eltern, aber politischer Gründe wegen, gemißbilligt, Flos wird entfernt, Blankflos an morgenländische Kaufleute verhandelt, von denen sie in's Serail des Sultans von Babylon kommt. Als Flos heimkehrt, sagt man, sie sei gestorben, und weis't ihm das Grabmal. Er erfährt aber den Hergang, macht sich auf, dringt nach Babylon — in einem Rosenkorbe wird er, selbst rosenroth gekleidet, in den Harem ge-

tragen. Ueberraschung, Glück; er wird verborgen gehalten, aber doch vom Sultan entdeckt, und sie sollen beide verbrannt werden. Sie haben einen Zauberring, womit sich eins retten kann, aber sie ziehen gemeinschaftlichen Tod vor und werfen den Ring fort. Der Sultan erfährt's, aber dennoch will er selbst Flos tödten — Blankflos indessen drängt sich vor, den Schwertstreich für ihn aufzufangen, so daß der Sultan endlich von der Liebe gerührt wird und verzeiht. Sie kehren beglückt in die Heimath. So endiget dies Thema einer schuldlosen Liebe.

Die Liebesgeschichten jeder Art machen sich nun auf alle Weise geltend, die sogenannte Minne erhält in dieser epischen Behandlung, den Minneliedern gegenüber, eine fleischige Gewandung, die oft von der wunderlichsten Art ist. So existirt ein Gedicht „Frauentreue," darin schaut ein Ritter mit einem Bürger dem Kirchgange zu, um die schönste Frau der Stadt auszufinden. Der Ritter entscheidet sich für eine, es ist aber zufällig die Frau des Bürgers, und sie ist auch treu. In der Liebestollheit veranstaltet er ein Turnier, wo er nur im seidenen Hemde ficht. Ein Splitter dringt ihm in die Seite und er krankt sehr, der Bürger veranlaßt seine Frau, ihm selbigen herauszuziehn. Sie thut's, und dabei hofft der Ritter zu sterben. Er wird aber geheilt, dringt des Nachts rasend zu dem Ehebette, die Frau schämt sich halbtodt, er aber umarmt sie auf's Kräftigste, reißt dabei seine Wunde auf und stirbt. Jetzt macht sich die Frau Vorwürfe und stirbt ihm bald darauf nach. Der Dichter schließt mit einer höchst naiven Verdammung der Sprödigkeit. Dies sinnliche Element verbreitet sich dann immer mehr in allerlei andere Realität, und in dahin schlagender Bearbeitung hat sich besonders Konrad von Würzburg hervorgethan. Das stuft sich immer weiter ab zum Essen und Trinken, was in der „Wiener Meerfahrt" und im „Weinschwelg" seine Verherrlichung findet, zur Prosa der Liebe und dem derben Witze, welche am Schlagendsten in den Gedichten „Salomon" und „Morolf" zu Tage kommen, und in welchen Bereich auch der „Pfaffe Amis" von „Sticker" gehört. Viele dieser Sachen, wo sich das Mittelalter auf eine handgreifliche Weise von seiner Ueberschwänglichkeit befreit, tauchen noch in späteren Jahrhunderten wieder auf. Besonders thut „Hans Rosenplüt," wegen seiner Vorliebe

für Derbheit „der Schnepperer" genannt, sich im Wiederaufnehmen solcher Gedichte hervor, und in den österreich'schen Landestheilen entwickelt sich frühzeitig Preis und Vorliebe für eine fleischige Auffassung und Fröhlichkeit, wie sie heut noch zu finden.

Von den noch im alten ernsten Tone gehaltenen, die zum Theil in die früheste Zeit des Mittelalters zurückgehn, sind zu nennen:

Herzog Ernst. Es spielt in die Zeit der Ottone, und dieser Herzog Ernst, welcher verbannt wird, geräth in die fabelhaften Gegenden des Orients, wo die Kranichmenschen, die Greife und solcher Ausbund existiren. Dort kommt er denn auch mit den Templern und Gralrittern in Verband. Man schrieb dies Gedicht lange dem ältesten Minnesänger, dem würdigen Heinrich von Veldegk zu, welcher von Gottfried auch auf Kosten Wolframs gelobt wird. Jetzt glaubt man aber, daß es höchstens die spätere Umarbeitung eines Veldegk'schen Werkes sei.

Landgraf Ludwig von Thüringen. Von unbekannter Hand und zuerst von Schlegel angezeigt. Doppelt falsch nannte man früher den Titel Gottfried von Bouillon und als Verfasser Wolfram.

Wilhelm von Orleans. Von Rudolph von Montfort und Hohenems. Man legt ihm die Geschichte Wilhelm's des Eroberers unter.

Das Lobgedicht des heiligen Anno und die Kaiserchronik, worin sich die Ueberreste einer alten Weltgeschichte aus dem zwölften Jahrhunderte finden. Dem ersten Gedichte gab man sonst eine frühe Abstammung, als man aber die Kaiserchronik auffand, ergab sich, daß Beides in vieler Weise zusammengehörte. Die letztere, deren Druck erst beabsichtigt wird, gilt der neuen Forschung für sehr wichtig. Man findet darin einen der ersten und stärksten Uebergänge in die wunderträumende romantische Zeit, wo man die nüchternen alten Sagen zu verschmähen anfängt.

Eine Weltchronik, ebenfalls von jenem Rudolph, der von Montfort, von Hohenems und von Ense genannt wird, angefangen und von Heinrich von München bis zur Zeit Karl's des Großen fortgesetzt. In dieser Fortsetzung bezieht sich Manches auf unsere Heldensage.

Noch eine Weltchronik und ein österreichisch Fürstenbuch von Johann oder Jansen dem Enikel, auch Enenkel genannt, einem Wiener Bürger, der von 1190—1250 gelebt hat. Die Sachen sind gereimt, besonders für lokale Sagengeschichte ergiebig und eine halb burleske Fortsetzung für alle Poesieen, denen der edlere Halt und Trieb ausgeht.

Eine Reimchronik des Ottokar von Horneck, der um 1320 stirbt. Sie umfaßt die Geschichte von Oesterreich und Steiermark von 1250—1309, und gilt schon als rein historische Quelle. Zu Wien befindet sich auch noch eine handschriftliche Weltchronik von ihm.

Der Frauendienst von Ulrich von Lichtenstein ist beiläufig schon erwähnt. Er ist als Einblick in jene erkünstelte Lebensverhältnisse zu beachten, wie man ihn aber für eine unabhängige poetische Bildung ausgeben und anpreisen konnte, ist wohl nur daher gekommen, daß Ludwig Tieck eine Bearbeitung, obenein in Prosa, davon gegeben hat.

Der arme Heinrich von Hartmann von der Aue nimmt als poetische Erzählung schon eine viel interessantere Stelle ein.

Von jenen Reimchroniken, die gegen Anfang des vierzehnten Jahrhunderts überall auftauchen, sind die wichtigsten: die Livländische, in Reval geschrieben, die Chronik des deutschen Ordens von Nikolaus von Jeroschin, die Gandersheimer vom Pfaffen Eberhard, noch in die erste Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts gehörig; die Braunschweiger; die von Cölln vom Meister Gottfried Hagen. In den Niederlanden erscheinen sie sehr zahlreich, und wir begegnen dort später noch besonders der Limburgischen.

Es sind hierbei nun noch einige Andeutungen über die Form selbst zu geben, deren sich diese mittelalterliche Schule, welche man unter dem Gesammtnamen „Minnesänger" zusammenfaßt, bediente. Die beste Auskunft darüber geben die Arbeiten der Gebrüder Grimm, besonders in der Grammatik, welche diese alten Sprachtheile unsres Vaterlandes lehrt.

In den epischen Gedichten herrscht das kurze Reimpaar; verschlungenere und künstlichere Mannigfaltigkeit findet sich aber auch in den Hauptdichtern dieser Art, besonders in Wolfram und Gottfried. In den Liedern herrscht der größte Wechsel an metrischen Weisen, oder wie man das nannte, in den „Tönen.“ Im Manessischen Kodex finden sich an 1200 verschiedene Töne. In größter Einfachheit gehen die Gesänge Walthers von der Vogelweide einher. Das Verschiedenartigste kommt aber doch auf jene Grundgesetze zusammen: jede Strophe, welche von den Aelteren „Lied,“ von den Späteren „Gesätz“ benannt war, bestand aus drei Theilen, „von denen sich zwei in der Sylbenzahl und Stellung der Reime genau entsprechen.“ Die späteren Meistersänger nannten dies „die Stollen“ und den dritten, gewöhnlich darauf folgenden Theil den „Abgesang,“ der auch zuweilen zwischen die Stollen genommen wird, und stets allein dasteht. „Die Reimfolge bleibt durch ein Gedicht von mehreren Strophen dieselbe mit strenger Beobachtung der stumpfen oder klingenden Reime in den sich entsprechenden Zeilen.“ Die Gedichte, in welchen größere Willkür der Form und des Reimes herrschte, und die dann in Knittelverse ausgeartet sind, hießen „Leiche.“

Die Grundform des nationalen Epos besteht in vier langen Zeilen, die neben einander gereimt sind. So in den Nibelungen. In dieser Art ist auch der ältere Titurel, nur mit der Abweichung, daß die dritte Strophe die kürzeste, die vierte die längste ist, und daß der Gang nicht, wie zumeist in Jamben oder Trochäen, sondern in Anapästen geht.

Aus dem oben angegebenen „Abgesange“ späterer Form entwickelt sich das, was wir Refrain nennen und was oft nur ein Ausruf wird.

10.

Antike Stoffe, geistige Gedichte und Prosa.

Was sich die Deutschen später oft selbst so vielfach vorwarfen, das Aufnehmen des Stoffes von außenher, das liegt doch in unserer ganzen Entstehungsgeschichte deutlich zu Tage. Als wir beim Beginn des Mittelalters die deutsche Gemeinschaft werden, welche wir mehr oder minder heute noch sind, da interessiren uns auch zumeist Sagen und Stoffe benachbarter Nationen, und es wird nur einem guten Glücke verdankt, daß unsere heimische Heldensage nicht ganz unbeachtet bleibt. Dieses Glück ist so gut, daß es der angestrengtesten Forschung nicht gelingen will, mit Gewißheit zu ergründen, wem wir das Glück zu danken haben. Wir betteln uns das Bischen Kenntniß darüber zusammen, und das ist ein sicheres Zeichen, wie sehr das Ganze in bescheidener Stille, an vielen Orten, halb zufällig und wild aufgewachsen ist; kurz, wie sehr der bloße Treffer und was man Glück nennt, dabei gewirkt hat, und wie wenig die bewußte Absicht.

Die Lage unsres Vaterlandes mag zu dieser Richtung nach außen beigesteuert haben, wie schon erwähnt ist; aber es liegt auch gewiß ein tieferer Familienzug auf dem Grunde.

Bisher waren es fast immer bretonische und französische Sagen, die man sich aneignete. Es ist nun nachzuholen, daß man sich ganz früh auch an antike Stoffe hielt, obwohl man freilich auch diese meist aus Frankreich bezog und nicht aus der

Ursprache. Unter Ursprache wird übrigens blos lateinisch verstanden, denn das Griechische war zu weit.

Ein Gedicht über Alexander den Großen vom Pfaffen Lamprecht ist durch neuere Kritik sehr hervorgehoben und ausgezeichnet worden. Es wird auch in das zwölfte Jahrhundert verlegt, dahin, wo das Althochdeutsche in's Mittelhochdeutsche übergeht, und noch manche niederdeutsche Färbung trägt. Die Assonanz spielt noch darin. Alexander's Zug bis an's Ende der Welt ist der erste Theil des Gedichts, sein Krieg mit Darius, seine Schlacht gegen Porus und die Ankunft bei den Grenzen der Erde. Dann schreibt er einen Brief in die Heimath, nach welcher in ihm das Verlangen erwacht. Dieser Brief hauptsächlich ist der zweite Theil, welcher sich in zauberhaften Vorfällen ergeht und mit wenig Worten dann Alexanders Tod giebt.

Man glaubt, es sei vieles Aehnliche aus dem zwölften Jahrhundert noch unbekannt, wie in Graffs Diutiska Stücke eines deutschen Gedichtes „Athis und Profilias" aus diesem Zeitraume mitgetheilt werden. Auch davon wird eine französische Quelle angegeben.

Die Alexandergeschichte ward später noch durch Rudolph von Hohenems bearbeitet. Sie ist noch ungedruckt als Handschrift zu München. Hier ist einmal eine nähere Quelle, nämlich wenigstens die lateinische des Curtius und außerdem die Tradition des Byzantinischen Mönches Kallisthenes. Ulrich von Eschenbach, der sich an denselben Stoff machte, ist wiederum einem Franzosen gefolgt. Aus der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts stammt die letzte Bearbeitung der Alexandersage von Seifrid.

Größeren Nachdruck legt man auf die Eneit des Heinrich von Veldegk. Dieser erste Minnesänger hatte ebenfalls eine französische Bearbeitung des Virgil vor sich, und strich die Sachen auf's Beste mit Ritter- und Minnefarben an, so daß sich die Trojaner in diesem Kostüme gar wunderlich ausnehmen. Dies und der Reim verhalfen aber diesem geschmacksarmen Produkte zu der Auszeichnung, welche es im Mittelalter genoß.

Wenn irgendwo, so glaubt man bei solchem Beifall ein Kleid der mittelalterlichen Armuth und den Gedanken zu erblicken,

daß die Einheit mehr ein Ergebniß des Mangels an zerstreuendem Reichthume, als der Auswahl gewesen sei.

Der dritte Hauptstoff aus der antiken Welt war der trojanische Krieg. Eine frühe, sehr mittelmäßige Bearbeitung, die aber klassische Stellen citirt und stolz den Homer, Ovid und Virgil anruft, ist die Herbort's von Fitzlar. Die berühmteste ist die Konrads von Würzburg. Das Gedicht von ungeheurer Ausdehnung breitet sich über den Argonautenzug und alle früheren Sagen, man kennt es jetzt nur bis zu Iphigeniens Opferung, da es noch nicht ganz bis zur Hälfte seiner 60,000 Verse bekannt gemacht ist. — Auch Konrads Quelle war die wälsche Bearbeitung eines Byzantiners.

Auch ein gewisser Wolfram hat den trojanischen Krieg bearbeitet.

Wenn noch der Ovid'schen Metamorphosen gedacht ist, die Albrecht von Halberstadt zum Vorbilde genommen, die aber nach einer späteren Umarbeitung gedruckt sind, so daß wir nur den Prolog Albrecht's davon haben, dann darf man ohne weitere Klage von dieser kümmerlichen Partie Abschied nehmen.

Eine zweite Seitenkapelle, aber eine tief römisch-christliche, ist mit den streng geistlichen Gedichten bedeckt, die sich meist auf lateinische Legenden stützen. So sehr alle Dichtung des Mittelalters mit der christlichen Kirche verbunden ist, so vielfach haben wir doch gesehen, wie sie sich selbst in dem Hauptvertreter Wolfram von Eschenbach eine eigenthümliche Anschauung bewahrte — hier aber giebt sie sich völlig hin, wird willenloses Organ der Kirche.

Dahin gehören: das Leben der heiligen Jungfrau Maria bis zur Rückkehr aus Aegypten, in drei Büchern oder Liedern von dem Pfaffen Wernher — das Leben Maria's und Christus sammt der heiligen Familie von dem Karthäuser Philipp.

Jetzt, wo der rücksichtslose Glaube seltener geworden ist, geht man daran vorüber, wie die aus Holz geschnitzten Engel an Kanzeln und Kirchthüren nicht mehr einer besondern Auf-

merksamkeit gewürdigt werden, wenn das Holz nicht besonders kunstreich behandelt ist.

Genauer werden schon die beiden folgenden betrachtet: Barlaam und Josaphat und die Sage vom heiligen Georg.

Barlaam und Josaphat ist wiederum von Rudolph von Hohenems, der mit einer nachzeugenden artigen Mittelmäßigkeit sich in allen Fächern fleißig erwiesen und die vorbereitete Ausbildung der Form nach Kräften benutzt hat. Der Sieg des Christenthums ist darin also verherrlicht: Avenier, ein indischer König, ist gegen die Christen. Von seinem Sohne Josaphat prophezeihen die Wahrsager, daß er zum Christenthume übergehen werde. Er wird also in einem abgeschlossenen Pallaste zu aller heidnischen Weisheit aufgezogen. Als er den Grund der Absperrung erfährt, verlangt er, ein geistig gefesteter Jüngling, mehr Freiheit. Sie wird ihm gewährt — es erscheint der weise Barlaam als Juwelier, deutet ihm den kostbarsten Stein als das Christenthum und predigt dies. Josaphat läßt sich taufen. Alle Mittel, ihn zurückzubringen, scheitern; bei großen Disputationen werden die eifrigsten Heiden plötzlich bekehrt und verwenden ihre Dialektik für's Christenthum. Der Zauberer Theodas bringt schöne Weiber und Teufel herbei, die hier als verwandte unchristliche Waffen erscheinen, Josaphat betet, bleibt standhaft, ja bekehrt auch Theodam. — Avenier, der Vater, theilt das Reich mit seinem Sohne; dieser regiert christlich, baut Kirchen, bekehrt und ist und macht sehr glücklich; der Vater aber sehr unglücklich. Endlich bekehrt der Sohn auch ihn. Als Avenier im Einsiedlerstande gestorben ist, legt Josaphat die Krone nieder, geht in die Wüste, kämpft mit Teufeln, findet seinen Barlaam, begräbt ihn, da er stirbt, und stirbt am Ende selbst als sehr heilig. Die Gräber thun Wunder.

Die Poesie dieses Mönch's ist eine ganz andere, als die des Mönchs Gottfried von Straßburg, und es ist zu erkennen, wie früh sich das Reich des Gegensatzes in der Romantik eröffnet hat. Hier hat die irdische Welt in Allem Unrecht, bei Gottfried hat sie in Allem Recht.

Was nach dieser Barlaam- und Josaphat-Ansicht, nach dieser häßlichen Theorie, welche so viel Gültigkeit erlangt hat, das menschliche Leben eigentlich sei, stellt sich zum Erschrecken in

der hierher gehörigen Allegorie dar, welche unter dem Titel: „der Mann in der Grube“ bekannt ist.

„Ein Mann von einem Thier verfolgt, fällt in eine Grube und hält sich an einem Bäumchen fest. Zwei Mäuschen, ein schwarzes und ein weißes, kommen aus der Wand wechselsweise heraus, und nagen an den Wurzeln des Strauchs.“ Gegenüber sind vier Schlangen, unten wartet ein Drache auf den Fall. Der arme Mann nährt sich in der kläglichen Schwebe und Aussicht von etwas Honig, der zuweilen vom Baume herunterfällt. „So ist der Mensch, vor dem Tode fliehend, in der Grube der Welt wie eingefangen. Das Bäumchen ist das Leben des Einzelnen, woran der lichte Tag und die schwarze Nacht unaufhörlich fressen, so wie die vier Elemente am Menschen zehren. In der Tiefe aber wartet das Nichts, der Alles verschlingende Drache, und das einzige Labsal in dieser grauenvollen Lage sind einige Tropfen leichter und momentaner Süßigkeit der Wollust.“

Dabei fragt man doch billig, wer das verfolgende Thier gewesen sei, was den Menschen zu einer so grauenvollen Existenz bestimmt habe. Da wird nun wohl die Erbsünde genannt, indessen ist es doch auch die Schöpfung des Menschen und die arme Kreatur erlaubt sich die bescheidene Frage, warum ein gütiger Gott zu einer solchen Existenz schaffe; und ob aller Reiz der irdischen Welt blos zum Experiment und darum vorhanden sei, um geläugnet und verdammt zu werden. Dies theoretische Bewußtsein fand aber doch selbst im Mittelalter nur eine theoretische Herrschaft, die Artuskreise nehmen wenig oder gar keine Notiz davon, selbst Wolfram wendet seine Tendenzen anders, und Gottfried tritt ihm mit einem Ausdrucke entgegen, welcher unter damaligen Umständen die größte Frivolität sein mußte. Er wurde aber nicht als solche aufgenommen, und so darf uns der Glaube bleiben, diese theoretische Welt in ihrem Extreme sei immer nur eine Folie, eine Unterlage geblieben, wodurch das Leben in Wald und Sonne nur einen Reiz mehr erhalten habe.

Die Sage vom heiligen Georg, welche aus dem griechischen Christenthume stammt, und aus Frankreich durch Reinbot von Dorn zu einer deutschen Poesie gefaßt worden ist, enthält die Leiden und Wunder dieses Heiligen.

Daneben ist die später entstandene Legende der heiligen Elisabeth von Thüringen zu nennen. — Aus dem Niederdeutschen heben sich hier „die Reisen des heiligen Brandanus" hervor. In diese Partei gehören auch „die Crescentia," eine verstoßene Kaiserin, „der König im Bade," welcher zur Besserung dergestalt von einem Engel entthront wird, daß er nicht mehr wie der König aussieht und keinen Gehorsam findet, die Legende von „Otto dem Rothen," welcher sehr tugendhaft ist, aber dafür Lohn begehrt, und die vom „Mönche Felix," welcher die Freuden des Paradieses sucht. Er hört einen kleinen Vogel reizend singen, läuft ihm entzückt nach und wie er wieder zum Kloster kehrt, sind hundert Jahr vergangen, und nur ein eisgrauer Mönch und der Katalog erinnern sich seines Namens. Diese und ähnliche Sagen, wo die Teufelsverschreibungen eintreten, ziehen sich schon in die späteren Jahrhunderte herab. Es ist noch ein halblyrisches Gedicht „die güldene Schmiede" zu Ehren der heiligen Jungfrau Maria, von Konrad von Würzburg und als ächte Martergeschichten sind aus dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts noch anzuführen: die Marter der heiligen Martina vom Bruder Hugo von Langenstein, wovon in Graff's Diutiska Auszüge, und „der Kreuziger" von Johann von Frankenstein, das Leiden Christi nach lateinischer Urschrift.

Um zum Beginn unserer Prosa zu kommen, muß der Weg durch die Lehrgedichte gesucht werden. Wenn die Begeisterung, die unmittelbar erhaschte Empfindung, der freie Ueberblick, man möchte sagen, der erste Sonnenblick einer neuen Welt, vorüber ist, jener naive Kindesblick, worin man die Gottheit selbst sucht, dann faßt sich das Bewußtsein ehrbar zur Belehrung zusammen. Der poetische Ausdruck hört auf, in seiner Durchdringung des Objekts sich selbst Zweck zu sein, er giebt sich in Dienstbarkeit, will nicht singen, sondern beweisen, es erscheint die didaktische Poesie, welche man besten Rechtes aus dem eigentlichen Heiligthume der Poesie gewiesen hat. Dies ist die Brücke in's ordinair Praktische.

Es liegt allerdings sehr nahe, von der gewöhnlichen Auffassung hierbei mißverstanden zu werden. Die bei Weitem überwiegende Mehrheit selbst der gebildeten Welt ist in den Kreis der Forderungen und Schlüsse eingeengt, welcher eine Gesellschaftswelt in sich begreift; die überwiegende Mehrheit des Urtheils, was sich selbst talentvoll geltend macht, ist eine verwaltende. Dies wird der Gesellschaft von der einen Hand in die andere schleunigst und augenblicklich zur Benutzung, was Wunder, daß es so viel Zulauf gewinnt! Deshalb sehen wir gemeinhin das, was den sogenannten moralischen Ton anschlägt, mit so viel Nachdruck und Zustimmung auftreten, es hat die nächste Nothwendigkeit eines gesellschaftlichen Verbandes in sich, sein Zorn hat immer etwas von Tugend und solch' hohem Begriffe zu sagen, wie er den Schwächeren einschüchtert, dem Ungeübten Achtung ohne Weiteres abnöthigt.

Es ist der höheren Kritik nicht leicht geworden, sich davon zu befreien, besonders da die Moralischen gleich mit dem Bannworte der Immoralität zur Hand sind. Das Höchste des Menschen, für dessen Ausdruck die Poesie angenommen wird, bewegt sich aber gar nicht in diesem Gegensatze, sondern liegt darüber hinaus. Es mag für das Gesellschaftliche die sogenannte Moral in ihrer Wirkung und Achtung bleiben, sobald im Auge behalten wird, daß ihre Beziehungen vom höchsten Standpunkt der Bildungsidee abhängig und darnach zu gestalten sind. Es ist zwar immer viel die Rede von den ewigen Grundsätzen, aber in demselben Athem wird von jüdischem, oder griechischem oder mittelalterlichem Standpunkte gesegnet und verdammt; dies beruht also auf der gewöhnlichen Unzulänglichkeit des Ueberblicks und gehört in die vielen Partieen der Beschränktheit, welchen der Standpunkt bloßer Verwaltung ausgesetzt ist.

Solch' blos verwaltendes Talent, was sich in seinem Umkreise zur Klassicität ausbilden kann, begegnet uns täglich an den Juristen und blos formellen Politikern, von denen sich selten eine Ausnahme über diese zweite Stufe der Bildung hinausschwingt.

Und solches Talent schafft und preis't auch die didaktische Dichtung.

Allerdings hat jeder höhere Ausdruck, den der Mensch ge-

winnen kann, am Ende etwas mit der Belehrung zu schaffen; was sich im Menschen absetzt, das erscheint mehr oder minder in dieser Form. So hat am Ende die Sonne immer Wärme, aber die erfüllende Bedeutung der Sonne ist und heißt nicht Wärme. So heißt die Poesie auch nicht Lehre. Der Mensch empfindet, liebt, jauchzt, leidet nicht blos, um dadurch über Empfindung, Liebe und Leiden belehrt zu werden, und wenn er sich alles dessen in einer Kunstform bemächtigt, so geschieht dies nicht, um dadurch eine hausbackene Lehre zu gewinnen — mit einer solchen wartet die schlichte Erfahrung auf, dazu bedarf es nicht solchen Aufwandes. Nein, es geschieht, um zu einem unmittelbaren Bewußtsein des Göttlichen zu kommen, was sich in jedem glücklich aufgefundenen Verhältniß offenbart. Solch' ein vom genialen Bewußtsein glücklich aufgefundenes Verhältniß ist das Kunstwerk.

Dies liegt über das gesellschaftliche Verhältniß des Menschen hinaus, obwohl dies Verhältniß selbst der Gegenstand jener Anschauung sein kann, obwohl dabei im Einzelnen Belehrung, Lebensregel und Notiz abfallen mag, so viel nur immer in jenem Kunstverhältnisse Raum findet.

Ist die Dichtung auf jenes höhere Gebiet hinausgehoben, so entweicht sie allem dogmatischen Gesetze, was sich im gesellschaftlichen Verbande geltend macht; sie hat ihr eigen Gesetz in sich, in ihrem glücklich oder nicht glücklich gefundenen Verhältnisse zwischen sich, dem Angeschauten und dem Gewonnenen. Sie entgeht deshalb der Stufenordnung in ihrem eignen Bereiche nicht, denn es kann das Bedeutende und das weniger Bedeutende in künstlerischem Verhältnisse aufgefaßt werden, und das Ganze deshalb von größerem oder geringerem Belange sein. Sie zieht in ihr Gesetz nicht blos das Wort, sondern Alles, was nach einer Form trachtet, sei es ein Gedicht oder ein Mensch, ein Gebäude, ein Geschichtswerk, eine Epoche, ein Gedankenwerk, ein Garten oder eine Erziehung.

Aber sie wird nicht eingeordnet nach dem jedesmaligen Gesetze der bürgerlichen Verwaltung, nicht nach dem jedesmalig moralischen Standpunkte derselben, sie verwirft Tristan und Isolde nicht, weil dies Gedicht Seiten bietet, welche der Theologe Tholuk 1837 unsittlich nennt, sie lobt den „welschen Gast" nicht und die Windsbecke nicht, weil darin in Ermangelung der

Poesie Moral gegeben und für Poesie ausgegeben wird; bestreitet diesen Lehrgedichten aber nicht den Werth, welchen sie in ihrem Verhältnisse als Denkmäler einer verfallenden Epoche haben, als Ausfüllung eines beschränkten Umkreises.

Es fehlt uns übrigens so wenig an jener Kritik, die aus den Grundsätzen bürgerlicher Verwaltung heraus das erfinderische Gestalten des menschlichen Geistes richtet, es fehlt uns so wenig daran, daß diese armen Aehrenleser des Mittelalters, welche kopfschüttelnd und moralisirend über den Stoppel ziehn, die besten Lobredner gefunden haben. Diese Kritiker sind eben meist jene administrativen, welche die Epoche nicht in dem ihr eigenen Gesetze und Verhältnisse anschaun, sondern lediglich in Bezug auf die bürgerliche Idee, welche just im Herrschen ist, oder welche der Verwaltungsansicht des Kritikers zusagt. Ihnen ist der poetische Kern solcher Epoche, so weit er genialer, unmittelbarer Ausdruck ist, eine unerquickljche Unbrauchbarkeit; da aber, wo er in die Bürgerlichkeit herabgezogen ist, finden sie den Grund, welchen sie suchen, denn da ist das zusammengefaßt Göttliche bereits ausgetreten in die bürgerliche Gesinnung. Dies Wort Gesinnung wird auch von ihnen am meisten verehrt und gebraucht, da es im Verwaltungskreise wirklich die Hauptsache und dem entsprechend ist, was auf dem höheren Standpunkte poetisches Bewußtsein wird.

In diesem Betrachte sind diejenigen vorzuziehn, welche das Mittelalter vom streng kirchlichen Gesichtspunkte aus einseitig überschätzen; denn das kirchliche Moment ist dem mittelalterlichen Kerne viel näher. Es fehlt diesen Begeisterten nur etwas Anderes, ohne welches kein Weg zu einem Urtheile gefunden wird, nämlich die Befreiung aus dem Angeschauten. Einer solchen haben sogar die Dichter des Mittelalters bedurft, um ihr Mittelalter zu singen; das literar-historische Urtheil muß sich allerdings durchdringen, um in Wahrheit des Verhältnisses inne zu sein, aber wenn es in dieser Befangenheit bleibt, so fehlt der Austritt, welcher zum Gewinn des historischen Punktes nöthig ist, wie jenen Bürgerlichen der Eintritt fehlt.

Da diese Mittelalterlichen jedes alte Manuscript in ihre Andacht aufnehmen, so ist den didaktischen Dichtungen auch bei dieser Partie ein weihendes Anerkenntniß begegnet. So hat Herr

Thomasin von Zercläre (Tirkeler), welcher den „welschen Gast„ abgefaßt hat, mehr zweifellose Preisung gefunden, als Wolfram von Eschenbach.

Dieser welsche Gast, alsdann der „Freidank" und „des Winsbeck's und der Winsbeckin Lehren an den Sohn und an die Tochter," sind die gepriesensten dieser Gattung. Thomasin, Verfasser des welschen Gastes, kündigt sich als Lombarden an, er verkündet, was Tugend, Mannheit und Zucht sei, und der bürgerliche Standpunkt findet eine beherzenswerthe Philosophie darin. Man legt ihn und die Winsbecke, deren Verfasser unbekannt, sogar in den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts und für jene noch so jugendlich schaffende Zeit ist diese Altklugheit allerdings bemerkenswerth.

Der Freidank (Frygedank) vollständig titulirt „Bescheidenheit des Freidank," gehört ebenfalls in die Zeit Friedrichs II., und war als weltliche Bibel geachtet. Man kennt den Verfasser dieser populären Weisheit nicht; Grimm hält, ohne großen Nachdruck darauf zu legen, Walther von der Vogelweide dafür, und dies hätte dem innern Charakter nach gar nichts Unwahrscheinliches. Walther zeichnet sich durch eine nüchterne Besonnenheit aus, er hat die meiste Neigung zum Praktischen, das Singen übt er nur, weil's eben Sitte und er hinreichend dazu geschickt ist; die schwärmerische Versenkung in Gott und Liebe, wie sie im Herzen dieser Zeit gedieh, war ihm nicht so drängend und zupassend, seine Empfindungen verdichteten sich dazu nicht zu der üblichen Stärke und Schwärmerei, er gesteht von sich selbst, daß er eigentlich seine Feinde nicht recht hasse. So ist er oft über das einseitige Treiben mürrisch und ungehalten, bindet seine Lieder durchaus nicht an den bloßen Minnestoff, reflektirt und moralisirt nicht selten.

Wenn nicht äußere Hindernisse da wären, daß sich Freidank zum Beispiele — vielleicht ohne Ernst — Bernhard benennt, so könnte Walther ganz wohl der Verfasser davon sein. Er wird am meisten geschätzt von dem bürgerlichen Geschmacke, selbst der alte Westphale Veldegk steht nicht in solchem Ansehn, und Hartmann, der sich oft recht mäßig zeigt, besonders im armen Heinrich, schließt sich doch für diesen Geschmack in diesem Heinrich der Kirche zu sehr an, und im Iwain den „fabelhaften Dingen."

Noch sind hierbei anzuführen: „König Tirol's von Schotten Lehren an seinen Sohn Friedebrand" — „der Renner" von Hugo von Trymberg, einem gelehrten Alten, welcher alle Kunst für Teufelswerk hält, wenn sie nicht mit der heiligen Schrift übereinkommt, und dem wir später noch einmal begegnen, wo er von Brant bearbeitet ist.

Eine Figur muß hierbei noch einmal erwähnt werden, dies ist „der Stricker," der eigentliche Dilettant des Mittelalters, der in flüssiger Mittelmäßigkeit Alles anfaßte, Alles so gewiß leidlich zu Stand brachte und ausbreitete, und auch Didaktisches in mancherlei Art hervorbrachte, sogenannte „Beispiele" und moralische Erzählungen.

Auch die feinere Art der Didaktik, die Fabel, wird angebaut von den nächsten Erben der Dichter, von dem etwas beißigen, in Böhmen lebenden Reinmar von Zweter, von dem wort- und geschickreichen Konrad von Würzburg, der sich auch in Alles schickt und auch wirklich viel Geschick, aber weniger Nothwendigkeit in sich hat, von Marner, vom geistlichen Boner (-ius), der „Ritter Gottes" heißt und Verfasser des „Edelsteins" ist, welcher 99 Fabeln enthält. Benecke hat eine Ausgabe davon veranstaltet, die für den Anfänger in unsrer alten Sprache sehr vortheilhaft eingerichtet ist.

Ueber diese Ermahnungen führt der Weg zur Prosa, wie sie sich damals zum erstenmale aus einer neuen Geisteswelt absetzte. Es muß wohl unterschieden werden, was der Ausdruck Prosa in einem vollen Literaturkreise für eine Bedeutung gewinnt. Er bezeichnet die erste Erschöpfung einer aus dem Ganzen und Großen neuschaffenden Nationalität, die sich eine gemeinschaftliche Sprache erobert hat. Der erste Drang solch' einer neuen Sprache greift in das Volle und Weite, die Ideen, welche dem neuen Ausdruckskreise geboten werden, sind noch massenhaft, es fehlen die erläuternden Verbindungen, man steht damit in der Unbewußtheit, in der Kindlichkeit dem Gotte noch näher, und so wie jede Kindheit, weil sie harmlos und ohne zu deuten den Eindruck wiedergiebt, in einem gewissen Verstande poetisch erscheint, so beginnt auch eine Sprache mit poetischem Ausdrucke. Man darf dabei nicht an das Bewußtlose der Naturschönheit denken, wie oft geschieht, diese Schönheit, welche allerdings in ästhetischer

Bedeutung von dem einfachsten Gedanken überboten wird, ist hier nicht gemeint. Just das Gegentheil tritt ein, das Volk wird sich im Worte seines Verhältnisses zur Natur und unter sich bewußt, dies Bewußtsein reißt sich in einzelnen großen Felsmassen aus der wüsten Dumpfheit los; die Gottheit, oder wenigstens der Glaube daran, tritt damit zum erstenmale unter die Menschen, und weil es das erste Mal ist, weil die Menschen noch naiv und aufmerksam sind, wird ihnen der Eindruck um so mächtiger, sie singen ihn, weil diese Erhebung dem großen Akte angemessener scheint, welcher über sie kommt.

So beginnt jede Literatur mit Gesang, und erst wenn dieser erste unmittelbare Eindruck vorüber ist, entsteht die erste Prosa. Die Illusion der neuen Schöpfung schwindet, man sieht nüchtern, in wie viel Verbindung man gerathen ist, man sucht die Erläuterung, die Erklärung, und dies wird die erste Prosa. Ist sich die Nation allmählig neuen Stoffes bewußt, so kommt ein neuer Sangesschwung, der diesen Stoff von Neuem erschöpft und dann in eine neue Prosa übergeht. Je begabter oder glücklicher gestellt eine Nation ist, um so öfter erlebt sie diesen Schwung, um desto höher und reicher wird die darauf folgende Prosa. Denn die Prosa erhält nur in bescheidnerem Ausdrucke alle Vortheile und Thaten, welche die vorhergehende Poesie erobert und erzeugt hat, sie ist der Frieden, welcher die Beute und den Ruhm des Krieges verarbeitet. Eine Volksentwickelung, wenn sie nicht durch die unglücklichsten Umstände gehemmt und verdorben wird, geht in Progressionen aufwärts, so daß eine späte Prosa, wie bei den Deutschen ein Theil der Goethe'schen, viel höher an Kunst und Bedeutung liegen kann, als eine vorhergehende Zeit der Verse. Gar oft wird durch Mißverstand eine künstliche Versepoche nur erzwungen. Der bei langer Dauer eines Volkes breit anströmende Stoff ist vom Bewußtsein noch nicht zu einer klingenden Form bewältigt, die große Aufgabe der Prosa, das Material in schöne Partieen zu ordnen, ist noch nicht erfüllt, und so entstehen die erkünstelten Dichtungsschulen, wie sie bei uns besonders durch die philologische Bestrebung erzeugt werden. Deshalb sind die Epochen der Prosa oft viel reicher und ergiebiger als die des Verses. Das gilt namentlich von der deutschen Literatur, wo außer dem Mittelalter nur eine ächte und das

Mittelalter weit überbietende Sangeszeit eingetreten ist, die Schiller-Goethe'sche mit ihren Metten und Vespern in der vorzugsweis romantisch genannten Schule. Alles übrige Singen war entweder unreif oder vereinzelt, oder erzwungenes Werk der Philologie, und die große deutsche Bedeutung hat übrigens ihren Ausdruck in der Prosa gefunden, wohinein die Philosophie, die Geschichtsschreibung und alles Verwandte zu rechnen ist.

Den Anfang dieses wichtigen Ausdrucks, der Prosa, welche die Welt der Nüancen zu verarbeiten hat, für den jedesmaligen Durchbruch eines neuen Totalbewußtseins, einer neuen Poesie, diesen Anfang finden wir gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts.

Die Denkmäler, welche übrig sind, stammen zum Theil noch aus dem Anfange jenes Jahrhunderts, da sie indessen meist Gesetzsammlungen sind, also mehr durch einen nächsten praktischen Zweck, weniger durch eine starke Abschattung des Sprach- und Volksgeistes hervorgebracht wurden, so beruht auf ihnen kein so großer Nachdruck.

Das älteste und das Hauptwerk dieser Art ist der Sachsenspiegel, welcher zwischen 1215—1230 von Eycke oder Eygon von Repgow gesammelt wurde und alle Rechte enthielt, welche besonders die norddeutschen Stämme zu fordern hatten. Er war zunächst vom Verfasser lateinisch abgefaßt, wurde aber von ihm selbst bald in's Deutsche übertragen, und zwar in das jener Zeit so in Schatten gestellte Niederdeutsch. Die südlichen Theile Deutschlands, welche die Wichtigkeit des Buches sogleich erkannten, bemächtigten sich desselben, so daß man jetzt zweifelhaft ist, ob die ersten Ausgaben ober- oder niederdeutsch gewesen sind. Jedenfalls wurde das Niederdeutsche sehr versetzt, so daß die Sachsen unzufrieden damit waren. Das Buch selbst ist für die inneren Zustände Deutschlands von außerordentlicher Wichtigkeit geworden, da es das erste und vielfach nachgeahmte Vorbild eines Gesetzbuches war und sich sehr selbstständig den Forderungen der Päbste gegenüber erzeugt hatte.

Ihm folgte bald die erste öffentliche deutsche Urkunde, Friedrich's II. Landfriede und Reichsabschied zu Mainz, 1235 und 1236. Denn trotz allen nationalen Aufschwunges waren die öffentlichen Aktenstücke bis dahin noch immer lateinisch geblieben.

Auch ein Braunschweiger Stadtrecht erscheint in niederdeutscher Sprache.

Das nächste Erzeugniß des Sachsenspiegels war 1282 der Schwabenspiegel, der freilich nach Untergang der Hohenstauffen den Päbsten mancherlei einräumte, aber das erste Denkmal einer bereits ziemlich reinen und gebildeten Prosa war. Die Mundart blieb darin natürlich die herrschende dieses Zeitraums, die Mundart der großen Dichtungen, die mittelhochdeutsche.

Aber auch Predigten deutscher Prosa aus der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts sind erhalten, und zwar von einem Franziskaner Namens Berthold. Auf diese nachdrückliche Probe frühen prosaischen Ausdrucks, in welchem sehr viel ursprüngliche Kraft sich ausprägt, hat uns Neander zuerst in seiner Kirchengeschichte aufmerksam gemacht, und sie sind bald darauf in einer Sammlung von Kling herausgegeben worden.

11.

Die Scholastik.

Durch alle Fenster des deutschen Lebens und der deutschen Dichtung schimmern die dunkeln wunderbaren Farben des von fernher gekommenen Christenthums; diese Färbung liegt magisch über dem ganzen Mittelalter. Es ist deshalb zu einem genaueren Verständniß desselben nöthig, die Herzensentwickelung dieser Religion von ihrem ersten Pulsschlage an zu betrachten. Solchergestalt wird der merkwürdige geistige Scheitelpunkt derselben, wie er in der Scholastik zusammenschließt, von Wolken entblöſ't, um einen Blick zu öffnen in die verborgenste Geisteskammer der Zeit. Aus ihr sind die eigenthümlichen Atome geflogen, welche sich zu der feinen mittelalterlichen Anschauung und Dichtung gebildet haben.

Allerdings hat auch die Scholastik nicht in Deutschland ihren Hauptummelplatz gefunden, sondern wie der meiste Liederstoff ist auch sie uns zunächst aus Frankreich und England mitgetheilt und der Hauptvertreter in Deutschland, Albertus Magnus, hat seine Eigenthümlichkeit bereitwilliger als Andere der fremden Herrschaft, dem Pabstthume, hingegeben.

Aber dies thut der Wichtigkeit jener Erscheinung für uns keinen Eintrag. War doch die romanische Einheit, dieser Schooß des romantischen Europa, damals so nah verbunden, wie es in späterer Zeit die katholische Einheit, und in heutiger die legitime Einheit geworden sind. Alle drei haben sich mit Uebergehung alles scheidenden Vortheilspunktes so eng verbunden, daß die

Geschichte nur gewaltsam und auf Kosten ihrer Einsicht eine speciell nationale Trennung versuchen könnte.

Die Scholastik schlingt sich wie ein fadenfeines metallenes Netz des Geistes durch alle Völkerschaften des Mittelalters, und obwohl unter ganz anderer Aufsicht gelöthet, ist es doch das Mittel geworden, in die ganz andere frei suchende Welt zu kommen, welche das Mittelalter zur Freiheit des Gedankens fortführte. Die Scholastik war die Amme deutscher Philosophie, welche nach dem Mittelalter der Inhalt unseres Lebens wurde.

Daß so viel Kombination und Philosophie aus der christlichen Religion entsprießen konnte, lag in der Allgemeinheit des christlichen Principes, und mitten im großen Vorzuge und großen Nachtheile, welchen der Ursprung des Christenthums mit sich führte, nämlich in dem Mangel einer abgesonderten, fest begrenzten Dogmatik. Einige mehr oder weniger begabte Männer, einige unvollständige Memoiren und einige Briefe waren es bloß, welche die neue Lehre zur Verbreitung in die ganze Welt besaß, als ihr Herr und Meister geschieden war. Dieser Mangel eines dogmatischen Regulativs hat die Spaltungen von tausenderlei Art, hat die Beweglichkeit und Flüssigkeit dieser Lehre erzeugt, was Beides heute noch seine hemmende und förderndе Macht äußert. Diese Lehre hat sich von Hause aus mehr nur wie ein befruchtender Keim als wie ein gebietendes System der Welt übergeben, und — abgesehen von der Unverwüstlichkeit ihres Hauptprincipes — hat sie just dadurch eine so große und bewegte Existenz gewonnen. Jede andere Religion bietet sich in der Geschichte fertiger und abgeschlossener beim Auftreten, gewinnt dadurch eine raschere kompaktere Versammlung, aber auch ein schnelleres Ende. Aus jener Eigenschaft kommt es, daß selbst das, was sich als diese oder jene neue Religion aufthat, einen Zusammenhang mit dem Christenthume behalten und sich darauf berufen konnte. Das ereignet sich noch im neunzehnten Jahrhunderte nach Christo, und ist für diejenigen, welche eine unmittelbare Offenbarung des Christenthums nicht annehmen, ein Grund, ihm eine außerordentliche Dauer einzuräumen. Sogar der Islam, in diesem dogmatischen Punkte, der Gegensatz des Christenthums, welcher mit einer festgeschnittenen Dogmatik auftrat, sogar er berief sich auf's Christenthum.

Aus diesem Mangel an Dogmatik entsprang gleich am Anfange eine Sonderung in jüdische und griechische Christen, es entsprang unsere immerwährende Exegese, die nach beinahe zweitausend Jahren immer noch nicht über das Geschichtliche und Bedeutende eines Buches vereinigt ist, es entsprang daraus die vielfältige Kirche und das ganze wunderbar gemischte Geistesleben der christlichen Welt.

Die erwähnte jüdisch-christliche Richtung ward besonders durch Petrus, Jakobus, und nur in einzelnen Schattirungen, durch Johannes dargestellt. Daraus entstand eine speciell gegliederte Einwirkung auf uns, denn Rom, Herrscherin des Abendlandes, schloß sich an die mehr äußerliche Erscheinung des Petrus, und dieser Charakter ward Typus des Occidents. Das interessante schwärmende Wesen des Johannes fand keine rechte Gestalt, die Sekte der Johanneschristen hat keine große Bedeutung erlangt und schoß in einzelnen Punkten an die Hauptpartie des Morgenlandes, welche um den griechisch-gebildeten, poetisch-enthusiastischen Paulus sich schaarte.

Viel weniger als jetzt gaben sich damals selbst die Geneigtesten dem Glauben hin; sie verlangten Wissenschaft und Grund, Paulus ward somit leicht die Hauptmacht im Oriente. Der Trieb nach geschlossener Ueberzeugung bei Annahme eines neuen Glaubens erzeugte also frühzeitig eine Glaubenswissenschaft, welche Gnosis genannt wurde, und eigentlich der Anfang alles dessen war, was bei uns später als Philosophie sich geltend machte. Alexandrien, Hauptsitz der Gnosis, ist die Vaterstadt der christlichen Philosophie.

Natürlich war dies Anfangs im Abendlande ganz anders: da gab es nicht jene durchgefurchte, vom Griechenthum und orientalischer Kultur übersättigte, aber doch geschulte Welt, welche sich des Christenthums gleich auf eine so geistreiche Weise bemächtigte. Wir waren Barbaren, als Erbschaft kam der neue Glaube von Einem auf den Andern, da fühlte sich Keiner berufen, noch auch geschickt, das Inventarium nachzusehen. In dieser bequemen Wildniß wuchs das junge Bisthum Rom zu bequemer Herrschaft auf.

Anders im Oriente. Man kann es übergehen, was sich gleich von vornherein für Zweige absonderten, die in der Folge

verdorrt sind, weil sie bloß Sekten blieben: die Nazaräer, die sich zu eng an den jüdischen Standpunkt schlossen, und Christo als jüdischem Propheten folgten; und der Gegensatz davon, die Doketen, die über die Tradition hinwegflogen und dem menschlichen Körper Christi nur eine Scheinexistenz beilegten.

Aber zu rasten ist, wo sich die paulinische Lehre zu einer ausgebildeten Gnostik steigerte, die sich in ägyptische und syrische schied. Jene, deren Hauptsitz in Alexandrien war, schloß sich an griechische Philosophie, und ihre Hauptleute hießen: Basilides, Valentinus, Carpocrates. Diese regierten in Antiochien mit Saturnin, Bardesanus, Tatian und verwebte sich mit orientalischen, besonders parsischen Systemen.

So fern es aussieht, so direkt haben doch die Bewegungen jener orientalischen Seele durch wunderliche Verbindung auf deutsche Zustände, ja deutsche Gedichte eingewirkt. Aus den Spekulationen jener Gnostiker entsprang zum Beispiele die Ascese, die Mutter unserer Mönche, das Streben nach rein Geistigem, worin sich besonders schon 150 Jahr nach Christo die Montanisten hervorthun. Und ebenso das Extrem, die barokste Ausschweifung, von denen wir etwas Aehnliches in unsern Wiedertäufern aufleben sehen. Die höchste Potenz erlebten all' diese Richtungen im Manichäismus, von Manes gegründet. Er sah die Lehre Christi für verfälscht an schon durch die Apostel und ihre Nachfolger — ein Weg, den wegen mangelnder Dogmatik fast all' unsere Reformationen einschlagen, nur mit dem Unterschiede, daß zum Beispiel die deutsche Reformation die Anklage der Verfälschung erst gegen spätere Zeit richtet, und daß sich Luther nicht für den von Christo verheißenen heiligen Geist ausgab, wie Manes that, der in seiner Person den Parakleten darstellen wollte.

All' diese Bestrebungen kamen der Kirche selbst zu statten, sie hellten sie auf über das eigene Bewußtsein von sich selbst, sie gaben Veranlassung, daß ein allgemeines (katholisches) Kirchenwesen entstand, um sich nicht zu verlieren. Es bildete sich langsam, aber sicher eine Mehrzahl, welche sich die Rechtgläubigkeit beilegte; diese Orthodoxie, welche sich die allgemeine, das heißt eben die katholische Kirche nannte, ist der Anfang zu jener griechisch- und römisch-katholischen Christenheit, die dann so

mächtig das Leben des Mittelalters erfüllten. Da man aber für Erreichung dieses Zweckes mit einer philosophisch ausgebildeten heidnischen Welt zu kämpfen hatte, so ward wieder ein geistiges Leben im Christenthume geweckt, welches in seiner Tradition und in den ernsten Bildern der Kirchenväter auch in die deutschen Dome hineinschaute.

Alexandrien ward auch die erste hohe Schule der Kirchenväter; so nannte man die Hauptlehrer, welche mit geistiger Waffe das Christenthum damals fein und geistreich ausbildeten, während die nächsten Nachfolger der Apostel „apostolische Väter" genannt waren. Was in der Katechetenschule zu Alexandrien disputirt war, das ist in mancher einsamen Zelle Deutschlands studirt worden, und der deutsche Eichenwald, auf welchen das Fensterlein des studirenden christlichen Bruders ging, hat oft das erschöpfte Auge des Origeneslesers erquickt.

Origenes war der Höhepunkt dieser Männer, welche wie früher die Gnostiker auch zu Antiochien ihre zweite Hauptschule hatten. Jener sanfte, weise Origenes war in der Jugend so enthusiastisch für die enthaltsame Tugend, daß er sich entmannen ließ, um wenigstens nicht nach dieser Seite hin zu sündigen. In Baarlam und Josaphat sahen wir diesen antifleischlichen Gedankengang hinreichend ausgeprägt.

Aus Antiochien kam Arius, der später eine so große Spaltung verursachte, und dessen Glaubenslehre uns bei den Gothen begegnet ist, Chrysostomus, welches bedeutet Goldmund, so viel goldne Beredsamkeit entströmte seinen Lippen und Theodor von Mopsvestia. Aber dieser große Anfang versickerte in der heißen Welt des Ostens, so plötzlich reißt oft die Entwickelung eines Erdtheils ab, wenn er sich nicht selbstständig fortgebären und in solchem Falle nicht an den neuen Zuwachs der Weltgeschichte schließen kann. Das sterilere Rom lag den neuen Völkern, die romanisch und romantisch wurden, näher, die Kirchenväter des Orients fanden noch einzelne große Nachfolger, wie Basilius und die Gregore von Nyssa und von Nazianz, aber nicht bloß, weil der Islam in ihrer Nähe entstand, und konsequent mit dem Schwerte erzwang, was seinem Glauben wahr erschien, sondern weil die neue Lage der Weltgeschichte in den Völkern des Occidentes aufgeschichtet war, ging die mächtigere Geisteswelt auf

Rom über. Denn ein solches historisches Gesetz muß man unterlegen, wenn man die geringere Kultur eines Tertullian und Lactanz einen viel mächtigeren Stamm römischer Kirchenväter und eine mächtigere römische Kirche begründen sieht.

Tertullian erhob die römische Sprache für den abendländischen Theil zur Kirchen- und Schulsprache. Das war ein Grundstein römischer Macht, und ein bis heute noch nicht überwundener Nachtheil, welcher die Kultur aller romanischen Völker betraf.

Einmal ward dies Latein ein viele Jahrhunderte schwerer Alp, welcher auf die eigenthümliche Entwickelung der Nationen gesetzt ward, und diese Reiche wurden ferner dadurch viele Jahrhunderte von der griechischen, bei Weitem reicheren Welt abgeschnitten, welche nie so störend, das Originale erdrückend eingewirkt hätte, und welche namentlich der deutschen Sprachentwickelung durch Verwandtschaft und Mannigfaltigkeit äußerst fördersam geworden wäre.

Da der menschliche Geist indessen alle entfernten Möglichkeiten und Veranlassungen nie erschöpfend auffindet, so hat sich die Geschichte nirgends auf das Bedauern einzulassen, welches sich an menschliche Kombinationen stützt, und sie muß sich auf die Deutung dessen beschränken, was wirklich eingetreten ist. Dieser Hauptbedingung unterwirft sich der menschliche Geist nur bei den ersten Anfängen einer Kulturgemeinschaft nicht, und fordert für Darstellung dieser das Recht seines freien, selbstständigen Standpunktes. — diese Grundlage römisch-christlicher Herrschaft fällt indessen für den vorliegenden Zweck mit der Jugend unseres Vaterlandes und dessen frühern Geistesthätigkeit zusammen, das Bedauern über solchen Eintritt ist in den ersten Kapiteln ausgedrückt, und es kann also hier dies große lateinische Moment ohne Weiteres bloß angedeutet werden.

Tertullian und Lactanz also hatten die römisch-katholische Orthodoxie begründet, der gefeiertste römische Kirchenvater, Augustinus, der aus einem wüsten Jugendleben zu einem stärkeren Gegensatze kam, als ursprünglich in seinem Wesen lag, that das Seinige zur Beschränkung und allzuengen Abschließung. Die zahlreichen, oft bis in die geistreichsten Details sich vertiefenden Kämpfe der morgenländischen Kirche entgehen uns mit

ihrem anregenden Prozesse und kamen nur in groben Resultaten zu uns.

Was sich im halbabendländischen Bereiche von höherem Streite erhob, wie der Pelagianische, der nichts von Erbsünde und Prädestination wissen wollte, ward für diese Begriffe entschieden zu Gunsten Augustins und einer bereits durch ihn eingeengten Orthodoxie.

Dieselbe Beengung führte leider den Vorsitz auf jenen großartigen Erscheinungen, welche die christliche Kirche schuf, auf den Kirchenversammlungen, wo die Einsicht der Majorität, was man den heiligen Geist nannte, über die ewigen Fragen entschied. Jene Majorität und Minorität umfaßte aber damals alle gebildete Welt, tief aus England und tief aus Syrien kam der Priester zur allgemeinen Synode gezogen, um den Gedanken auszusprechen, über welchen er sein ganzes Leben und jetzt noch wieder auf dem langen Wege nachgedacht hatte. In einer fernen Stadt kamen Priester aus drei Welttheilen zusammen, mit himmelweit verschiedenem Nationalcharakter, aber alle gebändigt, vereint in dem gleichmäßigen Gedankenprozesse der Kirche.

Wir haben uns für den vorliegenden Zweck zunächst an die römisch-katholische Kirche zu halten. Man nimmt so gern an, daß der klassische Geist des Alterthums, welcher sich besonders als Platonismus und Neuplatonismus in Alexandrien dem Christenthume anschloß, mit dem Christenthume vereint das reinste Resultat zusammengeschlossener, historischer Bildung enthalte. Aber es darf das Auge nicht verschlossen sein, wie mißlich die Verbindung über das mittelländiche Meer sich gestaltete, wie viel bei den Stürmen und Schiffbrüchen über Bord geworfen ward. Was im Abendlande herrschendes Dogma wurde, das war leider, wie schon angedeutet ist, keineswegs eine organische Geburt jener geistigen Innerlichkeit, die mit den Denkgesetzen und Resultaten der alten Geschichte befruchtet war; jener alte Geist verzettelte sich vielmehr in der zerfallenden orientalischen Kirche, und der lebensstärkere römische war ein junger und dreister, welcher wenig oder gar nichts damit zu schaffen hatte.

Uns germanischen Völkern gegenüber wird dies ein ganz eigenes Institut, das Pabstthum. Da sich nun dies, der Theorie nach, einer sehr willkürlichen Tradition des apostolischen Elementes

anschloß, und gar nicht dem ausgebildeten Geistesleben der griechisch-christlichen Kirche, so wird unsern Völkerschaften hierdurch eine viel weniger geistig vermittelte Religion gebracht. Dazu kam wiederum die geographische Lage, welche in's Binnenland gedrängt, und seit dem Sturz der Hohenstauffen von dem Verkehr nach außen abgewendet war, dazu kam, daß sich zufällig, oder weil sich dort größerer Verkehr fand, die geistreichern italienischen Mönche und Priester bei ihrem Orts- und Stellenwechsel meist nach Frankreich oder England wendeten. Kurz, Deutschland stand Jahrhunderte lang sehr zurück, als sich die große philosophische Beweglichkeit aus der Kirche heraus entwickelte, welche Scholastik und später vorzugsweise deutsche Philosophie wurde.

Das Wetterleuchten dieser geistigen Bewegung blitzte indessen doch in unser verwachsenes, seitwärts liegendes Land, und entzündete uns die eigenthümlich tiefsinnige Poesie.

Auch die schon früheren Kreuzzüge wurden eine poetische Rache, daß wir aus so einem reichen Weltbewußtsein gedrängt waren, wie es sich im Orient schon viele Säkula vorher gefunden hatte. Mit ihnen kamen viel orientalisch-christliche Elemente zu uns, die bei einer eisenfesten Kirche sich in Sagen und Lieder retteten. Insofern ist die romantische Poesie noch ein letzter Versuch, das auseinandergerissene Leben des Orients und Occidents noch einmal leicht zu verbinden.

Die Scholastik versuchte eine innerliche Verknüpfung damit, eine Verknüpfung in der stählernen Kette des Gedankens.

Aber Rom mußte selbst in diese spekulative Verschwörung der Weltgeschichte aufgenommen sein, und doch nichts davon ahnen. Und so bildete sich das Wunderbare: Rom wußte es nicht, die ersten Scholastiker wußten es nicht, in welche weit greifende Verkettung man trat mit alter und neuer Welt. Innerhalb der orthodoxen Grenzen nämlich bildete sich eine Philosophie aus, welche Scholastik hieß, welche im Dienste und Interesse der römischen Kirche distinguiren, definiren, modificiren sollte, um Rom zu vergrößern. Dieser blühend rothe Punkt, den sich Rom selbst auf die Wange schuf, war der Krankheitspunkt, welcher dann den Körper auflös'te. Die Scholastik ward der Todeskeim Rom's und die Erweckung der Reformation.

Allerdings begann sie als eine Schulweisheit, die für sich selbst kein Resultat suchte, sondern nur ein Resultat für die Kirche, und zwar immer ein vortheilhaftes. Sie sollte jener Stehauf für Kinder werden, der zu großem Erstaunen derselben immer wieder auf denselben Schwerpunkt zu stehen kommt, die Bewegung mit ihm sei noch so kraus und gewaltsam. Dieser Schwerpunkt des Stehaufs sollte Rom sein.

Und so begann denn auch die Scholastik. Ueber das Dogma und die Form der Kirche durfte sie nicht anders philosophiren, als zur Verherrlichung derselben.

Nach einiger Zeit machte sie die große Eroberung, daß es eine theologische und eine philosophische Wahrheit gäbe — eine außerordentliche Eroberung, mit der sie sich ganz füglich mehrere hundert Jahre begnügen konnte. Sie sagte demüthig, es könne etwas philosophisch wahr und doch verdammlich und des Teufels sein, aber unter der demüthigen Sammetpfote wuchs die Kralle des selbstständigen Gedankens, welche später so furchtbare Wunden riß.

Man datirt in neuerer Zeit die Scholastik viel ausgedehnter von 500—1400, von Begründung der eigentlichen Orthodoxie bis zur sogenannten Wiederherstellung der Wissenschaften. Im Besonderen versteht man aber darunter die Philosophie des Mittelalters; das heißt die Dialektik nach Aristotelischen Formeln, welche sich im Dienste des römischen Dogma's bewegt, und Kampf und Zuthat erhält durch platonische Ideen, welche sich geltend machen.

Es ist nun noch einmal kurz der Faden dieser historischen Erscheinung aufzunehmen.

Die Wissensthätigkeit des Abendlandes sickerte dürftig in den Klöstern, die sich observant zunächst an römisch-kirchliche Autoritäten, an Boëthius, Cassiodor, Isidor von Sevilla anschlossen. Aus dieser Thätigkeit entwickelte sich die wunderliche Eintheilung in die sieben freien Künste, eine erste harmlose Systematik. Darunter in einer Kapuze, in dem Namen Dialektik steckte das Ei der Philosophie, welches von den stets heißer werdenden Köpfen ausgebrütet ward.

Die Schulen, welche sich bildeten, bekamen ihre Scholastici, ihre Lehrer. Britannien eilte voraus: Theodorus, ein Grieche,

Aldhelmus, ein Afrikaner, waren dort die Vorgänger des berühmten Beda venerabilis, und erreichten ihren Gipfel bereits in Scotus Erigena, der um 886 stirbt.

Dieser Scotus Erigena wies die Einheit der Theologie und Philosophie nach, und ist der eigentliche Gründer dieser Philosophie. Dessen ward die Kirche erst viel später inne, und vier Jahrhunderte später verdammte sie ihn.

Nach dieser der Einsamkeit wegen so großen Erscheinung stoßen wir wieder auf die fränkische Wüste, wo der Pabstgewalt gar keine geistige Gewalt, wenn auch nicht entgegen, doch auch nicht an die Seite tritt, und sie sich unter Gregor VII. zu so beleidigender Macht herausbilden konnte, welcher das bloße materielle Schwert des Kaisers allerdings nicht gewachsen war. — Die literarische Oede dieser Zeit ist uns im Abschnitte des „Althochdeutschen" begegnet, und wir sahen da nichts als ein paar Geistliche, die Buchstaben malten.

Doch wuchs in der Klosterstille der neue Bildungsbaum, das verborgene Thal der Gedanken schattete ihn, ihn, welchen die Nation ohne Weiteres hatte umhauen lassen, und wenn nun auch viel fremde Keime darauf gepfropft waren, so machte er sich doch mitten aus der Schule heraus geltend.

Hier sind die merkwürdigen Fußstapfen unserer Geschichte, welche ganz aus der Schule hervorgebrochen ist. Denn aus der Schule kam die Reformation und die ganze neue Welt. Der freie organische Wuchs war durch die rücksichtslose Hingebung gehemmt, unser eigentliches Leben nistete sich also früh auf in den abstrakten Gedanken, und aus diesem heraus brach die ganze moderne Welt. Daher fehlte dieser die natürliche Vermittelung mit der Außenwelt, und daher hat sie sich bis jetzt nur unter großem Krampfe Raum gebrochen.

Jene Scholastiker, die Magistri und Doctores, sind der Schooß unseres Gedankens.

Wenn man damals zwei Mönche über die waldigen Hügel herabsteigen, eifrig sprechen, still stehen, mit größter Lebhaftigkeit gestikuliren sah, so war es gewiß ein spitzfindiges scholastisches Thema. Trat ein Ritter hinzu, der auf der Jagd umherstrich, so gab auch er gelegentlich ein Scherflein bei, denn sein Burgkaplan definirte und distinguirte auch, und wenn er sie auf den

Sonnenuntergang aufmerksam machte, so hatten sie keine Zeit dafür, oder knüpften einen Beweis daran. Sie schlossen sich zunächst an Aristoteles, weil diese dialektische Verstandesbestimmtheit am meisten zusagte und viel weniger eignen Inhalt brachte Das mußte am Willkommensten sein, da die Kirche den Inhalt gab.

Was sich von da heraus zu einem philosophischen Orden gestaltete, ward der sogenannte Realismus und Nominalismus, ein Streit, der später zu großer Wichtigkeit steigt, und den man durch das Anschließen an Plato zu vermitteln sucht. Diese beiden Griechen, Plato und Aristoteles, repräsentiren die geistige Innerlichkeit des Menschen. Aristoteles mehr die logische Gedankenordnung, welche in Dialektik und Spitzfindigkeit ausging; Plato mehr die ahnende, nach dem Unendlichen greifende Regung, die sich Gestalt geben will und im Extrem zu Schwärmerei und geistigen Mysticismus neigt. Plato hatte unter den Kirchenvätern geherrscht, unter den Scholastikern herrschte Aristoteles.

Die Aristotelische Philosophie wanderte nämlich aus Spanien ein, wo auch unter den feinen Arabern Aristoteles zur Verarbeitung gekommen war. Der berühmte Gerbert bringt sie von dort sogar auf den römischen Stuhl als Sylvester II. Er stirbt 1003.

Diese dialektische Theologie entlud sich zunächst im Abendmahlsstreite zwischen Berengar von Tours und Lanfrank von Canterbury um 1080, also kurz vor den Kreuzzügen, die 1096 begannen.

Der systematische Sieg des Aristoteles beginnt mit Anselm von Canterbury, einem ursprünglich italienischen Mönche, der 1109 stirbt. Gegen ihn erhob sich nun auf ganz scholastischem Terrain eine Opposition mit Roscellin, welcher behauptete, die Ideen seien nicht reale Wesen, sondern nur Namen, und man müsse die Wahrheit nicht im Allgemeinen, sondern im Besonderen suchen. Dies ist der Schlachtsausbruch jenes erwähnten Streites zwischen Realismus und Nominalismus, der das Mittelalter so bewegt hat.

Umsonst rang der fertigste Dialektiker in Frankreich, Peter Abälard, der wegen seiner Liebe für Heloise dem großen Publikum bekannt ist, auf platonischem Wege eine Vereinigung zu bewirken. Unter Verfolgung und Leiden starb er 1142. Viel

größeren Erfolg hatte der unbedeutendere Petrus Lombardus, welcher in seinen berühmten „Sentenzen" nur Geschichtliches zusammenstellte und dies fest an die Orthodoxie schloß. Darin war das Positive wohl geordnet, aber der tiefere wissenschaftliche Weg war verlassen.

Hier bei diesen, nun als Grundlage dienenden Sentenzen des Petrus Lombardus sind wir auf der Grenze des innerlichen Mittelalters angekommen. Nun drängt sich der Zug aus den Kirchen und Klöstern hinaus. Aristoteles ward jetzt vollständiger, besonders von Spanien aus bekannt, die scholastische Wissenschaft löst sich mehr und mehr von ihrer dienenden Herrschaft im Verhältnisse zur Kirche ab, man geht über die Grenze der Kirche hinaus, und so zerbricht die Scholastik langsam von innen aus den gebannten römischen Kreis.

Die römisch-christliche Tradition war bisher stets historische Grundlage geblieben, jetzt sollte die Kirche ohne Rücksicht auf Tradition von der Vernunft aus gerechtfertigt werden. Zwar gerechtfertigt noch, aber es stellt sich dar, welche Möglichkeit sich damit öffnete. Man wollte es vor der Hand vergessen, oder vergaß es, daß sich diese Waffe auch gegen die Kirche selbst wenden ließe. Man studirte sogar in Spanien auf arabischen Hochschulen.

Das nächste Ergebniß dieser neu-Aristotelischen Epoche war, daß man sich nicht mehr mit der bloßen Formel begnügte, einen eigenen Inhalt suchte, und somit mehr zum Platonismus hinneigte, welcher denn auch später in Bonaventura den Hauptführer eines platonischen Mysticismus erhielt.

Das Leben selbst wird nun mannigfaltiger, es treten große Talente und Eiferer für Orthodoxie auf, besonders Bernhard von Clairvaux, eben so auf's Praktische dringende Männer wie Hugo von St. Victor, und die Kirche verbietet des Aristoteles und des Erigena Schriften. Aber es war zu spät, die Hauptstützen der Kirche, die Bettelorden der Franziskaner und Dominikaner selbst, werden in den Zauberkreis der immer weiter greifenden Philosophie gerissen. Sie gebären in Adalbert von Vollstädt, welcher Albertus Magnus genannt wird, auch für Deutschland einen Hauptmittelpunkt der so gefährlichen Scholastik. Allerdings schloß sich der, mehr als mancher Andere, an's fabelhafte Pabstthum an, und dennoch grub er um sich in weitem

Kreise tiefe Gräber für dasselbe. Bei dieser Ankunft aus den weiten Bahnen des religiosen Gedankens mitten in Deutschland, wo Albert eine Zeitlang an der Donau zu Regensburg und am Rheine zu Cölln haus'te, sehen wir ein neues charakteristisches Zeichen: In ihm schließt sich nämlich der abstrakte Gedanke an die Natur, in ihrem verborgenen Gesetze stört sein prüfender Blick herum, dem plumpen Volke wird er ein Zauberer, und es kommen Mährchen zum Vorschein, wie er im Winter zauberhafte Gärten und Gastmäler aus der Erde heraufbeschworen habe.

Das ist bereits ein ganz neues Terrain des Wunderbaren, was nicht mehr von der Jungfrau Maria ausgeht und denn im Uebergange zu ganz anderem Wesen kommt als die vorher orthodoxe Legende. Für die Fähigeren wird manch' altes Wunder zerstört in solcher neuen Kenntniß der Natur, und das Wort Aberglaube wird geläufig.

So erfüllt sich allmählig die Jugendzeit des romantischen Deutschlands: aus dem eigenen Gedanken, welcher so lange Herz und Seele des Mittelalters gewesen, wächst in vorliegender historischer Folge der Feind und Zerstörer von dieser traumreichen Jugend. Wenn noch ein Paar äußere Striche des scholastischen Schrittes gegeben sind, so steht man am Ende des vierzehnten Jahrhunderts, wo aller mittelalterliche Duft vor dem dreistgewordenen Hauche des Gedankens auseinanderfliegt, das farbige Mittelalter wie eine Fata Morgana verschwunden ist, und nüchtern die steinernen Zeugnisse, die Dome und Klöster daliegen.

Des Albertus großer Schüler, Thomas von Aquino, ein aus Neapel stammender Dominikaner, der 1274 stirbt, treibt den Aristotelischen Realismus auf die Spitze. Auf demselbigen Boden, nur die Realität in der bestimmten Einzelheit suchend, tritt ihm Joh. Duns Scotus entgegen, in welchem schon kühnere Sätze gegen die kirchliche Tradition, besonders gegen die Erbsünde des Augustinus auftauchen. Es entbrennt ein erbitterter Kampf zwischen Thomisten und Scotisten, von den Kathedern der jetzt bereits errichteten und blühenden Universitäten, unter denen sich Paris hervorthut, zischen die scharfen Pfeile der Spitzfindigkeit durcheinander, die Wendung, der Kampf wird Hauptinteresse des geistigen Lebens, die Kirche tritt dabei in den

Hintergrund, immer heftiger drängt es so von innen aus auf neue Zustände. Und nun fällt wie eine neu aufgeglühte Bombe der wieder aufgenommene Nominalismus Roscellin's zwischen die ohne dies schon locker werdenden Theile; Wilhelm von Occam erneuert ihn mit allem Nachdruck und seine Schüler führen ihn wirklich zum Siege.

In dieser allgemeinwerdenden Polemik wird aber das Bewußtsein des Zeitraums völlig auseinandergesprengt; in all' den Einseitigkeiten gewinnt man nirgends mehr eine volle Wahrheit, man ermüdet endlich, die überfeinerte Wissenschaft rettet sich in neue Gefühlswege, die Scholastik versinkt, das Mittelalter, dessen aufsteifende Seele sie allmählig geworden war, mit ihr, die mannigfaltige Jugend des Herzens und Geistes ist erschöpft.

12.

Kaiser und Reich und Baukunst.

Im Vorliegenden ist der Gesang und der Gedanke jener Zeit theils bis in die Nähe des Jahres 1400, theils darüber hinaus geführt oder doch angedeutet worden. Es bleibt nun noch zu sehen, wie die Erfüllung und der Untergang dieser reichen Jugendzeit sich im äußerlichen Leben, in dem sogenannt politischen, gestaltet habe. Dabei giebt das gewaltige Haus der Hohenstaufen Anfang, Anhalt und Ende. Ihretwegen nennt man auch oft kurz die ganze mittelalterliche Epoche die schwäbische.

Es ist angedeutet worden, daß Friedrich I. mit seinem Gefolge eine lebhafte Anregung bei dem Turnier Hoflager gefunden habe. Im Jahr 1152 setzte er sich die deutsche Krone auf, ein Jahrhundert später 1250 starb sein Enkel Friedrich II., und in dies Jahrhundert drängt sich die eigentliche Blüthe des Mittelalters, da zogen die Ritter, das rothe Kreuz auf der Schulter, nach dem Oriente, da sangen die größten Dichter, da errang der Gedanke in den Scholastikern seine selbstständige Gewalt. Und noch in diesem Jahrhunderte entwickelte sich der Todeskeim des Mittelalters, und in ihm der Lebenskeim für folgende Zeiten. Friedrich II. selbst stellt in seiner eigenen Person diesen Wendepunkt dar.

Man hat viel hin und her gestritten, ob es nicht ein Unglück für Deutschland gewesen sei, daß die Hohenstaufen das Stärkste ihrer Lebenskraft auf die sogenannten Römerzüge, die Züge nach Italien und die Herrschaft in Italien verwendet hätten. Es lag

gewiß darin eine tiefe Nothwendigkeit, unser Vaterland, so wie es sich einmal in Verbindung mit andern Nationen entwickelt hatte, in dieser Verbindung aufrecht zu erhalten, in dieser Verbindung mächtig zu erhalten. Der Pulsschlag aller romanisch-germanischen Völkerschaften lag zu Rom; wenn unser Vaterland nicht ein untergeordnetes Seitenland werden sollte, so mußte es die Berggrenze von Italien so wenig als möglich scheidend machen, es mußte einen Fuß in Rom haben. Allerdings ward dies nothwendige Princip mehr, als den Deutschen zunächst heilbringend war, von der Neigung überschattet, von der Neigung der Hohenstaufischen Kaiser, unter den Palmen Siciliens zu wohnen, den wärmeren italienischen Himmel, das vergnüglicher ausgebildete italienische Leben zu genießen. — Ferner war der große Gedanke, welcher in Frankreich so wohl gelang, in den Hohenstaufen ganz lebendig, der Gedanke, eine kompakte Monarchie zu gründen, um aus solchem Mittelpunkte heraus das junge Nationalleben zu leiten und zu stärken, das übergreifende Pabstthum abzuwehren. Auch für diesen Ideengang bot Italien den Kampfplatz: die Zersplitterung in kleine Republiken war dort zu Hause, an diese Republiken schloß sich alle die Opposition einzelner deutscher Fürsten, welche kein monarchisch überwiegendes Kaiserthum dulden wollte, diese ganze Opposition der Guelfen vereinigte sich in Italien. Die Hohenstaufen, der Mittelpunkt der Ghibellinenpartei, mußte also nach Italien, denn das Herz all' ihrer Feinde war dort.

Dieser Ghibellinenkampf ist nicht mit Sieg gekrönt worden und dennoch hat er in dem lebhaft tönenden Treiben, was er erzeugte, in Deutschland selbst eine solche Regsamkeit, so mannigfaltige Schöpfung erzeugt, unter den Zelten und Schilden, an den Hof- und Heerlagern dieses Kampfes sangen die Minnesänger; Dante's großes Gedicht war ein Schlachtgesang der Ghibellinen. Daß er nicht mit Sieg gekrönt wurde, war von schweren Folgen. Was auch principienmäßig Schätzbares in dem guelfischen Staatswesen sein mochte, es ging unter, weil es unzeitig war, oder es trug seine Früchte der Vereinzelung und Zersplitterung, Deutschland fiel als große Macht für ewige Zeit auseinander; und mußte sich mühsam eine andere Volksbestimmung suchen als die einer direkt einwirkenden, großen Politikmacht zu sein pflegt:

Frankreich, wo dies ghibellinische Streben gelang, wurde eine kompakte Hauptmacht Europa's. Unter solchen Umständen, bei der Abgeneigtheit Deutschland's, sich in einen monarchischen Mittelpunkt zu vereinen, suchte und fand die Entwickelung einen anderen Weg. Das siegende Pabstthum überspannte seine Forderungen und zersprengte sich später dadurch selbst, Friedrich II. wendete seinen überlegenen Geist rücksichtslos in die Opposition gegen das Bewußtsein der Zeit, die Päbste selbst stachelten ihn dazu, und so wurde er eine grelle, frivole Leuchte seiner Epoche, die viel Aergerniß gab, und mehr als das größte Ereigniß im Stande gewesen wäre, den Untergang des Mittelalters reifte. Dieser sehnige Mann, der mit dem Bannfluch beladen, des Bannes spottend einen Kreuzzug unternahm, der, die ritterlichen Kreuzzüge verspottend, mit den Sarazenen unterhandelte, und solchergestalt das heilige Grab gewann, der sich, dem Gebannten, die heilige Krone von Jerusalem selbst aufsetzte, obwohl kein Priester Messe lesen wollte, der mit muselmännischen Schriftgelehrten verkehrte, dieser Friedrich war der Erste, welcher geharnischt — lächelnd dreist heraustrat aus dem Zauberkreise des Mittelalters. Es ist gleichgültig, ob er das damals so berüchtigte Buch de tribus impostoribus (von den drei Betrügern) geschrieben habe, die damalige Welt traute es ihm zu, der Pabst sagte von ihm: „dieser König der Pestilenz behauptet, die ganze Welt sei von drei Betrügern, Moses, Christus und Muhammed getäuscht worden, deren zwei in Ehren, der dritte aber am Holze hangend gestorben;" und er selbst sagte vom Pabste, „er sei der mit dem Oel der Schelmerei gesalbte Pharisäer."

Dieser Kaiser, welcher von den Historikern der Aufgeklärte genannt wird, war, wie gesagt, ein scharfer Eckstein des Mittelalters; wo von Aufklärung die Rede ist, da ist auch die Rede von der Endschaft einer Epoche. Und Friedrich starb schon 1250, wo das mittelalterliche Leben noch hoch ging in Deutschland, aber er hat schwer und tief nachgewirkt, wie ein kühler Reif, der in die warme Sommernacht fällt, und an welchem erst im Spätherbst plötzlich viele Menschen sterben.

Der Schimmer von Aehnlichkeit, welchen dieser zweite Friedrich mit dem spätern zweiten Friedrich von Preußen allerdings hat, kann leicht zu schiefer Vergleichung führen. Allerdings

wendete sich auch dieser gewaltige Hohenstaufen zu ausländischer Rede und ausländischem Gesange, er sprach sechs fremde Sprachen, ergötzte sich zumeist an den italienischen Liedern, dichtete selbst welche, suchte und schuf seinen Hauptglanz in Italien. —

— Mit den Hohenstaufen brach denn auch das mittelalterliche Gebäude des römisch-deutschen Reichs in Wahrheit zusammen, obwohl es als deutsches Reich noch fünf und ein halbes Jahrhundert figurirt hat. Denn die reich ausgebildete Feudalbeziehung löſ'te sich in vielerlei neue Elemente, der poetische Mittelpunkt des Kaisers war verrückt worden, der Kaiserschimmer war durch eine fast kaiserlose Zwischenzeit nach den Hohenstaufen verwischt, die späteren Kaiser hatten nur noch eine Macht, insofern sie privatim mächtige Fürsten, und als solche geeignet waren, Unterstützung und Beitritt für eine allgemeine That zu erzwingen. Die großen Reichszwecke traten in den Hintergrund, es entstand die Politik der einzelnen Häuser, die Städte, von den Hohenstaufen kräftig begünstigt, machten jetzt ihre Eigenheit mehr und mehr nachdrücklich geltend, die Ritter, hieneben zurückbleibend in Erwerb und nicht mehr so zusammengehalten durch den Reichsmittelpunkt, warfen sich auf's Wegelagern — kurz die ganze zusammengefaßte Welt des deutschen Mittelalters ging in Einzelnheiten auseinander.

Für die literarische Aeußerung kann ein solchergestalt sich bildender Zustand nur den Prosa-Ausdruck begünstigen, und dieser ist denn auch im Grunde das einzig Beachtenswerthe in der folgenden Uebergangszeit, wo sich allmählig die innern Bande so weit lösen, daß mit den Reformatoren eine Revolution eintritt, welche in einem Hauptschlage sich von der morsch gewordenen nächsten Vergangenheit befreien will.

Statt diesen Prosaeintritt zu betonen, hat die Literargeschichte meisthin ihre Aufmerksamkeit dadurch zersplittert, daß sie sich immer an die mittelmäßige Poesie dieser darin absterbenden Zeit gefesselt giebt. Diese Poesie schleppt sich aber mühsam an der mittelalterlichen Tradition fort, und schließt durchaus nicht mehr den eigentlichen Lebenspunkt der Epoche in sich. Davon ist höchstens das Lied auszunehmen, was sich in der Unbefangenheit des Volkes fortpflanzt. Es ist unnütz, aus den schlechten Dichtern zu entwickeln, daß durch sie die Poesie der Zeit verkümmert

worden sei, der Dichter ist nur ein Ergebniß, und wenn der Meister Stolle, wenn der Unverzagte und der Schulmeister von Esselingen Rudolph von Habsburg schmähen, daß er die Dichtung nicht unterstütze, so hat ihnen gegenüber Rudolph ganz Recht, das Wesen war auseinander gesprengt, und es gab Nöthigeres zu thun.

Aus solchen Gründen wird auch hier besser kein besonderer Literareinschnitt gemacht. Das Herz des Mittelalters ist mit dem Jahr 1400 todt, das funfzehnte Jahrhundert zehrt poetisch an ohnmächtiger Erinnerung, und ist noch zu schwach, in dieser und jener Regung eine neue poetische Welt zu schaffen. Der Trieb, Neues zu schaffen, spricht sich noch am Lebhaftesten im dürren Gedanken und in einzelner praktischer Erfindung aus, deshalb ist die Hauptaufmerksamkeit darauf zu richten. Denn nicht ein guter oder ein mittelmäßiger Vers allein, sondern vor allem Andern die hauptsächliche geistige Thätigkeit ist Gegenstand der Literargeschichte. Wendet sich jene geistige Thätigkeit mit größerem Nachdruck und Erfolge auf etwas Anderes als das Gedicht, so muß das Gedicht auch für die Literaturgeschichte in den Hintergrund treten.

So ist nun, das Mittelalter völlig zu beschließen, noch eine künstlerische Thätigkeit desselben hervorzuheben, die von außerordentlicher Bedeutnng für alle Zeiten bleibt, nämlich die Baukunst.

Darf man von der mittelalterlichen Dichtung sagen, daß sie sich wenig entäußere, um ein aus Stoff und Anschauung hervorgehendes, unabhängiges Dritte zu erzeugen, was man ein Objectives nennt, die mittelalterliche Baukunst ist eine gebieterische Antwort darauf, die prächtigen Dome, welche heute noch Deutschland, Frankreich und England bedecken, sind eine steinerne Objectivität des Mittelalters. Sie drücken das religios-poetische Bewußtsein jener Zeit bis in die Kleinigkeit erschöpfend aus, und daß eben nur sie da sind, sonst aber nichts der Rede Werthes übrig geblieben als Dom und Thurm, dies ist ein unwiderleglich Zeugniß, daß alles Bewußtsein in jener Zeit ein religios-poetisches war.

Es ist über diese steinerne Dichtung das Beste und Erschöpfendste in deutscher Schrift gesagt worden, deshalb genügt

die bloße Andeutung. Im Titurel wird diesem schönen Bereiche eine große Ausführlichkeit gewidmet, da, wo der neue Graltempel gebaut wird. Der dort beschriebene Stil ist der Byzantinische, wie er in der griechisch-christlichen Geschmacksweise sich gestaltet hat. Er ist ebenso verschieden von dem gothischen, wie das morgenländische Christenthum verschieden war von dem abendländischen. Seine Verhältnisse, auf ein gleichschenkliches Kreuz gestützt, sind weicher, glatter, runder und einfacher als die gothischen, welche zur Grundform stets das oblonge Viereck des Kreuzes wählen, wodurch das Ganze gestreckter, enger und ernster wird und sich mehr wie eine Sehnsucht nach dem Weiten dehnt und ausreckt. Ebenso ist das Verhältniß zwischen den Kuppeln und Decken und Fenstern — dort in Byzanz wohnt noch griechische Erinnerung, man sucht die lichte Schönheit, hier im Occidente fliegt die strebende Romantik, die Ahnung, der unbestimmte Drang nach dem Unendlichen in himmelhohen, spitzen Thürmen auf, das runde Fensterauge schlägt in die Höhe zu einem schlanken, aufwärts langenden Spitzbogen, das Dachgewölbe schlingt sich ebenso dringend und händeverschränkt wie ein inbrünstig Betender scharf nach oben. Und da dies romantische Mittelalter so ganz und gar bis auf den kleinsten Winkel seines Herzens von poetisch-religioser Bedeutung erfüllt ist, so schießen auch alle die mannigfachen Details, die Spitzen und Rosen, die Kleeblumen und die Lilien überall hervor. Die ganze innere Einrichtung der Dome mit Chor und Schiff, und Seitengängen und schmalen, langen, verlangsamen Fenstern ist die ganze Dogmatik des Mittelalters.

Was in Deutschland aus der Ottonenzeit, welche mehr Byzantinisch baute, übrig war, das wurde meistentheils verändert, und was neu gebaut wurde, das erhielt ebenfalls durchweg diesen gothischen Stil, diesen Stil des christlichen Mittelalters. Der Name gothisch, für welchen neuerer Zeit sehr lebhaft „altdeutsch" beantragt worden ist, soll daher kommen, daß dieser Baustil von den Gothen stamme, welche nach Spanien gerathen waren, und dort in halbarabischem Geschmacke bauten.

Der Straßburger Münster und der Cöllner Dom sind bekanntlich die großartigsten deutschen Denkmäler dieser Art. Jener ist schon 1015 angefangen und sein prachtvoller Thurm, welcher

jetzt noch eine Warte auf 10 Meilen in die Runde für Elsaß, das Rheinland und die Schwarzwaldberge ist, ward 1276 durch Erwin von Steinbach entworfen und angelegt, freilich erst über anderthalb hundert Jahr später vollendet. Mit Recht wird Erwin als eine der großen Autoritäten des Mittelalters angeführt. Den Grundriß des Cöllner Domes schreibt man dem oben erwähnten Scholastiker, Albertus Magnus zu. Dieser selbst in seiner Unvollendetheit größte Dom der Welt ward 1248 angefangen. Außerdem mahnen noch heute an jene Zeit die großartigen Kirchen zu Freiburg, zu Ulm, Würzburg, Marburg, Nürnberg, Regensburg, Oppenheim, Eßlingen, Erfurt, der Stephan in Wien und einige der großen Prager Gebäude — denn die meisten der letztern gehören nicht mehr dem Mittelalter an.

Jene alten Dome und Kirchen in ihrer steinernen Pracht und Kühnheit, sind die eigentlichen Grabsteine des Mittelalters.

In dieser Kunst des Bauens, welche sich mit der großen weitverzweigten Zunft der Maurer und Steinmetzen zu einem starken Bürgertheile der Nation gestaltete, hat das Mittelalter noch tief hinein in die folgende Zeit gelebt, der eigentliche Lebensodem seiner Erbschaft scheint sich dahinein gerettet zu haben, um für die Dauer der Erde in Stein zu erstarren. Als alle Lieder schon lange, lange verklungen waren, da hämmerten und meisselten und zeichneten die Baukünstler noch Mittelalter, und drückten in allen Verhältnissen des Baues, in allen Gestalten und Verzierungen noch die Gedanken jener religiosen Poesie aus. Die Skulptur nämlich, der Steinmetz war mit dem Maurer blutsverwandt und unlösbar verschmolzen.

Auch von der altdeutschen Malerei ist viel gepriesen worden, man führt sie bis auf's zehnte und elfte Jahrhundert zurück, erzählt von der Glasmalerei, von den brennenden Farben, von den berühmten Malern, Heinrich von Baiern, Jakob Kern von Nürnberg, von Nikolaus Wurmser, endlich, und hier noch mit dem besten Rechte, von der ersten großen Malerschule des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, von der heiligen Stadt Cölln, deren Glanzpunkt im vierzehnten Jahrhundert Wilhelm von Cölln war. Von hier aus tritt sie in immer engere Verbindung mit den Niederlanden, was ihr des Fleisches und Blutes wegen, womit es doch alle Malerei für's Nächste zu thun hat, sehr heil-

sam war. Man hat sich hierbei vom mittelalterlichen Tic zu mancher Wunderlichkeit verredet, denn um und um besehen bleibt eine Zeit, die in Entäußerung vom Sinnlichen ihren Kern hat, keine besondere Werkstatt für eine künstlerische Darstellung in Gestalt und Farbe. Und so geschah es denn auch: der noch wirklich fleischige Theil des Mittelalters, die Minne, der Artus-kreis, die Ritterlust ward nicht Gegenstand der Malerei, sondern die Abstinenz, die Uebersinnlichkeit, die Schwärmerei des Gedank-lichen, was im Wort und Gedichte einen interessanten Ausdruck fand, aber nichts von Fleisch und fester Gestalt an sich hatte. Die Mönche malten und von der Dreistigkeit des Pinsels, wie er bei den späteren so berühmten Italienern geführt wurde, von der für alle Malerei nothwendigen Dreistigkeit, erst das nächst liegende wirkliche Schöne zu malen und diesem einen religiosen Schein zu geben, davon wußten sie nichts. Sie malten eine re-ligiose Empfindung mit himmelblauem Auge und sehr weißem Antlitze; das konnte ein sehr hübscher Engel für ein Gedicht sein, und das genießen auch die heutigen Enthusiasten daran, aber die Farbe, die Malerkunst war dabei Nebensache und ist es heute noch. Die Künste dienen allerdings dem geistigen Herzen, der Idee, aber sie verlangen wie Lehnsträger innerhalb ihres Kreises eine völlig eigene Selbstständigkeit; sie geben den Gedanken, aber sie müssen erst in sich selbst fertig sein. Die Malerei ist nicht bloß eine Buchstabenschrift mit Pinsel und Farbe statt Feder und Dinte, wie sie von den Mönchen angesehen wurde, nein, sie ist erst eine Kunst in sich und als solche fertige gebiert sie auch, wohl befruchtet, eine religiose Welt.

Den malerischen Genuß an diesen steifen Linienfiguren müssen wir also der mittelalterlichen Illusion überlassen, und wenn auch sehr leicht zu begreifen ist, wie sie in diesem Sinne wirklich einen Reiz ausüben, so muß doch eine Verwahrung eingelegt werden gegen den objektiven Kunstwerth dieses Bereiches.

Der Hauptsitz dieser Malerei nach dem Mittelalter wurden mehr und mehr die Niederlande, Hubert und Johann van Eyck bildeten einen großen Wendepunkt darin; sie gewinnt technische Fertigkeit und man lobt die Zeit bis ins sechszehnte Jahrhundert als das goldene Zeitalter altdeutscher Malerei. Als welches den Kenner nie gereuen möge.

Ein Blick auf die Niederlande, wohin sich in allerlei prächtigen Bauten und sonstigen Denkmalen alles Stattlichste des Nachmittelalters gezogen hatte, scheidet am reichsten von jener wunderbaren Zeit des deutschen Reiches und der mittelalterlichen Romantik, die mit Ende des vierzehnten Jahrhunderts langsam im Meere versinkt.

13.

Meistersänger, Volksbuch und Lieder.

Hier ist herkömmlicher Weise ein neuer Hauptabschnitt zu machen; das Mittelalter in seiner Wahrheit und Aechtheit ist geschlossen, es tritt die Periode des Uebergangs ein.

Das ist bereits angedeutet, und die gewöhnliche Eintheilung wird darum abgewiesen, weil dieses fünfzehnte Jahrhundert — denn um dieses handelt es sich mit Zugabe einiger Jahre aus dem vierzehnten und aus dem sechszehnten — größtentheils noch ein Echo des Mittelalters und eine unreife Vorbereitung der Reformation ist. Die erste romantische Existenz wird erst mit dieser letzteren krachend und völlig gebrochen, es dünkt also passender, dies schwankende Jahrhundert, was noch größtentheils in früherem Kreise athmet, auch noch diesem früheren Kreise anzuhängen.

Selbst die äußerliche Hauptabtheilung, welche von dem herrschenden Sprachausdrucke hergenommen ward, schleppt sich noch im Alten fort, das Mittelhochdeutsche bleibt noch die herrschende Sprache. Es verhärtet und verknorrt sich allmählig in den österreich'schen Mundarten, welche dadurch hervortreten, daß der Hauptkaiserstamm, der Habsburgische, dort seinen Sitz gewinnt, und selbst die Zwischenpartie der Luxemburger im Hauptvertreter derselben, in Karl IV., seinen Stützpunkt in Böhmen nimmt. Das Niederdeutsche hebt sich langsam geltender und

kräftiger vom Norden auf, vertieft sich vom Harze herab in Luther's Jugend und wird so der Grundstock, aus welchem sich beim nächsten Abschnitte das Neuhochdeutsche hervorbildet.

Es ist im Mittelalter herausgetreten, daß sich vom Stamm der Volkspoesie eine Kunstpoesie absonderte, welche in den hauptsächlichsten Minnesängern zu einer so großartigen Erscheinung ward. Diese Kunstpoesie wurde fortgesetzt von den Meistersängern, ein Name, welcher vorzugsweise den Sängern dieser Uebergangsepoche gegeben wird, obwohl er, wie oben angedeutet wurde, älter ist, und einen Theil der Minnesänger selbst bezeichnet. Besonders diejenigen späteren, welche schon durch ein äußerliches Zusammentreten die innerlich matt werdende Sangeswelt zu halten hofften. Als Namen des Ueberganges sind die Herzöge, Heinrich von Breslau, Otto von Brandenburg, Johann von Brabant, in denen das Lied noch schön ist, schöner als Ulrich's von Lichtenstein Bestrebung, ferner Ulrich von Winterstetten, Walther von Metz, Konrad Schenk von Landeggk zu nennen, von Singenberg, der tugendhafte Schreiber, Ninne, Lutolf von Seven, der Rubin und besonders der Kanzler.

Den Meistersängern fehlte nichts weiter als der Inhalt einer reich aufquellenden neuen Existenz; diese Existenz war in der Auflösung begriffen, und die zünftigen Sänger behielten nur das Schema in der Hand, und wußten sich viel damit, dies in allerlei Specialität auszubilden. Die Herrlichkeit, wo alle Fürsten und Herren sangen, war dahin, diese Fürsten und Herren selbst waren durch die eintretende politische Umwandlung auf ein sehr nöthiges praktisches Trachten angewiesen, das Reich war in andere Beziehungen gerückt, der Bürgerstand, unter den Hohenstaufen aufblühend, nahm einen großen Theil der Landesvortheile in Beschlag, welche früher ungetheilt den Vornehmen gedient hatten, die Städte wurden das Leben des Reich's. In ihnen bildeten sich denn auch die Meistersänger zur völligen Zunft, die natürlich zumeist aus den Handwerkern gebildet und besetzt wurde. Solche Leute, auf eine einseitige Existenz angewiesen, sind in der Denkweise und Phantasie zunächst ebenfalls beschränkt, wenn sich nicht das unberechenbare Genie selbst erhebt, und das Genie ließ in dieser Epoche auf sich warten. Der Ritter, wenn sein Besitz-

thum noch so klein war, hatte einen Horizont, der erst am Kaiserthrone und am heiligen Grabe von Jerusalem schloß, die Welt stand ihm und seinem Pferde offen, das Handwerk des Schwertes begriff und brauchte man überall, nichts beengte ihn, nichts schüchterte ihn ein; wenn da ein innerer Drang erwachte, so war Raum und Muth genügend da, um weit und tief zu greifen. Die Perspektive muß immer groß seyn, wenn Großes gesagt werden soll.

Außerdem war der Versuch in's Große und Weite einer jugendlichen Nation und Zeit mit den Hohenstaufen beendigt, er war nach Außen verunglückt, der Staat mußte sich in seinen Grenzen zurecht bücken, die Menschenzahl wuchs, der große deutsche Drang, welcher noch heute so oft über die Wirklichkeit täuscht, jener romantische Drang, eine politisch erste Macht zu sein, lag jetzt schwer darnieder, und befreite sich erst in der Reformation zu der Bestimmung, für welche unsere ganze Entwickelung vorbereitet hatte, zu der Bestimmung einer innerlichen geistigen Macht.

So konnte nicht viel Anderes zum Vorschein kommen, als die Meistersängerzunft. Dabei ist indessen wohl zu unterscheiden, ob man auch von dem höheren Maaßstabe einer Entwickelung in frei'ster und größter Form ausgeht; der oben erwähnte administrative Kritiker thut sehr Unrecht, den Meistersängern nicht eine wichtige Stelle einzuräumen. Wenn eine politische Geschichte Deutschland's geschrieben wird, so sind sie von außerordentlicher Wichtigkeit: sie sind die Stufe, auf welcher der deutsche Bürgerstand für einen Bildungsgrad interessirt, ja für immer gewonnen wird, wie ihn kaum ein anderes Land der Erde bot. Diese Meistersangperiode, wo der Schwager Schmidt und Strümpfemacher auf der Herberge Theil nahm an Sprachreinigung und Begriffssichtung, war der Boden unserer Reformation, und sie hat auch später das Gleichgewicht erhalten für ein Volk, das von Hause aus geneigt war, das Fremde sorglos aufzunehmen und zu überschätzen, das geneigt war, idealen Bewegungen haltlos beizutreten. Der deutsche Mittelstand ist von jener Zeit aus mehr und mehr Träger und Halter einer Wissenschaftlichkeit und eines idealen Bewußtseins geworden, wie es beim Sturze des Mittelalters vom Ritter aufgegeben und verloren wurde.

Dies ist der weitere Gesichtspunkt; anders stellt sich's freilich, wenn von dem rein literarischen Werthe jener Meistersänger die Rede ist. Gegen den Ausdruck „Zunft" oder „Gilde" waren sie übrigens selbst sehr eingenommen, und da sie außer diesem Hochmuth nicht viel mehr von den Dichtern hatten, so darf dieser nicht vergessen sein. Sie wollten eine poetische Akademie vorstellen, die bis auf Otto **I.** zurückgeführt wurde, auch nannten sie sich zart, nur „Liebhaber des Meistergesang's." Ihr System des Gesanges hieß „die Tabulatur" — die erste uns bekannte ist aus Straßburg von 1493 — wer diesem Generalbaß knapp angemessen einen Gesang zu fertigen, eine Weise, einen Ton zu erfinden wußte, das war ein Meister des Gesanges. Nach dem Grade dieser Vollkommenheit wurden alle Theilnehmer der Gesellschaft eingetheilt in Schüler, Schulfreunde, Singer, Tichter und Meister. In Mainz, Frankfurt, Nürnberg, Augsburg, Regensburg, Ulm und Straßburg waren die Hauptschulen. Sie wurden in der Kirche gehalten, wenn man auch die Vorübungen in der Herberge vornahm. Jene Orte waren übrigens in den drei Jahrhunderten vom vierzehnten zum sechszehnten nicht gleich vorherrschend: Mainz, Straßburg, Colmar, Würzburg, Frankfurt, Prag, Zwickau herrschte im vierzehnten; Nürnberg und Augsburg im fünfzehnten; Regensburg, Ulm, München, Steiermark, Mähren, Breslau, Görlitz im sechszehnten und die Kunst zog bis Danzig. Alle Produktion war lyrisch; ein Gesang hieß „Bar," die Versart „Gebäude," die Versart mit der Melodie ein „Ton," oder eine „Weise." Dafür begegnet die wunderlichste Bezeichnung, zum Beispiele die Rosmarinweis, die Treupelikansweis, die Gelblöwenhautweis, die hohe Firmamentsweis. Stollen und Abgesänge findet man wie im Früheren. Die Kritiker, welche Merker hießen, gaben sehr genau Acht, denn es gab drei Hauptfehler, die sogleich bestraft wurden. Es hieß beim Aergsten, der Dichter hat sich „versungen." Diese Fehler betrafen die Reinheit der S p r a c h e, die Reinheit des M e t r u m's, in welche zwei Reinheiten der Reim mit gehörte, und endlich die Reinheit der G e s i n n u n g. Diesen letzten Fehler nannte man auch „falsche Meinungen," und dahin gehörte, wenn sich Einer im Schwunge zu Schwärmerei fortreißen, oder gar zu unzüchtigen und unchristlichen Bildern oder Gedanken führen ließ. Solcher

Fehler gab die stärkste Rüge, allgemeines Kopfschütteln, Murren, Hem Hem, und wenn er wiederkehrte, brachte er den „falschen" Sänger zum Verlust aller Theilnahme. „Blinde Meinungen" nannte man die Klebsylben, wenn zum Beispiel kei'm, für keinem, g'lebt, für gelebt, vorkam. „Milben" waren des Reim's wegen abgebrochene Worte, zum Beispiel singe für singen, wenn man es zur Reimbequemlichkeit so brauchte. Auch „lind und hart" beim Reime war sehr verpönt, wie baden und rathen.

Von solcher Art war diese beschränkte Spielerei, welche sich indessen doch um ein Interesse gruppirte.

Als direkte Ahnherren, wenn auch zum Theil noch in den Minnesang gehörig, erscheinen der berühmte Heinrich Frauenlob in Mainz, der im Jahre 1318 von Frauen zu Grabe getragen, dessen Grab mit Wein besprengt wurde, und Regenbogen, ein Verse liebender Schmidt, welcher sein Handwerk aufgab, um Töne zu singen, und dabei des irdischen Brotes mitunter zu entbehren. Da er kein großes Genie war, so sind seine Klagen über die Kargheit der Großen gegen die Dichter um so tragischer, und er scheint wirklich der Vater aller der deutschen Poeten zu sein, welche bis heute so zahlreich geblieben sind, über einem halben Drange jede praktische Thätigkeit versäumen, und bittere Klage darüber führen, daß ihnen nicht dieser halbe Drang von Begüterten bezahlt und Lebensunterhalt wie Manna gereicht werde.

Die sogenannten „Spruchsprecher" jener Zeit, Improvisatoren und Spaßmacher, unter denen Wilhelm Weber einen Namen erlangt hat, waren herzlich verachtet von den Meistersängern, weil ihre Lebensart an das Plebejische, an die eigentliche Bänkelsängerei streifte, und sie nicht nach einer Tabulatur dichteten. Offenbar kam aber in ihnen mehr ächtes Talent zum Vorschein als bei jenem Geklapper.

Die bekanntesten dieser Meistersänger, zu denen natürlich in verschiedenen Schulen und Orten und in so breiter Zeit Tausende gehörten, deren edle Namen nicht alle aufbewahrt sind, waren nach herkömmlicher Aufzählung Heinrich von Mügelin, Muskatblüt, welcher duftende Name wahrscheinlich angenommen ist, der Mönch von Salzburg, Kunz Zorn, Kunz Schneider, Konrad Harder, Hans Volz, Michael

Beheim, Sixt Buchsbaum, worüber bei weiterer Wißbegierde Docen's Dichterzeichniß und Koch's Kompendium nachzusehen sind, endlich Hans Sachs, der allerdings tief in die Reformationszeit hinüberreichte, dessen Wurzeln und Stamm aber noch völlig in dieser Uebergangsepoche ruhen.

Sein Nürnberg, was überhaupt mit Augsburg eine Hauptrolle in dieser Zeit spielte, hatte er so in die Höhe gebracht, daß es 250 Meister zählte. Er hat allein mit eigener Hand 4200 Meistergesänge angefertigt, wovon glücklicherweise das Meiste noch in Handschriften verborgen ruht. Dresden ist für den späteren Meistergesang, der noch bis in's siebenzehnte Jahrhundert hinein taktirt, das Hauptarchiv und enthält davon 22 Bände.

Die ganze Richtung ward als Uebergang in eine verständige Zeit moralisch wichtiger als ästhetisch. Vom kindischen Ausschmücken der Legenden und Marienvergleiche kamen sie mit dem Zeitgeschmacke der herannahenden Reformation auf die Bibel, und reimten diese. Auch einen Uebergang aus der formlosen Poesie des Mittelalters zu formellerem Gesetze will man darin finden, zu der Art, welche später mit Weckherlin die ganz abstrakte Form klassischer Gedichte anzubauen begann.

Aesthetisch viel wichtiger und von viel tieferer Ausbeute ist das sogenannte Volksbuch dieser Zeit, welches den Volksstamm unserer Poesie in schlichter Prosa, und deshalb um so unverfälschter fortpflanzte. Hier liegt der offene Uebergang aus dem alten Epos in den Roman, der sich schon lange in Frankreich gebildet hatte. So wie es sich denn fortwährend aufgedrängt hat, daß dies Land von früh auf sich einer glücklicheren Lage erfreut hat, so finden wir auch hier die Uebersiedelung interessanter Stoffe aus Frankreich; die übrigen sind theils aus älteren deutschen Gedichten, von denen uns Tristan, Wigalois und Reinald in ursprünglicher Gestalt bekannt sind, theils aus neuer Volkssage gebildet.

In diesem Volksbuche lebt noch die innere poetische Anknüpfung an die geschichtliche Welt, an den Gedankenschacht, an die Seele eines Volkes, das über Trümmer und öde Haide nach einem neuen Bewußtsein schleicht oder drängt. Zur Verbreitung

dieser Volkssagen kam inmitten des Jahrhunderts die Buchdruckerkunst wie ein Geschenk des Himmels, auf groben Zetteln wanderte die wunderreiche Sage bis in die geheimsten Thäler, und regte den erschlaffenden Sinn zu neuer Straffheit, zu Lust am Hoffen und Trachten. Die Reisen Marco Polo's, Mandeville's, **Piedro's della Valle**, die sich in Reisebücher verirrten, gaben einen magern Ersatz der Kreuzzüge, und unterstützten den Geschmack an Fortuna's Wünschelhütchen, was überall herumführte, und an des ewigen Juden, Ahasvers, Wanderungen. Von den Wundern in der Kirche wendet sich der zersprengte Geist mehr und mehr ab, aber das Wunder braucht er noch, wie immer, um den Zauber der Welt zu empfinden. Für den Roman in Prosa, der sich über der Mähr gestaltete, oder aus Reisebeschreibung wuchs, konnte bei uns nicht so viel geschehen, als in Frankreich, Spanien und dem Süden überhaupt. Unsere ganze Natur und Lage waren nicht leicht genug, um dies fröhliche Spiel zu befördern. Chronikartig beginnt er mit „römischer Geschichte“ und „trojanischen Geschichten,“ „Apollonius von Tyrus,“ es folgen jene Reisen Polo's, Mandeville's, die Reisebücher Schildberger's, Hans Tucher's, Bernhard's von Breidenbach. Die ächte alte Sage wird wenig benutzt, man hält sich mehr an spätere Kreise.

Nur vom „Hörnen Sigfrid“ findet sich hier in diesem Volksbuche eine Sage erhalten, wohl ausgestattet mit der Laune dieser Zeit. Kaiser Octavianus, der durch Wilhelm Salzmann aus dem Französischen gebracht und durch Tieck zu einer blühenden Poesie des heutigen Ausdrucks gestaltet worden ist, begegnet uns ebenfalls. Die Heymonskinder leben auf, der Roman Fierabras, dessen Fabel auch für Calderon's „Brücke zu Mantible“ den Grund bildet, wird erzählt, Lancelot, Tristan, Wigalois, Flos und Blankflos erscheinen mit der schönen Magelone neben Octavian im „Buch der Liebe.“ Feierabend hat es später gesammelt und in Frankfurt herausgegeben. Die heiße Liebesgeschichte der Magelone nach einem französischen Volksbuche ist uns von Veit Warbeck erzählt, von welchem noch im „Goldfaden“ die Liebe eines Hirtenknaben mitgetheilt ist. Auch die vom Büheler bearbeiteten „Abenteuer einer Königstochter in Dänemark“ sind von diesem Stamme.

Von zwei Fürstenfrauen sind zwei Romane hierher gehörig: Lother und Maller von der Elisabeth von Nassau-Saarbrück und Pontus und Sidonia von der Erzherzogin Eleonore von Oesterreich. Hug Schapler, die fabelhafte Geschichte Hugo Capet's, als eines Fleischersohnes, „Herzog Herpin,“ „Valentin und Namelos,“ „Olivier und Artus“ drängen sich mit großer Breite ein.

Ganz neu und überaus reizend ist uns aus diesem Bereiche der Roman von der schönen Melusine, welche der Schweizer Ringoltingen aus dem Französischen uns gegeben hat, wo er als großes Gedicht und wahrscheinlich deshalb uninteressanter existirte.

Melusine war das schönste Weib, mußte aber stets den siebenten Tag Fischgestalt annehmen. Ihr Mann hatte das Gelübde gethan, sie diesen Tag nicht aufzusuchen. Er bricht's, nun ist sie gezwungen, sich von ihm zu scheiden, und es bricht für Beide ein grenzenloser Jammer aus. Sie wird nun Jahrhunderte lang der Unglücksbote für ihren Stamm, dem sie jeden neuen Unfall mit einem schmerzlichen Schrei ankündigt.

Diese Sage hat bei uns die größte Theilnahme gefunden, und wirklich sind die Wasserweiber und Nixen aus der früh'sten Landesjugend bei uns heimisch, existiren manchem alten Landmanne noch heute in Weihern und Strömen, und kursiren trotz der aufgeklärten Zeit noch in den Kinderstuben. Welch eine Theilnahme hat das aus Wien kommende Donauweibchen gehabt! Noch in Weber's Oberon sehen und hören wir wieder die Meermädchen, und Fouqué's Undine steigt ebenfalls aus diesem Quelle auf. Engelhardt hat uns 1823 ein entsprechendes ächtdeutsches Gedicht in neuem Drucke gegeben, was bis dahin nur in alten Drucken sich vorfand, und was die Melusine eher übertrifft, als hinter ihr zurückbleibt, es ist das Gedicht vom Ritter von Stauffenberg und der Meerfei.

Bei Ortenau am Rheine liegt die Burg Stauffenberg, noch heute, noch sieht man auf dem Wappen die geheimnißvolle Meerfee, unten ein Fisch, oben ein Weib, die Arme über den Kopf zusammenstreckend in Hände, welche in schilfartige Blumendolden ausgehen. Der untere Leib verschwindet unter Schuppen. Sie hatte den Stauffenberger innig geliebt, war ihm überall gefolgt, hatte sich endlich mit ihm vermählt, aber seine ungetheilte Liebe

gefordert. Da zieht er an den kaiserlichen Hof, zeichnet sich im Turniere aus, und wird auf's Aeußerste gedrängt, die Prinzessin von Kärnthen zu heirathen. Endlich entdeckt man sein Geheimniß, und die Pfaffen sagen, das sei ein Bündniß mit dem Teufel. Die Vermählung wird angesetzt. Als das Mahl beginnt, streckt sich durch die Decke des Saals ein wunderschöner Frauenfuß herunter — er kennt dies Zeichen und wird zum Tode traurig. Als er heimgekommen ist mit der jungen Frau, besucht ihn die Meerfee noch einmal, zum letzten Male, in seinen Armen weint sie bitterlich — er verstummt und stirbt.

Man sieht später noch die Meerfee und die Wittwe am Grabe weinen.

Das Gedicht existirt zwiefach aus dem dreizehnten Jahrhunderte von Erkenbold und als Volkslied in fünf Romanzen.

Das schöne Volksbuch Genofeva ist aller Welt bekannt; die Geschichte der Euphemia, der Helena, des Grafen Walther gehören ebenfalls hierher. Letzterer — Stoff der Griseldis — der ein Bauermädchen geheirathet, und sie mit den ärgsten Proben quält, hat darin etwas herbe Aehnlichkeit mit Kleist's Wetter von Strahl, welcher das arme Käthchen mißhandelt. Ebenso Margarethe von Limburg von Johann von Soest; Euriolus und Lucretia, Guiscard und Sigismunde von Niclas von Wyl übersetzt. Unter der ersten Erzählung war ein Abenteuer Caspar Schlick's, des berühmten Kanzlers vom Kaiser Sigismund verstanden, Simon von Cypern &c. Man findet in diesen letzteren den regen veränderten Geschmack, welcher sich aus klassischen Studien und feinen griechischen und italienischen Meistern herschreibt.

Viel berühmt und in die Laune überspielend ist das „Buch von den sieben weisen Meistern." Der König Pontianus zu Rom läßt seinen Sohn erster Ehe, Diocletian, von sieben weisen Meistern erziehen. Cleopatra, des Kaisers zweite Gattin, verliebt sich in den Stiefsohn, und da er wie Joseph ihr ausweicht, verläumdet sie ihn beim Vater; er ist durch ein astrologisches Verhängniß genöthigt, sieben Tage stumm zu seyn, und kann sich nicht vertheidigen. Pontianus verurtheilt ihn zum Tode; aber jedesmal, da er abgeführt werden soll, tritt ein Meister mit einer Erzählung dazwischen, und die Kaiserin schlägt eine jede

darnieder, ebenfalls durch den Vortrag einer Erzählung. Da ist der Termin abgelaufen, Diocletian spricht und rechtfertigt sich, und giebt am Schlusse selbst noch eine Erzählung.

Man bezeichnet in diesem merkwürdigen Produkte, was von Indien aus durch alle Literatur gegangen ist, wovon wenigstens Dunlop eine hebräische Uebersetzung als älteste Gestalt nachweis't, das Auftreten der eigentlichen Novelle, wo die Begebenheit selbst sich vor allem Uebrigen geltend macht. Launiger Anflug zeigt sich zum Beispiele da, wo die Meister sich überbieten: der Eine verlangte sechs Jahre zur Erziehung Diocletian's, der Andere sagt, er prästire es in 5¾ Jahren. Ferner, wo Diocletian in der Philosophie examinirt wird: man erhöht in der Nacht sein Lager um ein Baumblatt, und als er erwacht, merkt er das auf der Stelle, wie ein ächter Philosoph, der das Gras wachsen hört.

Unter diesen Volksbüchern erhebt sich auch mit seinem ernsthaft lachenden Gesichte der allbekannte Tyll Eulenspiegel, der bergunter weint und bergauf lacht, der die Hühner nur auf einer Seite bratet. Dieses Reich der Anekdote sammelt sich in dem berühmten Lalenbuche, wo die Bürger von Schilda auf das Witzigste verspottet werden. Dieser Schatz deutscher Behaglichkeit, der ohne weiteres Dogma den nächsten Zustand lustig beherrscht, und im Eulenspiegel namentlich die norddeutsche Existenz durchdringt, ist ein sicheres Zeichen, daß sich im Volksleben noch die kernigste Gesundheit findet.

Gelegentlich sind hier zu nennen, obwohl sie nicht direkt in den Kreis der Volksbücher gehören, sondern nur durch das Novellen- oder Balladenartige und das Schwankhafte daran streifen, was sie in Verbindung mit eigentlichem Volksinteresse bringt: das Lied vom edlen Möringer, das Lied von den Vitalienbrüdern Klaus Stürzebecher (Stortebaker) und Götte Michael, was ursprünglich niederdeutsch, dann in's Hochdeutsche übertragen, und neuerer Zeit auch im „Wunderhorn" zum Vorschein kommt, besonders aber die Schwänke Rosenplüt's, des Schnepperers, eines Nürnberger Wappenmalers, der seine Zeitgenossen reichlich versorgte. Es ist ein fröhlicher Markt, der Markt unserer Schwänke, welcher vom Verfall der Ritterzeiten herabreicht bis Taubmann und Dreyer. Wo das Lied zuerst umschlug nach der derben Seite, in Oesterreich sind sie auch am frühesten gepflegt,

da begegnet „der Pfaffe von Kalenberg;" ihm nachgebildet ist „Peter Leu von Hall." „Salomon und Markolph" wurden dicht bei 1500 noch einmal erneuert, „Aesop" erschien auch in Deutschland, und „Eulenspiegel" wird ein Volkstypus, dessen Grab zu Möllen noch verehrt wird, obwohl Niemand darüber auf dem Reinen, wann und ob der Narr existirt hat. Unsere Hofnarren überhaupt, und zunächst „Kunz von der Rosen," „Klaus Narr" sind in Ehren und Gedächtniß, „Paul's Schimpf und Ernst," „Bruder Rausch" werden noch jeweilig neu gedruckt. Aus dem „Finkenritter" leitet man den genialen Münchhausen, dessen Genialität so sehr schwindet mit der Originalität. Man thut ihm jedenfalls Unrecht. Ein launiger Jagdfreund wie er war, hatte er es sogar niemals auf den Druck seiner Späße abgesehen, und war sehr betroffen, als dieser hinter seinem Rücken erschien. Noch weniger hatte er, der unbekümmerte norddeutsche Edelmann, Studien dazu gemacht.

In das Herz des Volksbuches gehören aber wieder die Mähren vom Fortunat, vom ewigen Juden und von Faust. Besonders über die letztere ist in Deutschland so viel geschrieben worden, daß eine Andeutung genügt. Sie ist der eigentliche Ausdruck einer Zeit, in welcher das religiose Bewußtsein von dem Kirchlichen sich in so weit trennt, daß es in das Verhältniß zu Gott und Teufel ganz beliebig all' seine Zaubersagen einmischt. Diese Dreistigkeit des Beliebens war reichlich vorbereitet durch die jüngere Scholastik, welche sich an allerlei Frage und Antwort versucht und welche auch in einzelnen Männern an die Naturgeheimnisse geklopft hatte. Albertus Magnus, welcher schon oben in dieser Wendung bezeichnet wurde, war einer der Ersten, dessen ungewöhnliche Existenz in's finstere Zauberreich gezogen wurde, obwohl er ein hochgestellter Geistlicher, ein orthodoxer Bischof war. In der nächsten Zeit sehen wir Theophrastus Paracelsus und Agrippa von Nettesheim in ähnlichem Ansehn beim Volke; — das kirchliche Bewußtsein war nicht stark genug, dergleichen Erscheinung mit eigener Macht und in eigener Kategorie zu bezwingen, der Volksglaube bemächtigte sich ihrer, und machte daraus ein neues poetisches Gebild. Insofern ist die Entstehung der Faustsage ein tiefliegendes Zeugniß, daß man sich wieder auf eigene Hand das übersinnliche Reich deutete und zurechtlegte,

wie man es in frühester Zeit vor der Souverainetät der Kirche gethan hatte mit Zauberern und Drachen.

Viel näher der kirchlichen deutschen Welt lag noch die Sage vom ewigen Juden, von dem schon im dreizehnten Jahrhundert eine Sage bestand. Ihre allgemeine Erscheinung gehört indessen erst wie Faust und Lalenbuch in die erste Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts, der ewige Jude zum Beispiele erschien 1547 in der Gegend von Hamburg. Die älteste Druckausgabe vom Faust, die wir haben, ist 1587, Berlin. Dieser Cartaphilaus, später Ahasver genannt, steht an seiner Hausthür, als Christus auf seinem Todesgange, das Kreuz auf der Schulter, erschöpft vorüberzieht und sich einen Augenblick, um auszuruhen, auf die Bank vor dem Hause setzen will. Ahasver verweigert es, und der Heiland, nicht im evangelischen, sondern im päbstlich-ritterlichen Zornessinne, sagt ihm: nun sollst du nicht Rast noch Ruhe haben, sondern wandern, bis daß ich wieder komme. Ahasver irrt durch die Jahrhunderte umher und kann nicht sterben, stürzt sich in Schwerter, in Abgründe, in den Aetna, in's Meer, und kann nicht sterben. Endlich glaubt er an Christum, und da er wieder umschlägt und mit den Sarazenen brennend nach Jerusalem hineindringt, erscheint ihm der Herr selber. Da fällt er nieder und betet an, und nun reift er zum Tode, die vergangenen Jahrhunderte sind ihm wie wenige Jahre, er lebt still in Jerusalem, führt Pilger zum heiligen Grabe und erzählt ihnen seine Geschichte.

Aber diese Souverainetät der kirchlichen Sage wird umsonst in der Faustmähr gesucht. Deshalb hat man mit Recht gesagt, sie ruhe nicht auf der bloßen Lebensgeschichte eines Doktor Faust; sondern ein solcher ist nur der äußere Anhalt zum Ausdruck einer Volkswelt, die sich von der Autorität befreit und sich selbst und die eigne Vorstellung von übersinnlichen Verhältnissen geltend macht. Damit übereinstimmend finden wir später diesen Stoff just als Hauptthema bei demjenigen Dichter, der die ganze Welt für die poetische Schöpfung befreit, der darin eine große, neue Epoche gründet, daß er einem jeglichen Zustande und jeglicher Person ohne Rücksicht auf herkömmliche Autorität ein poetisch Verhältniß zugesteht; wir finden ihn bei Goethe. Goethe ist als Poet dieselbe Befreiung von der bestehenden dogmatischen Kirche einer Poesie, wie die Faustsage eine

Befreiung von der kirchlichen Bestimmung des Uebersinnlichen war. Die Kirche hatte keine Schwarzkünstler, keine Zauberer, die ohne Vermittlung ihrer, der Kirche selbst, mit dem Himmel in Korrespondenz treten konnten. Aehnliches war von früh auf da, mit dem Teufel war man bekannt, aber es geht ein neuer rationalistischer Zug durch den Faust und eine neue mystische Macht, daß diese Sage dadurch ein Anfang moderner Schöpfung wurde.

Von einem Doktor Faust wird allerdings erzählt, der gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in Schwaben und Sachsen als Zauberer berüchtigt gewesen, und der Buchdruckerfinder Faust hat auch schon seiner geheimnißvoll neuen Kunst wegen einen großen Schweif Zauberei hinter sich in der damaligen Welt. Aber die Teufelei dieses und jenes Faust und alle Teufelsverbindung, die im Volksglauben lebendig geworden war, wurde sicherlich auf diesen Dr. Faust des Volksbuches übergetragen. So finden wir den Pakt mit Mephistopheles auf 24 Jahre, wo dieser alles Herrliche schaffen muß, und am Ende den Doktor unter großem Spektakel holt. Es ist für die obige Bemerkung herauszuheben, daß Faust sehr heiter und bewußt den Pakt schließt, noch kurz vor dem Tode ganz kraftvoll und ebenso heiter mit Mephisto über die Gnade Gottes und dergleichen disputirt, dem Famulus Wagner noch den Geist Auerhahn schenkt, kurz so gehalten ist, daß man durchweg eine kräftige Freiheit dem Himmel und der Hölle gegenüber erblickt, und daß die grauenvolle Katastrophe mehr wie ein Zugeständniß an den alten Glauben aussieht, als wie eine wirkliche Nothwendigkeit. Dieser Faust, der Alles selbst prüfen will, schließt wie ein Hohn die große Autoritätswelt des Mittelalters — in Goethe ist nur noch am Schlusse beigefügt, daß er in den Himmel kommt; es wäre unbillig, dies bereits vom sechszehnten Jahrhunderte zu verlangen.

Außer dieser Sagenwelt des Volksbuches, welche sich in schlichter Prosa des poetischen Volksinteresses bemächtigt, flüchtet das dichterische Bewußtsein dieser Zeit in das einfache Volkslied, was am Wege, im Waldesgrün, auf nächtlicher Wanderung,

unter dem Fenster des Liebchens, auf einem Kriegszuge von dem ersten besten Naturell gesungen und gepfiffen ward. Von Einem ging es zum Andern; damit es weiter kommen möge, druckte es jemand auf ein fliegendes Blatt, und glücklicherweise sind viele Lieder solcher Gattung in Chroniken aufbewahrt, und es ist uns dadurch ein Andenken an die eigentliche Volkspoesie gerettet worden, die von größerem Werthe ist als manch künstliches Machwerk dieser Zeit. Denn für eine höhere Kunstform war diese Zeit des Ueberganges und der langsamen inneren Umgestaltung durchaus nicht angethan. Besonders die Limpurger Chronik ist dafür eine reiche Quelle, welche bei jedem Jahre anführt, was für Lieder in demselben gäng und gäbe gewesen seien. Und in Schilling's Chronik der Burgundischen Kriege finden sich die besten Kriegslieder, worunter die berühmten Veit Weber's. All das kleine Geflügel der Handwerkslieder, an denen sich der Bursch heute noch erfreut, steigt in dieser Epoche auf, wo das bürgerliche Element sich so eifrig des Gesanges annimmt. Johann Gansbein, Stadtschreiber zu Limburg an der Lahn, und wahrscheinlicher Schöpfer jener Chronik führt als Sängernamen nur zwei an: den Ritter Reinhard von Westerburg, und Gerlach, edlen Herrn zu Limburg. Von dem Oesterreicher Peter dem Suchenwirth, dessen Werke Primisser herausgegeben, wird ein Lobgesang auf die heilige Jungfrau und ein Lied auf die Schlacht bei Sempach speciell angeführt.

Oesterreich ist nach der Liedesrichtung hin von früher Bedeutung. Es wird ihm oft zum Vorwurfe gemacht, daß sich in seinen Scherzen der alte Minneton zuerst herabgestimmt habe. Am Hofe der Babenberger in Wien sei das leicht-sinnliche, schwelgerische Wesen des Oesterreichers zunächst auf alltäglichere Gegenstände für die Poesie gerathen, auf Tanz und Gelag. Die Tanhuser und Steinmar hatten aber nicht so Unrecht, von einem Interesse abzugehen, was anfing hohl zu werden, sich einem Kreise zuzuwenden, wo sich wirkliche Theilnahme und wirkliches Leben fand. Die Hadloub, Burkart von Hohenfels, Schnepfenberg, Goeli und Gedrut gehören zu diesem heiteren Orden.

Es lohnt sehr der Mühe, auf einzelne andere Laute dieses Singens und Pfeifens hinzuhorchen; Rosenkranz, der immer da

am Tiefsten zufaßt, wo es sich um wichtigen Kern handelt, hat dafür reichhaltige Auszüge besorgt.

Das Lied „vom Rattenfänger zu Hameln" ist hier zu nennen; für den scholastischen Einfluß zeugen folgende Verse:

Roth ist die Ros', grün ist das Blatt,
Ein Zweiglein gleichwohl beide hat,
Also man zwei Naturen find't,
Und ein' Person in diesem Kind.

Die Sage „vom wilden Jäger" verbreitet sich über die Wälder; Doktor Faust tritt schon in Liedern auf, wie er sich von Mephistopheles die schöne Stadt Portugall abmalen läßt, was diesem eine Kleinigkeit.

„Wenn ich ein Vöglein wär',
Und auch zwei Flüglein hätt',
Flög' ich zu Dir!"

Das dient noch heute mancher Sehnsucht. Die Limburger Chronik sagt: „Im Jahr 1357 sang und pfiff man das Lied:

Gott geb' ihm ein verdorben Jahr,
Der mich machte zu einer Nonnen,
Und mir den schwarzen Mantel gab,
Den weißen Rock darunter.

1360 verwandelten sich die Gedichte in deutschen Landen; denn man hatte bisher lange Lieder mit fünf oder sechs Gesätzen (Strophen) gesungen. Da machten die Meister neue Lieder mit drei Gesätzen, welche Widersang hießen. Auch hatte es sich mit dem Pfeifenspiel so verwandelt, und war man mit der Musik so aufgestiegen, daß die bisherige nicht so gut war, als die nun anfing; denn wer vor 5 oder 6 Jahren ein guter Pfeifer war im Land, der däuchte jetzt nicht eine Fliege. — 1361 sang man das Lied:

Aber Scheiden, Scheiden, das thut wehe
Von einer, die ich gern ansehe —

Fünf oder sechs Jahr vor 1374 war am Mainstrom ein aussätziger „Barfüßermönch," der von den Leuten verwais't

war, weil er nicht rein war; der machte die besten Dictamina und Lieder mit Reimen, dergleichen Keiner am Rheinstrome oder in diesem Lande machen konnte, und was er machte, das pfiffen und sangen die Meister gern nach."

Wer hat es nicht gehört, das alte Lied:

Stand ich auf einem hohen Berg
Sah wohl den tiefen, tiefen Rhein,
Sah ich ein Schifflein schwanken,
Viel Ritter tranken drein —

Oder den Abschied der Liebenden:

Wenn ich geh' vor mir auf Weg und Straßen,
Sehen mich schon alle Leute an,
Meine Augen gießen helles Wasser,
Weil ich gar nichts anders sprechen kann —

Oder:

Ach Gott, wie weh thut Scheiden,
Hat mir mein Herz verwund't;
So trab' ich über die Haiden,
Und traure zu aller Stund;
Der Stunden, der sind allzuviel,
Mein Herz übt heimlich Leiden,
Wiewohl ich oft fröhlich bin.

Oder die heiteren:

Ich soll und muß einen Buhlen haben,
Trabe dich, Thierlein, trabe,
Und sollt' ich ihn aus der Erde graben,
Trabe dich, Thierlein, trabe.

Das Murmelthier, das hilft mir nicht,
Es hat ein mürrisch Angesicht,
Und will fast immer schlafen —

Wenn Du zu meinem Schätzel kommst,
Sag', ich ließ sie grüßen,
Wenn sie fragt dann, wie mir's geht,
Sage, auf zwei Füßen —

Weine, weine, weine nur nicht,
Ich will dich lieben, doch heute nicht,
Ich will dich ehren, so viel ich kann,
Aber 's Nehmen, aber 's Nehmen steht mir nicht an.

An fröhlicher Derbheit fehlte es auch nicht; zum Beispiele in der Nachtmusik:

Ach, schönste Phyllis, hör' doch unser Musiciren
Und laß uns eine Nacht in deinem Schooß pausiren —

besonders mischt sich da der lüsterne Pfaffe bei, und verhüllt sein ungebührlich Verlangen in kugelndes Latein:

Ich war ein Kind so wohl gethan
Virgo dum florebam,
Da pries mich die Welt überall,
Omnibus placebam.

Chor: Hoy et oe maledicantur filiae
Juxta viam positae!

Da wollt' ich an die Wiese gan
Flores adunare,
Da wollte mich ein Ungethan
Ibi deflorare.

Die Sinnigkeit und Betrachtung der Natur ist von früh auf ein unvergleichlicher Vorzug der deutschen Nation gewesen, so fehlt es denn auch in diesem Liederschatze nicht an allerlei schönen Gaben, welche dem Frühlinge, dem Baum- und Blumenleben geweiht sind.

Und nun der Tod das Feld geräumt,
So weit und breit der Sommer träumt,
Er träume in den Maien
Von Blümlein mancherleien.

Tod ist der Winter, welcher im Frühjahr als Strohmann verbrannt oder in die Flüsse geworfen wird bis auf den heutigen Tag. Die letztere Sitte, ihn in's Wasser zu werfen, ist besonders in den östlichen Provinzen, zum Beispiele Schlesien üblich, und es sind Einzelne auf die Vermuthung gekommen, der Gebrauch

sei ein slavischer. Er wird dann in Verbindung mit dem Sturze des Heidenthumes in den hinteren Theilen des damaligen Polens gebracht, wo der Götze Czernibog unter großem Lärmen in den Dniepr geschleift wurde. Indessen sprechen doch viel Zeugnisse für den deutschen Ursprung dieses poetischen Ausdruckes, auch des Todaustreibens, wie er heute noch in den Oderstädten auftritt.

In die Naturfeier schloßen natürlich die Lieder alle Handthierungen ein, welche lebhaft mit der Natur verkehrten, der Ackersmann, der Heumähder, der Fischer, der Hirt besangen ihre Zustände und der Weinbauer blieb am wenigsten zurück, der Bergmann mit den Bergreihen trat dazu, und der todesschwere peinvolle Gesang der Flagellanten oder Geißelbrüder, welcher diese Zeit vielfach durchdringt, und an das verfallende religiose Opfer mahnt, konnte die breit aufwachende Lebenslust nicht einschüchtern. Dies Moment des Meistergesanges darf nicht geläugnet werden: auch dem unscheinbarsten Handwerker ward ein Drang zu poetischer Stimme geweckt, und es liegt darin eine Vorbereitung des modernen Princip's, das Unscheinbarste in eine poetische Beziehung zu setzen.

Schon bei der Baukunst im Vorigen ist es angedeutet, daß die Maurer, die Bauleute überhaupt, eine aristokratische Stellung unter den Handwerkern einnahmen; sie gaben der religiosen Idee, welche immer noch stoßweise über das Land wehte, eine imponirende Gestalt. Entgegengesetzt, eine komische Figur spielt auch damals schon der Schneider, man höre das alte Lied:

Es sind einmal drei Schneider gewesen,
O je! es sind einmal drei Schneider gewesen,
Die haben ein Schnecken für ein Bären angesehn,
O je! o je! o je! o je!
Sie waren dessen so voller Sorgen,
O je, sie haben sich hinter einem Zaun verborgen —

Sonst ist der Schreiber, eine unzulängliche Erhebung über das Handwerk, Gegenstand leichten Spottes und meist als armer Schlucker dargestellt, wie das Lied andeutet:

Das Mägdlein will einen Freier haben,
Und sollt' sie ihn aus der Erde graben,
Für fünfzehn Pfennige.

Sie grub wohl ein, sie grub wohl aus,
Und grub nur einen Schreiber heraus
Für fünfzehn Pfennige.

Der Bettler ist lange eine poetische Figur geblieben, die Poesie hat seit der schwäbischen Kaiserzeit niemals Geld, ja man erzählt sich immer mit großem Nachdrucke, gleich als wollte man dem Genie die Güterarmuth retten, daß der große Wolfram von Eschenbach und Pleienfeld, der größte Dichter des Mittelalters, ein sehr armer Edelmann gewesen sei.

Ein Bettelmann singt in diesem Liederkreise:

Ich war noch so jung und war doch schon arm,
Kein Geld hatt' ich gar nicht, daß Gott sich erbarm'!
So nahm ich meinen Stab und meinen Bettelsack,
Und pfiff das Vaterunser den lieben langen Tag.
Und als ich kam vor Heidelberg hinan,
Da packten mich gleich die Bettelvögte an —

Nur der Kaufmann, welcher damals in der Hansa eine große Stellung errang, fand keinen eigenen Ton, und die Literarhistoriker klagen bitterlich, daß auch damals in den reichen Hansestädten gar nichts geschehen sei von Seiten dieser Begüterten für die freie und schöne Kunst.

Politik und Krieg anbetreffend ist Veit Weber schon angeführt worden und der Suchenwirth. Derartige Poesieen, die über den Charakter des Liedes hinausgehen, sind „der Krieg zu Nürnberg," von Rosenplüt, und das niederdeutsche Poem „die Soester Fehde."

Als Lied bricht dieser Denkkreis später am Erzgebirgischen aus, wo durch die Reformation und die daraus wachsenden Kriege lebhafte Bewegung entsteht. Der Liederkranz war im Allgemeinen so groß, daß man in den Schulen die sogenannten „Strafer und Reizer" verbot, die Ständchen, welche Abends bei angezündeten Lichtern vor den Häusern gesungen wurden, nannte man dann „Lichter" und von den Baiern wird eine eigene Gattung satyrischen Liedes erwähnt, was nach seinem Erfinder „Labrer" hieß.

Die Bußgesänge der Geißelbrüder, welche man Laisen nannte, und welche nach der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, nach einer Pest, wahrscheinlich derselben, in der Boccaccios Decameron

spielt, entstanden, sind nicht der einzige religiose Liedesausdruck. Man findet schon zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts Kirchenlieder, eine Urkunde von 1323 sagt, daß in Baiern beim Gottesdienste deutsch gesungen worden sei. Unsere Denkmäler gehen aber nicht über die Mitte jenes Jahrhunderts zurück. Konrad von Queinfurt, ein Geistlicher, der zu Löwenberg in Schlesien starb, wird gemeinhin als erster Verfasser eines Kirchenliedes genannt. Wahrscheinlich hat Tauler, der um 1350 lebte, schon welche gedichtet, und der Hussit Peter von Dresden, der 1440 zu Prag stirbt, hat wenigstens lateinische und deutsche Verse zu Kirchenliedern gemischt. Hieronymus Schenk von Sumauwe wird außer ihm noch als Liederdichter genannt; — historische Bedeutung erhält dieser ganze Zweig erst durch die Reformation, welche diese herrenlosen Lieder in ihre Gesangbücher aufnahm. — — Auf diese Partie nun, auf die Erregung der Volksklassen durch die Meistersänger, auf das ächt poetische Gefühl, welches sich im Auffassen und Wiedergeben des Volksbuches und im Gesange des eigentlichen Liedes ausspricht, darauf ist aller Nachdruck dieser Uebergangsepoche zu legen. Gräter's Bragur, Docen's Sammlungen, was die Romantiker, Görres, Arnim rc. neu belebt oder doch auferweckt, sind dafür ergiebig, und die neuste große Sammlung von Erlach ist ein allumfassendes Magazin dafür.

Anzuführen ist noch Folgendes: Man beschäftigt sich in müßigen Stunden mit Umarbeitung und, wie es hieß, Umdichtung der alten Heldengesänge, besonders der Gedichte aus dem „Heldenbuche" und aus dem Artus- und Gralkreise. Herr Caspar von der Roen hat sich da besonders auf die Heldensage geworfen, und uns leider statt des reinen Quells viel Caspar-vonderroensches mit aufgenöthigt. Herr Ulrich Fürterer hat sich für eine cyklische Bearbeitung hauptsächlich an Artus, den Gral und die Geschichten vom Argonautenzuge und trojanischen Kriege gemacht.

Auch das Costnitzer Concilium ist gereimt worden. Allegorisirt wurde nicht minder, davon sind Proben: „die Mörin" des Hermann von Sachsenheim, und der von der Mittelmäßigkeit erwählte und noch vielfach umgearbeitete „Theuerdank," vollständig betitelt: die Geuerlichkeiten rc. des Helds

Herr Tewrdannkhs von Melchior Pfinzing. In dieser Schrift, welche Kaiser Max selbst entworfen haben soll, und welche Dr. Pfinzing, Sekretär desselben von 1512—1516, also an der spätesten Grenze dieser Epoche, ausgeführt hat, wird nur die Freite Maximilians um die schöne Marie von Burgund beschrieben, und damit daraus ein Gedicht werde, treten alle Hindernisse der Heirath allegorisch auf.

Aber mit bestem Rechte schließt sich an das obige Volksbuch der wieder erweckte Reinecke Fuchs, dessen Kopf nur einmal flüchtig in der fränkischen Zeit auftauchte. Diese fein, anmuthig, tief und treffend gefaßte Satyre des Volksbewußtseins gegen die Culturexistenz, welche aus welschen, französischen, niederländ'schen und niederdeutschen Quellen zusammengeströmt ist, — Jakob Grimm weis't fünf Reinecke nach vom lateinischen Isegrinus des zwölften Jahrhunderts bis auf unsern niederdeutschen des fünfzehnten Jahrhunderts — erscheint im Jahr 1498 zu Lübeck in niederdeutschem Drucke. Heinrich von Alkmar — „Hinrick von Alkmer, Scholmester und Tuchtlerer der eddelen Hertogen van lotryngen" — nennt sich als Verfasser und Nicolaus Baumann, ein Niedersachse, wird neben ihm als Herausgeber genannt. Für die nächste Quelle halten jetzt Grimm und Hoffmann von Fallersleben, mit einiger Abweichung von einander, den mittelniederländischen Reinaert des Wilhelm die Matoc aus dem dreizehnten Jahrhunderte und des Fortsetzers davon. Wir besitzen den alten Reinaert und den späteren Reinecke und der letztere ist nur eine glücklichere Stellung des Reinaert-Materials, und ein direkterer Bezug.

Der Stoff selbst ist aus Goethe genügend bekannt. Die Absicht, ein schlecht Regiment von oben und besonders der Geistlichkeit zu schildern, mußte jener Zeit prasselnd einschlagen. In diesem Gedichte kommen Stoff und Behandlung in ein so glücklich Verhältniß, daß der schwer zu findende Punkt wirklich gefunden ist, eine halb satyrische, halb didaktische Absicht zur Höhe eines vollendeten Gedichts zu erheben.

Dem poetischen Volksbewußtsein in lebendiger Nähe hielten sich auch die dramatischen Versuche des Rosenplüt und Hans Volz, die als Fastnachtsspiele auftreten. Sie tummeln sich allerdings in mancher bedenklichen Derbheit, tragen aber doch in

ihrem kernigen Witze einen unverkennbar volksthümlichen Stempel. Der schon bei den Meistersängern erwähnte Volz stammte aus Worms und figurirte als Barbier und wohlbegabter Meistersänger zu Nürnberg.

Die dramatische Kunst begann bei uns in den geistlichen Schauspielen, welche man Mysterien nannte, die größtentheils lateinisch waren, und von denen Wenig übrig geblieben ist. Gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts versuchte man auch wieder einige Uebersetzungen der Terenz'schen Lustspiele. Schüler führten lateinische Conversationsstücke auf, Celtes übersetzte die Roswitha, die Humanisten, Reuchlin an der Spitze, waren dafür thätig. Jene ächt-deutschen Fastnachtsspiele sind uns aber von größter Wichtigkeit und es ist da neben Volz und Rosenplüt auch der Pfaffe Theodor Schernberg zu nennen, von welchem „ein schön Spiel von Frau Jutta" geliefert wurde. Darin wird das Schicksal der Päbstin Johanna im Leben, Tod, Fegefeuer und Himmel mit Beimischung national-komischer Züge geschildert, die sich aber noch ganz ernsthaft halten. Gervinus, der im Pragmatismus des Details immer geistreich ist, findet den Uebergang da, wo nach dem Anhören des Epos die Lust am Schauen sich hervorbildet, wo Bilder, am Ende Bilder, denen Zettel aus dem Munde hängen, in den Büchern sich breit machen. Mit der sinnlicher werdenden Welt, hängt das Drama stets zusammen, aber der natürlichere, tiefere Grund liegt wohl immer darin, daß eine durchgearbeitete Nation von selbst zur lebendigeren Zusammenstellung des Mannigfaltigen übergeht. Das Einfache ist erschöpft, und man geht zur Bewegung mit ihm fort. Veranlassung und Unterstützung werden die Festlichkeiten, welche eben am Hervorstechendsten geboten sind, also besonders die der Kirche, der Reichsstädte. Das Recht, welches sich aus dem untergehenden Ritterstande umsetzte, gab ebenfalls oft das nöthige Interesse.

Schließlich ist noch der sogenannten Priameln oder Präämeln (präampula) Erwähnung zu thun, einer Art Epigramme, die sich kraftvoll ausdrückten und in das didaktische Gebiet hinübergreifen, wofür schon seit lange viel geschehen war. Hans Kintler's „Buch der Tugend," noch von 1441 her, ist dahin zu rechnen, und das Reich der Satyre, wofür Brant die Hauptfigur. Von ihm und Rosenplüt sind die besten Priameln, er that

auch das Meiste für Ausbeutung des Aehnlichen aus früherer Zeit, worauf beim „Renner" schon hingewiesen ist. Geiler von Kaisersberg, Albrecht von Eyb, schließen sich an diesen Moralitätseifer an, welcher sich den tollen Schwänken entgegenstellt. Man hat diese ganze Richtung auch als Hülfsmittel zur Reformation bezeichnet, und das ist sie gewiß, wie der rauhe April dem Mai vorausgeht. Glücklicherweise war aber in Luther selbst mehr poetische Welt, als in all' diesem historisch-nothwendigen Gekeife.

Es bleiben hier noch Spruchgedichte eines Oesterreichers, Heinrich des Teichners, anzuführen, und das berühmte Narrenschiff Sebastian Brant's — somit ist die poetische Produktion dieses Zeitraums erschöpft.

Dieses Narrenschiff, auch genannt das „nuw schif von Narragonia," enthält in 113 Kapiteln die Schilderung der Laster und Thorheiten, und wird nur eben der äußeren Verse wegen zur poetischen Partie gezählt. Die Bedeutung desselben, welche durch Uebersetzung in viele Sprachen anerkannt wurde, und dem Dr. Brant, Kanzler zu Straßburg, viel Ruhm brachte, beruht in einem ganz anderen, als dem poetischen Kreise, und wir sehen denn auch bald darüber predigen. Die Opposition gegen ein verfallendes Leben liegt darin, und diese schuf sich passender und mit der besten Genialität dieses Zeitraums eine Prosa, von welcher die heutige Schrift in gerader Linie abstammt.

14.

Der Durchbruch zur Prosa.

Politischer Zustand — Humanismus — Prosa.

Im Vorhergehenden ist aufgezählt, was sich aus dem hereinbrechenden Gewirr noch zu einer poetischen That verdichtete, und als solche ein Literaturerzeugniß abgab. Um den Ueberblick zu gewinnen, muß aber nachgeholt sein, wie sich der allgemeine Zustand entwickelte, wie die Scholastik einen Fortgang fand, eine neue Gestalt sich zulegte, und plötzlich in all' ihren angeregten Gegensätzen und Seitenpartieen zu einer neuen Welt durchbrach.

Daraus ergiebt sich auf's Deutlichste die Nothwendigkeit des neuen Prosaausdrucks, und dieser schließt sich als ein neuer Akt der Literargeschichte an, in seiner Form gleichzeitig das ganze neue Wesen umspannend. —

Die große poetische Idee der Hohenstaufenkaiser fand, wie oben schon erwähnt wurde, keinen Erben. Rudolph von Habsburg, vom Pabste und den einzelnen Reichsfürsten eingesetzt, trat von vorn herein in die wohlweislich voraus eingerichtete Tabulatur der Bedingungen, nach denen ein mächtiger Kaiser des Pabstes und der Reichsfürsten halber nicht bestehen sollte. Er ward der Kaiser des Details. Für große Principien war, ganz diesem Ursprunge angemessen, kein Genie in ihm, aber hinreichend Geschick für die neue Politik, welche zum Sturze der

alten Welt jetzt herrschend wurde, nämlich für die Politik des Hauses. Dies wurde vergrößert, die allgemeine Idee versank.

Seinem guten Glücke fanden sich auch die Detailvortheile ein und halfen jenes tausendfache Mosaik vorbereiten, was sich unter dem reichhaltigen Namen Prosa gestaltete.

Zufällig verstand Rudolph schlecht Latein und hatte praktischen Sinn, so brachte er in die öffentlichen Verhandlungen die deutsche Sprache. Dieser Punkt ist sehr wichtig, denn diesem gemäß bereitet sich die Geburt des Neuhochdeutschen, welches die moderne Zeit ausdrückt, folgendermaßen vor: Das allgemeine Gesetz, aus der Reichskanzlei kommend, mußte doch seiner Natur nach am Meisten gemeinschaftlich sein, und nun warf es der Wechsel des Kaiserstuhles, welcher bald in Oesterreich, bald am Rheine, bald in Böhmen, bald in Baiern stand, in vielen Dialekten umher; jeder Schreiber, der aus Wien, oder aus Luxemburg, oder aus Prag, oder aus Regensburg stammte, schmuggelte diese und jene Wendung ein, die seiner Heimath eigenthümlich war, und so entstand Schwankung, Mischung, neues Gebräu, was später durch Luther bewältigt wurde. Aber Luther bewältigte es durch die Ausbeute, welche er daraus zog, und die er seinem Accent einverleibte, denn er hat sich sehr sorgfältig um die Reichskanzlei bekümmert, und schuf sie guten Bedachtes zu einer Richtschnur seines Ausdruckes. Diese Verbindung mit der schwerfällig juristischen Form ist vielleicht Grund geworden, daß sich unsere Prosa so langsam von der unbeholfenen Wendung befreite. Vielleicht ist aber auch darum stets eine so gefüllte logische Strenge im deutschen Ausdrucke herrschend geblieben. Wunderbar genug hat sich ein ähnlicher Durchgang bei dem Schöpfer der modernsten Prosa, bei Goethe, wiederum eingestellt, welcher so genial aus der Kanzleiform seiner reichsstädtischen Erziehung heraussprang, und so naiv oft wieder gravitätisch hinein langte.

Es lag in Rudolph's Charakter, in seiner Sparsamkeit und in seiner Stellung, daß er die herüberreichenden Reimer nicht beachtete. Außer Ruhm wollten diese Leute auch Nahrung und Unterhalt haben, und sie haben ihn denn auch mit den schärfsten Geißelworten bedacht, absonderlich ein Meister Stolle, ferner der

sogenannte „Unverzagte,“ und am Schärfsten der „Schulmeister von Esselingen.“

— Der schöne Luxemburger Kaiser Heinrich **VII.** versuchte es umsonst, die alte Ghibellinen-Idee aufzuwecken, er unternahm einen Römerzug, und begeisterte den heroischen Sänger seiner Partei, Dante, der ihm eine Vertheidigung der großen Monarchie entgegenrief. Aber das streng bürgerliche Element, was zur Prosa zusammenschießt, und darin seine Macht gewinnt, war schon zu gewaltig, die Guelfenpartie, der Repräsentant dieses Elementes, höhnte ihn öffentlich, da er im Lateran sich krönen ließ, und sie schossen Pfeile durch die Fenster. Als ob die Weltgeschichte ein Omen hinstellen wollte, konnte er mitten in Rom das Kapitol und die Peterskirche nicht erobern, diese steinernen Bilder der alten, einigen, katholisch-poetischen Zeit. Ja noch mehr dieses wunderbaren Vorspiels: im Abendmahle, im geistlichen Mittelpunkte dieser alten Kirchenzeit, reichte ihm ein Mönch 1323 den giftigen Tod.

Dante, dieser letzte Versuch alter Welt, in dem sie sich, ihm selbst unbewußt, schon wieder in Lyrik, Allegorie und Vision auseinanderblätterte, und ihre kompakte Dichtheit verlor, feiert seinen Tod als weit gehörter Ghibellinenschwan.

In gleicher Bedeutung treten die Schweizerkämpfe gegen die Habsburger und Burgunder hervor — vorbei ist die Zeit der großen Herrschaft, der moralisch-gebieterischen Macht, die Bauern, ihre Individualität zur Geltung erhebend, siegen, Alles fasert sich in's Einzelne.

Eingefleischt trat diese ganze Wandelung der Zeit in Karl dem Vierten auf, diesem schlauen, feinen Luxemburger, der Alles auszugleichen, zu gewinnen und zu ordnen wußte durch die kleinen, sicheren und gewandten Schritte der Prosa. Er zog bescheiden, unerkannt als Privatmann nach Rom, wohin der Kaiser sonst nur geharnischten, dröhnenden Schrittes ging, er fügte sich lächelnd in die schimpfliche Bedingung, nur einen Tag da zu bleiben, er lobte den Petrark, welcher ihm mit enthusiastischen Kaiserplanen nahe trat, die schönen Verse, er bestach, lieh, schacherte, vermittelte, kurz, war ein vollgefügtes Gegenbild der alten poetischen Zeit.

Und um das Bild zu vollenden, so war nicht etwa Ohnmacht

in ihm, im Gegentheile, er war aller Bildung mächtig, die damals nur waltete, denn er war auf's Sorgfältigste in Frankreich erzogen; aber er war über alle Ueberzeugung seiner Zeit hinaus. Eigentlich wäre zu sagen: er war über allen Glauben seiner Zeit hinaus, wenn der kurze Anlauf darin nicht ein Mißverständniß sehen könnte, da sich Karl vortrefflich mit den Päbsten stand.

Ganz in dem Sinne geistiger Ueberlegenheit gründete er moderne Industrie und Bildung in Deutschland von seinen prächtigen Schlössern aus zu Prag. Durch ihn wurde dies Prag die prächtige Stadt, welche sie noch heute ist, durch ihn kamen die Universitäten auf, und alles das, was sich als letzte Art an den dorrenden Stamm des Mittelalters legte. Paris war die erste Hauptuniversität Europa's, sie wurde das Muster für Deutschland und England, wie es Bologna ward für das übrige Frankreich, für Spanien und Italien. Prag ward 1348 die erste in Deutschland, ihr folgten 1361 Wien, 1386 Heidelberg und Cölln, 1392 Erfurt und in den ersten Jahrzehnten des fünfzehnten Jahrhunderts Würzburg, Leipzig, Ingolstadt und Rostock.

In Karls eigenem Prag wuchs der gefährliche Huß auf, welcher an Wiklef sich genährt hatte, und zuerst das wie ein Blitz treffende Oppositionswort erhob. So lange Karl lebte — er starb 1378 — kam es allerdings nicht zu solchem Ausbruche, aber sein eigen Wesen war schon der Typus einer ganz veränderten Welt. Die Opposition, welche sich aus der Scholastik heraus, und aus einer Franziskanerklasse, den Minoriten, auf die Universitäten drängte, bewegte sich allerdings vorsichtig unter ihm, des Pabstes Freunde, aber sie wuchs und wuchs.

Dazu, zu dem in so gefährlichem Detail vorbereiteten Kampfe gegen die poetische Einheit des Mittelalters fiel wie ein Blitzstrahl 1354 die Erfindung des Schießpulvers, was Berthold Schwarz in Freiburg durch einen Zufall entdeckte, und auch im Augenblicke solcher Todesentdeckung mit dem Leben bezahlte. Dies sprengte mit einem Knall die ganze Ritterwehr, und somit den ganzen Kriegsstand des Mittelalters.

In eben diese stets dichter zusammentretende Vorbereitung gehörte das Schisma, was durch die Päbste in der römischen Kirche ausbrach, und was ebenfalls zerfressendes Gift auf das alte Weltband träufelte: Auch im Pabstthume ward also die

alte Einheit zerstört, die Franzosen hatten einen Pabst in Avignon, die Italiener und Deutschen einen in Rom, die sich gegenseitig mit dem Bann belegten.

War der heilige Geist in sich selbst gespalten?

Wie ein gepeinigter Geist flog das alte Bewußtsein der Welt umher, siedelte sich einen Augenblick hier, einen Augenblick dort an, und fand nirgends eine Ruhestätte. Da erhoben sich denn am Ende all' die Plätze, wo es einen Augenblick verweilt hatte, erhoben sich wie lebendig gewordene Massen, errangen durch Verbindung eine massenhafte Gewalt des Details, und unter einem erderschütternden Seufzer des Weh's ward das alte Bewußtsein erdrückt. Es verschwand, und ließ uns die schwere Aufgabe zurück, in die neue Mannigfaltigkeit einen neuen gemeinschaftlichen Odem zu bringen. Das ist denn auch wirklich bis auf den heutigen Tag nicht gelungen, nicht erfüllt, und wir kehren deshalb immer wieder zum Ausdrucke der Prosa zurück, um von der stets größer wachsenden Ausdehnung des Stoffes nichts zu verlieren, nachdem schwach oder stattlich eine poetische Bewältigung zum neuen Dogma von uns versucht worden ist. Gesetze des Verhältnisses haben wir vielfach gefunden, sogar für große Partieen des Verhältnisses noch einmal einen klassisch-poetischen Ausdruck, aber eine souveraine neue Weltseele, die nicht blos ein Verhältniß, sondern auch ein eigener Inhalt wäre, eine solche wird annoch erharret.

Auf dem Koncilio zu Constanz versuchte man 1414 noch einmal eine Vereinigung des auseinanderdrängenden Glaubens, die ganze Christenheit schickte Gesandte dorthin, und man hat da den letzten Gesammtanblick einer großen Welt gesehen, die wenigstens äußerlich noch zusammenhing. In jenem Gewimmel am Rhein und Bodensee sollen englische Schauspieler biblische Scenen aufgeführt haben, was den Deutschen ein lebhafter dramatischer Anlaß geworden sei.

Das Koncil, die gemeinschaftliche Einsicht, stellte sich hier über den Pabst, die unmittelbare Statthalterschaft Christi wird also zum ersten Male von der Gesammteinsicht Europa's abgesetzt, der heilige Geist von Rom genommen, Pabst Johann wird der Unzucht mit vielen hundert Nonnen, der Sodomiterei und alles möglichen Gräuels überwiesen, das reine Gefäß des

Pabstthums wird also schmutzig vor aller Welt ausgesetzt. Umsonst verbrannte man Huß und Hieronymus, man war selbst bereits aus den Fugen des Glaubens gehoben.

Und für Deutschland zeigte sich in dieser gährenden Zeit nicht die geringste politische Energie, es war, als ob der Himmel den Stoffen alle Zeit und allen Raum lassen wollte, sich noch ein ganz Jahrhundert mit einander zu durchdringen und das Beste und Schlechteste auszuscheiden, der schläfrigste Kaiser, welchen das deutsche Reich von Karl dem Großen bis Franz dem Zweiten gehabt hat, saß auf dem Throne, und saß 52 Jahre, was man sitzen nennt. Friedrich III. war sein Name. Wo nur irgend eine Anlage, ein Beruf war, sich aus dem allgemeinen geistigen Verbande in eine besondere Existenz zu retten, da machte es sich bei jeglichem Mangel eines äußeren Zusammenhaltes geltend. Unter ihm erhob sich wie eine Rache gegen diesen träumerischen Tod ein furchtbares Leben, die eigentliche Mordwaffe gegen das alternde Geschlecht, die Presse — Guttenberg erfand die Buchdruckerkunst, und 1456 erschien die erste Bibel im Druck. Durch die Presse ward die Reformation thatsächlich durchgesetzt.

Der letzte Kaiser vor ihr, der ritterliche Max, war im Grunde der letzte Stempel, daß es selbst bei glänzender Persönlichkeit und ganz ritterlicher Absicht völlig vorüber sei mit Mittelalter und mittelalterlichen Dingen. Es ist fast schmerzlich, es auszudrücken, aber es ist so; der schöne Kaiser Max nimmt sich den großen Umstaltungen gegenüber wie ein geputzter Schauspieler aus, der um jeden Preis Mittelalter spielen will. Glücklicherweise war er sich halb dieser Schauspielerei bewußt, und zog sich immer halb scherzhaft, halb wehmüthig lächelnd zurück, wenn einer seiner Anläufe abprallte. Denn sein Schauspiel und sein Irrthum bestand eben darin, daß er mit der Einzelnheit der Person gegen eine Welt rannte, die sich schon lange in Gruppen und neue Institute gestellt hatte, durch welche die Person verdeckt war, daß er mit einer Gesinnung von Ehre und Form unter Feinde sprengte, denen diese Gesinnung nur noch eine vergilbte Tradition war.

Von seinem theatralischen Leben zeugt ein Foliant, der schon in der bescheidenen Prosa einhergeht, obwohl just für dies aufgewärmte Ritterleben der bunte Vers passender gewesen wäre —

dies ist der Weiß-Kunig, eine Erzählung von den Thaten Maximilians I. Er soll von dem Kaiser selbst angegeben sein; zusammengetragen hat ihn Marx Treitzsauerwein v. Ehrentreitz, Maxens Geheimschreiber. Die Namen der Völker und Könige sind verstellt, sonst aber liegt wohl eigentliche Geschichte zum Grunde.

Wird durch diese machtlose Bestrebung der Politik hindurchgeblickt nach den innern Vorgängen der Umwandlung, so tritt zum erstenmale die wirklich ausbrechende, baare Verzweiflung entgegen, die Verzweiflung an der eignen Geschichte. Was beim Eintritte in die frühe Abgeschlossenheit des Mittelalters bemerkt wurde, nämlich, daß man enthusiastisch und frühe die nationalen Elemente hingab, und sich rücksichtslos einer von Rom überlieferten Welt schenkte, das wird jetzt dem Zeitalter mit Schrecken klar, da die römische Welt in allen Fugen sich lös't, und man umsonst nach eigenem Gehalte sucht. Die im Mittelalter eng zusammengenieteten Gegensätze des Geistlichen und Weltlichen springen jetzt schrillend auseinander, aber man sieht mit Entsetzen, daß dieß Weltliche gar keine Geschichte hat, daß es von frühe auf verloren gegangen ist, ehe es zu einer Bedeutung ausgebildet und zum Uebergange in höhere Tendenzen reif gewesen war. Man sieht es nun, daß der zu spät begonnene Ghibellinenkampf verunglückt ist.

Diese aufwachende Verzweiflung sucht jetzt mit allerlei Mitteln ein neues Bewußtsein, und fängt eine nationale Entwickelung noch einmal von vorne an. Daß das Reich in Staaten zerfiel und hierin schon ein drohendes Zeugniß lag, hatte man übersehen, erst als auch die Kirche in Kirchen zu zerfallen drohte, ward man dessen inne.

Dies Alles empfindend sondert sich der strebende Geist in eine durchgängige, wenn auch verschiedenartige Opposition ab, die sich unter einen allgemeinen Rationalismus versammelt, und nun beinahe 400 Jahre arbeitet, ohne eine neue katholische, das heißt eine allgemein positive Form gewonnen zu haben. Alle

gebietenden Erscheinungen der Literatur, denen man von hier an begegnet, sind nun nicht mehr ein allgemeiner Ausdruck wie die Werke des Mittelalters, sondern mehr oder minder Schulen.

Die Hauptwege, welche diese Verzweiflung einschlägt, sind: der Humanismus, der zu den alten Völkern flüchtet, und von dort einen neuen Inhalt des höheren Lebens zu gewinnen denkt. Wenn auch geschult in der Scholastik, wie sie oben verlassen wurde, wendet er sich doch von ihr, welche stets zum Hauptthema die Kirche behielt, offner oder versteckter sagt er sich los von dieser Kirche, und sucht sein höheres Leben in ganz anderem Kreise.

Zweitens der Mysticismus, welcher sich in die eigene Seele rettet, und aus den Tiefen derselben die verloren gegangene Kirche aufzubauen trachtet. Diese innere Mystik, welche dem zurückgezogenen deutschen Geiste wohl am Nächsten stand, und reichlichst jenes unübertroffene innerliche Wesen der Deutschen zu der heutigen anerkannten Größe gefördert hat, schloß sich nicht so unbedingt, wie es oft den Anschein nimmt, an die bestehende Kirche. Orientalisch-christliche und kabbalistische Mystik gewann großen Einfluß auf sie, und so ging sie in eine dritte Bahn über, in die naturalistische Mystik und Philosophie, aus welcher in späterem Verlauf die Naturphilosophie sich entwickelte.

Auf diesen Bahnen rollte die neue Prosa durch einander, welche eine neue poetische Gemeinschaft zu gründen suchte, und zunächst in eine große faktische Revolution unter Anführung Luthers ausbrach.

Die humanistische Philosophie, die Betreibung der Humaniora im Gegensatze zum blos Theologischen, läßt man gewöhnlich von Zerstörung des oströmischen Reiches durch die Türken angeregt werden. Das an der Scholastik aufgeregte Treiben, welchem die blos formelle Spielerei nicht mehr zusagte, ergriff diese politische Neuigkeit: daß viele gelehrte Griechen aus der Heimath vertrieben, nach Italien geflüchtet seien und bewundernswerthe griechische Bildung mitgebracht hätten. Diese, Chrysolorus, Gemistios, Bessarion, Theodor Gaza, Moschopolos, Argyropolos, Laskaris, Chalkondias und wie sie weiter heißen, waren durchaus keine ausgezeichneten Geister, aber sie waren die lebendigen Erben einer blühenden Kultur, man empfing sie in Italien wie Apostel; in den Gärten der Medici zu Florenz

begann das neue athenienſiſche Leben, wo man gemächlich wandelte und disputirte. Ja, ſelbſt im Vatican nahm man ſie auf, und ſpeiſ'te und ehrte ſie hoch, dieſe Fremdlinge, welche von ihren Kleidern jenen Staub ſchüttelten, wodurch der Vatican verödet wurde. Man war in Italien durchaus unbefangener, die Kirche war dort zu Hauſe, und ließ ſich heitrer gewähren. Dieſe ſogenannte Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften, um welche ſich der Humanismus ſchaarte, war beſonders das Werk Italiens — faſt immer gräbt ſich in der Geſchichte jedes Inſtitut eigenhändig ſein Grab. Die berühmten Dichter Italiens im vierzehnten Jahrhunderte, Dante, Petrarca und Boccaccio hatten alle drei lebhaft für Einführung des klaſſiſchen Studiums gewirkt, die italieniſchen Klöſter, beſonders die Benediktiner, öffneten freundlich die alten Schränke, worin die griechiſchen Handſchriften in Staub und Spinngeweb ſchlummerten, die Päbſte lächelten gnädig dazu, und bedienten ſich für den Hausgebrauch und die anmuthige Unterhaltung ſehr gern dieſer neueroberten Kultur. Die Mönche, die eigentlichen Krieger der Kirche, waren weitſichtiger, ſie ſchrieen auf, ſie trugen auf Bann und Strafe an für Leute wie Laurentius Valla, der gutes Latein ſchrieb, und die profane Kritik an die Tradition legte, für Reuchlin, welcher ſagte, es ſei nicht nöthig, hebräiſche Bücher zu verbrennen; aber die Päbſte lächelten dazu nach wie vor, und verwieſen die ungeleckten Mönche zur Ruhe.

Der deutſche Humaniſt zog auf die italieniſche Univerſität, bis er ſelbſt auf der eigenen lehren konnte. Unſere vorzüglichſten Namen aus jener Zeit und Richtung ſind: Rudolph Lange, Johann von Dalberg, Rudolph Agricola, Johann Reuchlin, Conrad Celtes, Erasmus Rotterdamus, Wilibald Pirkheimer. Niclas von Wyle, Stadtſchreiber von Eßlingen, wird jetzt mit genannt, der als Verdollmetſcher des neu gelehrten Felix Hemmerlein aus Zürich zur Verbreitung des neuen Geſchmackes beigetragen habe. Er hat auch aus des berühmten Aeneas Sylvius Schriften überſetzt, welcher die ſtarre Altmode der Deutſchen verſpottete, aus Petrark, aus Poggio, die eben ſo auf anderen Geſchmack drangen.

Aus dieſer Bewegung entwickelte ſich ein von allem bisherigen total verſchiedenes Leben, was in Herbeiſchaffung neuer

Elemente und Stoffe ganz unberechenbar auf die deutsche Anschauung eingewirkt hat. Im Verlaufe der Zeit bildete sich als förmlicher Stand aus dieser neuen Thätigkeit die Philologie, welche bekanntlich auf den Irrweg gerieth, die Beschäftigung mit den alten Klassikern, dies Mittel zu einem neuen Kulturbewußtsein, in den Zweck selbst zu verwandeln, und sich in Partikularität und Unersprießlichkeit zu verlieren.

Aber auch der rein bleibende Versuch, vehement eine weit abliegende Welt zum Dogma unsers Lebens zu machen, eröffnet ein weites Feld des Bedenkens. Im Grunde war es nur ein zweites Beginnen, uns mit einer fremden Seele zu beleben, wie es das Mittelalter mit der römischen Kirche an uns gethan. Man behandelte uns dabei noch mehr wie einen Automaten, dem ein beliebiger Charakter eingeblasen wird, denn die römisch-christliche Entwickelung war doch am Ende langsamer, verwandter und natürlicher.

Aber ein erschöpfendes Urtheil über diesen Haupteinschnitt unseres Lebens machte eine ausführliche Kulturphilosophie nöthig, und für den vorliegenden Zweck ist nur die Erscheinung in's Licht zu stellen. Jenes Bild liegt vor Augen: wie eine aus ganz anderen Lokal- und Geschichtsverhältnissen entstandene Kultur, gleich der griechischen, plötzlich und gewaltsam auf deutsche Denkweise und Zustände gepfropft wird, wie daraus die verwirrendsten Verlangnisse gezeitigt werden, welche heutiges Tags noch keineswegs ausgeglichen sind. Denn aus einer klimatisch überreichen Welt, aus einer republikanischen Staatswelt kleiner Staaten in unsere Zustände übertragen, in das schlechte Wetter deutscher Wälder und des deutschen Reiches gebracht, mußte dies neue Leben die wunderlichste Gährung bewirken. So haben wir denn auch noch heute die Schulen und Universitäten, wo die Jugend einer christlichen Monarchie harmlos in den Begriffen einer heidnischen Republik auferzogen wird, und wo das Niemand auffällt, wo man sich aber sehr wundert, wenn einmal bei zupassend bewegter Epoche der Uebergang dieser Jugend in's Praktische mancherlei Gegensatz und störrige Bewegung an den Tag bringt.

Ein erschöpfendes Urtheil ist darum so mißlich, weil diese Entwickelung nun einmal eine fest historische, ein unausscheidbarer Bestandtheil unsrer Geschichte geworden ist, und uns selbst

mit aufgenährt hat zum etwanigen Urtheile über sie selbst. Ferner mag nur die Unkenntniß läugnen, daß dieser Einschlag in das deutsche literarische Leben für alle Bildung einen bewundernswerthen Beitrag geliefert, und daß am Ende doch trotz aller philologischen Bemühung das nationale Element auch diese gewaltsame Zuthat verarbeitet und innerlichst bezwungen hat.

Bei alle dem bleibe das Bedenken in steter Rechtskräftigkeit, und zeige sich nur billig, wo eine sich verlierende Nation gleich der unsern im fünfzehnten Jahrhunderte nach Hilfe umhersucht, und zwar eine auswärtige aber doch eine sehr edle und hohe ergreift. Es werde aber schonungslos, wenn ein so kritischer Moment zur immerwährenden Existenz gemacht werden, wenn die organische Entwickelung der Nation fortwährend in fremden Gängelbändern gesucht werden soll. Der kritische Segen, welchen uns die Humanistik aus Griechenland gebracht hat, sei hoch gepriesen, aber die eigene Schöpfung und Weiterzeugung sei uns deshalb nicht gestört. Das wird sie aber, wenn wir bei aller That und bei allem Urtheile nach Athen blicken — in unserer wirklich nationalen Entwickelung müssen wir weiter sein als Athen, oder wir sind nicht werth, eine Nation zu heißen. —

— Diese humanistische Richtung behauptet ihre Stelle in unsrer Literatur mehr durch die große Gedankenwendung, welche sie herbeiführen half, als durch die direkte That oder die Schrift deutscher Sprache. Die Humanisten, welchen die entschiedendste Opposition nicht nur gegen das katholische, sondern gegen das Christenthum überhaupt, nahe lag, und eigen war, traten bei Weitem nicht mit dem nachdrücklichen Muthe heraus, wie es die der Mystik näher stehende Partei that. Es ist bekannt, wie vorsichtig Erasmus von Rotterdam sich bog und wendete, als man von der Reformseite auf seine entschiedene Erklärung drang. Auch schrieben sie meistens lateinisch, sogar der kernhafte Ulrich von Hutten kündigte seine berühmte Schrift „epistolae obscurorum virorum,“ welche obscuren Männer die Pfaffen sind, in fremder Sprache an, und, seine Reime abgerechnet, schrieb er bis zum Jahre 1520 Alles lateinisch. Da erst, als er, der demokratische Ritter, welcher in der Ritterwelt die Reform versuchen wollte, wie Luther in der Bürgerwelt, in die thatsächliche Opposition mit Feder und Schwert getrieben war, da erst gab er seine

„Klag und Vermahnung wider die Gewalt des Pabstes" und seine beißenden Dialoge deutsch. Lag uns jene fremde Sprache schon von der römischen Kirche her bereits wie ein hinderndes Bleigewicht an den Füßen, die Humanisten thaten nichts dagegen, als daß sie dies Gewicht schöner formten und schliffen, das heißt, daß sie ein besseres Latein schrieben, Latein blieb es aber.

Auch darin blieb es wie in der Scholastik, daß Plato und Aristoteles Mittelpunkte der Philosophie blieben, freilich mit dem Unterschiede, daß es sich nicht mehr um eine Rechtfertigung des Christenthums und um ein Zusammenfallen der Philosophie mit demselben handelte. Die Praktischeren unter ihnen, die Physiker und die streng systematischen Metaphysiker hielten sich mehr an Aristoteles. Die Uebrigen zu Plato, dessen Verehrer dem Christenthume stets näher waren.

Aber auch die andern griechischen Schulen fanden ihre Anhänger, wie Justus Lipsius der Stoa, Gassendus dem Epicur huldigte.

Aus all' diesem Suchen und Streiten, welches um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts in Petrus Ramus seine Spitze fand, gebar sich der fessellose Skepticismus und Eklekticismus und das ganze Belieben moderner Welt. Nach diesem regellosen Parke neuerer Geschichte hin ist dieser Geist, welcher sich der Bildung bemächtigt, von größter Bedeutung.

Eine in sich viel kräftigere Natur war die zweite Opposition, der Mysticismus, welcher sich geradeaus als Feind gegen die Scholastik und nebenher auch als Widersacher gegen den Humanismus wandte. Der Humanismus galt den Mystikern für ein eben auch nur äußerliches, formelles Wissen, was in sich zu keinem nothwendigen Inhalte zusammengefaßt sei.

Man nennt die Mystik geistreich eine innere Seite der Scholastik, welche, auf ein geschlossenes Denken verzichtend, den Gott in der Seele und in der Welt unmittelbar zu ergreifen meint. Dadurch aber, daß sie sich ganz der eignen Offenbarung hingiebt, entfernt sie sich eben so von der herrschenden Autorität der Kirche; trachtet indessen mehr als jede andere Opposition nach einem eignen Inhalte. Hierbei an nichts Fremdes sich anschließend, sondern mit Pein und Drang das heraufbeschwörend, was ursprünglich im Charakter und Gemüthe lag, kommt sie einem ächt nationalen

Resultate am Nächsten, und so sehen wir denn die deutsche Tiefsinnigkeit in ihr den großen Proceß beginnen, welcher sich allmählig zu der heutigen Nationalität der Deutschen herausgestaltet, zu einer Nationalität, die auf die eigenste Weise in den tiefsten Denkkreisen herrscht, und ganz Europa darin übertrifft. Für diese große Prosa, welche nach Zerstörung der ersten romantischen Poesie eintritt, schaffen die Mystiker das große Terrain einer reinen Seele herbei, in welcher die Fundamente neuer Poesie aufgebaut werden können. Und für diesen großen Versuch neuer Eroberung bilden sie sich auch treffend die neue Waffe, den vaterländischen Prosaausdruck, welcher so lange Alles in Allem sein muß, bis die Welt wieder einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt ihrer höchsten Bestrebungen aufgefunden hat. Solch ein Mittelpunkt allein ist die Poesie einer Welt.

Wenn jener Mysticismus oft in Pietismus und Frömmelei sich verliert, und den persönlichen Gewinn einer Erhebung oder Vertiefung für das objective Resultat einer neuen Welt und Poesie ausgiebt, so ist das eine natürliche Täuschung; tiefe Gemüther drängen gewaltsam nach einem Dogma, und übersehen in der eignen Thätigkeit leichtlich, daß die Allgemeinheit mehr braucht als einen Inhalt, den jeder Einzelne selbst suchen, schaffen und gestalten muß. Wenn die Schwächeren aus dieser sogenannt frommen Klasse oft zur Empfehlung des Mittelalters flüchten, so ist dies eben so natürlich: sie sehen mit begeistertem Auge so weit, um jene große Einheit des Mittelalters zu erkennen, ihr übersichtiges Auge täuscht sich nur darüber, daß ein breiter, Jahrhunderte tiefer Strom zwischen uns und dem Mittelalter liegt, welcher ein altes und ein neues Bewußtsein unwiederbringlich von einander gerissen hat. Aus solchem Grunde ist diese Frömmigkeit, obwohl sie sich dem noch immer unerreichten Mittelpunkte der modernen Welt leidenschaftlich zuneigt, doch am Weitesten entfernt von dem richtigen historischen Urtheile. Sie sucht und kennt nichts weiter als sich; der Mensch kommt aber nicht eher wieder zu einem poetischen Mittelpunkte, als bis er allen Umkreis einer so weit in's Breite gehenden neuen Existenz kennt, und in dieser Kenntniß zu einem neuen Mittelpunkte zwingt. Die Erkenntniß ist Glaube und Wissen.

Hier ist aber zunächst von großer Wichtigkeit, in welcher

Weise die mystische Opposition sich den Prosaausdruck gebildet habe.

Da ist vor allem Uebrigen mit größter Auszeichnung zu nennen: der Dominikanerordensprediger Johann Tauler, der schon 1361 stirbt, also so frühe schon als erster deutscher Redner sich ein schlichtes, eindringliches Wort bildete.

Hierbei, und was die speciell-historische Entwickelung der Prosa betrifft, giebt das preiswürdige Buch Mundt's, „Kunst der deutschen Prosa" die beste Auskunft. Hat auch das vorliegende Werk eine ganz andere Deutung des Wortes Prosa, als Mundt sie giebt, so wäre doch dessen geistreiche Darstellung des Geschichtlichen davon fast durchgängig in den vorliegenden Kreis aufzunehmen, wenn Plan und Ausdehnung in's Detail damit übereinstimmte. Er nennt Tauler den Minnesänger der Prosa — das spekulative Wesen der Sprache sei besonders durch ihn erweckt worden. „Für die irdischen Abstraktionen der Mystiker, für dieses Verlorensein der Gefühle in die unmittelbare Einheit mit Gott müßte erst eine „Prosa-Diktion geschaffen werden" — denn vielerlei war im dichterischen Ausdruck der Minnesänger, besonders Wolframs, gegeben oder vorbereitet. Es blieb aber noch eine schwere Aufgabe, diese Metaphysik des Herzens in den predigenden, beweisenden Verstandesausdruck zu bilden. Dessen war Tauler Herr und Anfang.

In dem ersten Versuche solchen Ausdrucks soll er sich noch tief im Schuljargon herumbewegt haben; daraus entsproß aber der unberechenbare Vortheil, daß die Sprache für eine so feine Geistesbewegung technischen Vorrath und nöthigen Waffenschmuck erhielt. Später, als das Rüstzeug überwältigt war, hat er sich einer fortreißenden Begeisterung hingegeben, die Sprache in ein populäres, alle Welt lockendes Bett geworfen und für seine Zuhörer und für sich die größten Wirkungen hervorgebracht. Es wird erzählt, er sei einst von dem Drang und Schwunge seiner Seele so übermannt worden, daß ihn mitten in der Predigt ein unabwendbares Weinen überfallen, und ihn genöthigt habe, die Kanzel zu verlassen. „In diesem Zustande des Außersichseins soll er zwei Jahre verblieben sein." Die Natur der Sache bringt es mit sich, daß man von langem Wahnsinn spricht, an dem er gelitten habe.

Eine noch nicht ganz gelös'te Schwierigkeit ist der Punkt, ob er seine Predigten lateinisch aufgeschrieben und deutsch gehalten habe, oder ob auch in seiner Handschrift schon diese elsassische Mundart verzeichnet gewesen sei, in welcher er sie offenbar vorgetragen hat. Die Literargeschichte hat sich in neuerer Zeit vielfach auch für das deutsche Aufschreiben erklärt.

Der Druck, wie er bis zu uns gekommen, hat natürlich den Weg durch manchen Dialekt gemacht, ehe er aus der Leipziger, Augsburger und Baseler Ausgabe in die hochdeutsche Form eines Frankfurter Satzes vom Jahre 1825 gekommen ist.

Neueste Forschung stellt an Schönheit prosaischer Darstellung den Bruder Berthold noch über Tauler.

Dem Taulerschen Ausdrucke zunächst kommt die Selbstbiographie der Klosterjungfrau Marie Ebnerin, und der mystische Briefwechsel, welchen ihr geistlicher Liebhaber Heinrich von Nördlingen mit ihr geführt hat. Außerdem werden Meister Ekkart, dessen Schriften früher mit Taulers vereinigt erschienen, und Otto von Passau genannt, der 1386 sein „Die vierundzwanzig Alten oder der güldene Thron" herausgab.

Als glänzender Beweis, wie gefüg und ausdrucksvoll die deutsche Sprache schon Ende des vierzehnten Jahrhunderts für eine philosophische Form gewesen sei, wird eine „theosophische Abhandlung" angeführt, deren Verfasser unbekannt ist. Für die Art der Wortbildung darin kann das Wort „seilich" ausgezeichnet werden, ein Adjektiv von „sein," was uns gänzlich verloren ist, wie so vieles aus jener ersten und reichen Formation der Prosa.

Denkmäler jener beginnenden Prosa sind ferner „das puch der Natur" von Cunrat von Megenberg, was um 1390 aus dem Lateinischen übersetzt wurde.

Unter den Chroniken, von denen bereits die Limburgische und Burgundische erwähnt ist, muß noch eine Elsassische und Straßburgische und eine der Eidgenossenschaft genannt werden. Letztere reicht schon in's sechzehnte Jahrhundert herab, und grenzt beinahe an den schon angeführten Weiß-Kunig. Aber eine thüringische von Joh. Rothe um 1430 ist auszuzeichnen, und eine bairische, die Johann Thurmayer's aus Abensberg, davon Aventinus genannt, und unter diesem Namen gewöhnlich citirt.

Indessen erscheint sie doch erst, obwohl früher geschrieben, nach der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts im Ganzen. Von jenem Rothe ist die Legende der heiligen Elisabeth, und in seiner Chronik ist die einzelne Charakteristik schon so reich und interessant ausgedrückt, daß sie des näheren Anblicks sehr verlohnt. Es heißt in einer jungen Sprache so mannigfach, wie folgt: „Dessir Lantgrafe Lodwig waz gar eyn clarer jungir forsse, eyn liplicher jungelnig ꝛc. — dieser Landgraf Ludwig war gar ein klarer, junger Fürst, ein lieblicher Jüngling, und einer ziemenden Wanderung, eines heiligen Lebens. Da er über seine blühende Jugend zu einem vernünftigen Alter kam, da war er zumal gütig gegen einen Jeden, denn ihm leuchteten alle Tugenden ein. Er war von Leibe ein wohlgesicherter Mann, nicht zu lang, noch zu kurz, zumal mit schönen fürstlichen Geberden, in gnädiger Zuversicht; sein Ansehn war fröhlich, sein Antlitz säuberlich, und es war Niemand, der ihn sah, er wurde ihm günstig. Er war schamhaft mit seinen Worten, züchtig mit seinen Geberden, reinlich und keusch mit seinem Leibe, wahrhaftig mit seiner Rede, getreu in seiner Freundschaft, fürstlich in seinem Rath und männlich in seiner Widersetzung; vorbedächtig in seinem Geloben, gerecht in seinem Gericht, milde mit seinem Belohnen, und was man Tugenden nennen kann, das gebrach ihm nicht.“ —

Eine merkwürdige Probe des raschen Prosawortes, wie es das höhere Verkehrs- und Unterhaltungsleben brauchte, giebt Albrechts von Eybe (Yb — Ybe — Eyb) Ehestandsbuch, was 1472 in Franken geschrieben und gedruckt ward. Es ist sicherlich in diesem Gemisch von heiterer Novelle, drolliger Mahnung und Beispielführung und ernsthafter Lehre viel Zusammengetragenes, sogar von Boccaz ist direkt entlehnt aus jenen kleinen Geschichten, die in ihrer Naivetät oft so trivial wären, hauchte nicht ein ironischer Schalk darüber hin. In Eybe's junger füllenartiger Sprache tappt das noch wunderlicher an uns vorüber. Er war Kämmerling des Aeneas Sylvius, da dieser Pabst wurde, und mit diesem, der eine heitre Geschichte höchlich liebte, in dem neuen Geschmacksdrange der Neugriechen und Italiener keineswegs unerfahren.

Ernsthaft ausgebildet ist dieses plumpe und naive Durcheinander in den Predigten, welche Johann Geyler von Kai-

fersberg 1498 über Brant's Narrenschiff zu Straßburg gehalten hat. Es sind deren 110, die, lateinisch entworfen, zuerst auch, 1510, lateinisch gedruckt wurden, zehn Jahre darauf aber auch deutsch herausgegeben sind.

Außer vielerlei Uebersetzungen und Reisebeschreibungen, die jetzt in deutscher Sprache auftraten, sind schließlich noch zu nennen: Ordensstatuten in deutscher Sprache, wobei sich wieder ein Denkmal des Mysticismus auszeichnet, welcher in eine „Brüderschaft der Jünger der ewigen Weisheit" zusammengetreten war. Die Regel dieser Brüderschaft noch vom Jahre 1418 ist erhalten.

Endlich, ein deutsches Büchlein, was sich schon dicht an die Schwelle der Reformation legt, von Luther sehr geschätzt und gelesen wurde, und was ihm das Liebste war außer Bibel und Augustin „die deutsche Theologie," wahrscheinlich von einem Frankfurter Geistlichen verfaßt. —

So viel also und die deutsche Reichskanzlei lag vor, und daraus schuf Luthers Genius eine granitfeste deutsche Prosa, die heute noch steht, heute noch große Schönheiten hat, und heute noch verstanden wird.

sersberg 1498 über Brants Narrenschiff zu Straßburg gehalten hat. Es sind deren 110, die, lateinisch entworfen, zuerst 1510 lateinisch gedruckt wurden, zwei Jahre darauf aber auch deutsch herausgegeben sind.

Außer einzelnen Uebersetzungen und Reisebeschreibungen, die jetzt in deutscher Sprache auftreten, sind schließlich auch zu nennen Ordensregeln in deutscher Sprache, wobei sich wieder ein Denkmal des Mysticismus auszeichnet, welcher in eine „Brüderschaft der Jünger der ewigen Weisheit" zusammengetreten war. Die Regel dieser Brüderschaft noch vom Jahre 1418 ist erhalten.

Endlich, ein deutsches Büchlein, was sich schon nicht an die Schwelle der Reformation legt, von Luther sehr geschätzt und gelesen wurde, und was ihm das Liebste war außer Bibel und Augustin „die deutsche Theologie," wahrscheinlich von einem Frankfurter Deutschordenspriester. —

So stand also und die deutsche Predigtweise lag vor, und durch sie schuf Luthers Genie eine gewaltige deutsche Prosa, die seinerzeit sehr, heute noch große Schönheiten hat, und heute noch verstanden wird.

IV.

Das Neuhochdeutsche.

15.

Die Reformation.

Dr. Luther.

Durch diesen Mann erfüllt es sich zur krachenden That, was so lange umhergeschlichen und in einzelnen Symptomen zu Tage gebrochen war, es erfüllt sich, daß alle romantische Entwickelung von Hause aus nicht ihren ganzen Umfang ergriffen und zusammengerafft hatte, wie in dem Vorliegenden vielfach angedeutet ist. Ein neues Zeitalter beginnt, eine schwere Rache für den Mangel organischen Wachsthums, das Zeitalter der Revolution, wo sich der Fortschritt nicht mehr wohlthätig und naturgemäß bildet, sondern in erschütternden Stößen nur gewaltsam eintritt.

Es ist sehr kurzsichtig, alle die revolutionairen Rücke neuerer Zeit nur auf die französische Revolution zurückzuführen. Sie ist nur ein näherer Anlaß, und sie brach so brutal zu Tage, weil der erste Ausbruch aller Revolution zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts in Frankreich so wenig zum Durchbruche kam. Daß er in Deutschland so tief, so scharf und so erschütternd gefochten wurde, das hat den Grund gelegt zu innerer, geistiger Ueberlegenheit unsers Vaterlandes den übrigen Staaten Europa's gegenüber, und diese tiefe Vorbereitung, diese bei uns nach dem

Innerlichsten eingearbeitete Revolution hat uns in neuerer Zeit von der radikal tumultuarischen Bewegung Europa's fern gehalten. Ueber eine solche waren wir durch die Lutherische Zeit hinaus, bei uns handelte es sich nur um Nüancen seit dem sechzehnten Jahrhunderte, während besonders Frankreich noch im achtzehnten Jahrhundert aus dem Groben nachholte.

An diesen Punkt hätte sich auch jener Patriotismus zu schließen gehabt, welcher im überschwenglichen Lobe seiner Nation auch seine einzige Wesenheit sucht, jener Patriotismus, der unter den Tugenden eines Mannes hervorhebt, daß er auch ein Deutscher gewesen sei. Mit der Reformation gelingt es uns zum ersten Male, eine gesetzgeberische, erste Stellung Europa's einzunehmen, die bis dahin nur in den Ghibellinenkämpfen ohne schlagenden Erfolg versucht worden war. In allem Uebrigen waren wir, gewiß großentheils der äußeren Verhältnisse halber, keineswegs ein tonangebendes Volk gewesen. Unser heilig-römisch-deutsches Reich war eine hohe Idee, die als solche den ersten Rang in Europa einnehmen konnte, aber sie blieb ein Ideal, dessen man sich nicht zu bemächtigen, viel weniger gar zu versichern wußte. Dagegen war die geistige Schöpfung offenbar in Italien, in Frankreich und in England. Für dichterische Stoffe hat sich uns Frankreich als Hauptsitz bewiesen; mag dies durch Ansiedelung der Normannen, oder durch sonst glückliches Zusammentreffen von Völkerschaften erzeugt sein, die Ursache mag den beschränkten Patriotismus trösten, das Resultat bleibt dasselbe. Die große Krisis des romantischen Geistes, welche in der Scholastik heraustrat, sie hat ihren Hauptsitz in Frankreich gehabt, die Pariser Universität wurde der Kopf Europa's, und die italienischen Mönche waren die geistreichen Stifter der großen Schulen.

Als sich die frühe Königsgewalt in Frankreich befestigt und Deutschland den Ghibellinenkampf völlig verloren hatte, da gab's auch keine Frage mehr um das materiell-politische Uebergewicht; die deutsche Reichsarmee ward die Mutter derjenigen, gegen welche Friedrich der Große bei Roßbach ritt, und Frankreich sprang mit den Päbsten in der That viel wirksamer um, als Deutschland dem Principe nach.

Jetzt aber mit der großen Reformbewegung, welche plötzlich eine alte und eine neue Geschichte aus einander bricht, jetzt bleibt

Frankreich viele Jahresreisen zurück in dem, was wir erobern, und wohinein sich die edlere deutsche Nationalität ausbildet. Diese deutsche Nationalität ist der wirklich unabhängige Gedanke, der selbstverläugnend-gerecht wägende Sinn, der erhabene und nach allen Seiten wirklich durchgefurchte Bildungstrieb, mit einem Worte: der tiefste Adel eines reich gebildeten und doch unbefangenen Herzens.

Mag sich ein anderes Volk daneben auf straffe, politische Macht berufen und straff-politischen Sinn, der Deutsche wird dies anerkennen und die daraus fließenden Vortheile würdigen, aber er wird doch auch seine Genugthuung lebhaft dabei empfinden, daß er in anderem und höherem Bereiche die stolzeste Stellung habe.

Sie, diese eigentliche Blüthe deutscher Nationalität, datirt von der Zeit Luthers, von dem großen Momente an, wo die gesunde Meinung eines deutschen Herzens siegreich stehen blieb, einer Millionenschaar von Feinden gegenüber, welche Waffen und Hilfsmittel der ganzen Welt hatte. Jener im Kurzen erwachsene Gedanke Luther's war mächtiger als die Welt, und ein solcher Gedanke ist das eigentliche deutsche Wappen, in ihm beruht unser Vorzug und unsere Kraft; ebenso unbestechlich wie Dr. Luther, ebenso opferbereit wie er, ebenso objektiv-schonungslos und menschlich-mild wie Melanchthon, dies ist deutsche Nationalität geworden von bester Art.

Luther's Bedeutung ist damit nicht erschöpft, daß man von seiner Opposition gegen die römisch-katholische Kirche spricht; um diese Opposition drängte sich eine Konsequenz hoch wie Gebirg, unergründlich wie das Meer, eine Konsequenz, über die nach dreihundert Jahren noch kein Dogma Meister geworden ist.

Bis zum Punkte dieser großen Revolution war alle Welt gebannt in ein weitläufiges, theilweise prächtiges Klostergebäude; was in den geheimsten, dunkelsten Winkeln geschah, Gutes oder Böses, das geschah in Bezug auf den Mittelpunkt dieses geschlossenen Aufenthaltes, in Bezug auf die geheimnißvolle, wunderbare Kirche und deren Oberhaupt. Die dreifache Krone dieses Oberhauptes streckte der Riesenarm Gottes selbst aus den Wolken, der Pabst war der kleine Gott, der Statthalter Christi, er hatte alle Aemter und alle Strafe zu vergeben im Himmel und auf

Erden. Wohl gingen mancherlei Thüren und Thore hinaus in die ewige, nicht besiegte Welt, aber wenn man hinaussah, so schützte ein Ave Maria vor Täuschung und Ansteckung, oder wenn gar Einzelne sich selbst hinauswagten, so geschah es auf geweihtem Thiere, und ein frommer Geistlicher ging nebenher, besiegte durch die Formel des Exorcismus jeden möglichen Teufel, und war eine unbesiegbare Eskorte. Das große, in getriebener Goldarbeit prangende Thor, welches zur Himmelskanzlei selber des Pabstthums führte, das ward nie geöffnet, die goldenen Schlüssel St. Petri durfte Niemand entweihen.

Jetzt geschah der Frevel: ein deutscher Mönch griff an die Schlüssel, knarrend öffneten sich die großen Thürflügel, sehet her, schrie der Mönch, da ist eitel Moder und Unrath, man sah, man schrie, und ehe man sich erholt hatte, warf der zornige Bruder Martin die schweren Thüren zu. Dieser Schall dröhnt noch durch die Jahrhunderte herab.

Außerhalb jenes geweihten und gebannten Umkreises fand sich die neue Welt, tausend Wege lagen offen, Thäler, Wälder und Berge winkten, man war frei, aber man hatte keinen Führer als sich selbst, keinen Schutz als sein Gewissen.

So entstand die Moralität, die tausendfache Meinung, das Recht der Einzelnen, die Zerrissenheit, die stete Bewegung, die Revolution mit all der tausendfältigen Eigenmächtigkeit, eignen Erfindung und dem tausendfaltigen eignen Gesetze, so wie das Alles auftritt, das Leben bereichert, die Menschen unglücklich macht und immer breiter und breiter sich ergießend an einem zusammenfassenden Glauben verzweifelt. Der Starke freut sich der in Progression wuchernden Mannigfaltigkeit, der freien, ewigen Blicke, welche die Menschheit fast nur in solchen Epochen gewinnt, der Schwache klagt, ihm fehlt der Anhalt zum Leben und zum Sterben, die Besseren suchen eine Gemeinschaft, die Gemeinschaft wächs't ihnen über den Kopf, erstarrt, bleibt zurück, schadet; die Schlechten bilden den Egoismus zu einem Systeme, denn jedes System gebietet Achtung in einer neu gebärenden Zeit, die Summe der neuen Welt flüchtet sich in ein höheres Bildungsbewußtsein, Genie's maßen sich an, raffen das Lose zusammen, segnen durch eine aufräumende Fassung, und werden vom ewig geschäftigen Drange nach Neuem und Besserem verschlungen.

Kurz, die Einheit ist hingegeben, der Reichthum gewonnen, und der Messias wird erwartet, welcher den Reichthum zu einer festen Poesie einige, ohne Wesentliches zu verlieren.

Dies sind die Streiche, welche den Zustand bezeichnen, da Luther einen Theil der Menschheit aus dem geschlossenen Bereiche der römisch-katholischen Welt in's Freie führte. Dieser Zustand, der immer breiter, reicher und tiefer angeschwollen ist, liegt heute noch da, die Einzeln-Revolutionen in Kirche, Staat, Wissenschaft, Kunstsitte haben die allgemeine Revolution in die verschiedensten Stadien gebracht; was von römisch-katholischer Welt zu Anfange in fester Abgeschlossenheit des Glaubens übrig blieb, das ist von anderer Seite dem umgestaltenden Drange verfallen, das mittelalterliche Bewußtsein der romantischen Welt findet sich heute nirgends mehr, und eben so wenig ist irgendwo ein höherer Abschluß des Dranges gewonnen. Die Welt geht vom sechzehnten Jahrhunderte an in die Vielfältigkeit der Prosa über, wie solche mit Zusammenbruche des Mittelalters vorbereitet war, nur einzelne Genies, wie Shakespeare finden dafür eine poetische Sammlung, und die deutsche Nation wird auf eine eigenthümliche Weise gesegnet. Ihr Ausdruck nämlich bildet sich zu einer Klassicität durch, welche für die verschiedenartigste Bildung eine gemeinsame Harmonie erreicht. In Ermangelung einer tieferen Einigung nennt man dies Uebereinkommen im Ausdrucke eine Klassicität, und erhält darin vortreffliche Beiträge zu einer einstigen Einheit.

Folgerichtig geht ein Genie der Deutschen noch einen Schritt weiter: Goethe einigt allen umherschweifenden Geist der revolutionairen Epoche unter ein Schönheitsgesetz des Verhältnisses. Damit ist für die schöne Literatur im Speciellen ein einstweiliger Mittelpunkt gerettet; und Hegel erobert in sublimster Arbeit ebenso für alle Wissenschaftlichkeit ein Verhältnißgesetz der Denkthätigkeit. Diese formelle Rettung durch zwei große Deutsche ist die einzige höhere Gemeinsamkeit, welche seit dem Sturze des Mittelalters gelungen ist.

Man sage nicht, daß Luther keine Ahnung gehabt von dem weit zerspaltenden Schlage, zu dem sein Arm aushob, Luther zögerte, Luther schrieb dem Pabste mehrmals, wie er es nur auf Einzelnes absehe, Luther als Bruder Martin hätte lieber die Dinge geschehen lassen, als sie zu schaffen, aber der Dr. Luther

ward durch die Verhältnisse und durch die ihm einwohnende geniale Thatkraft von einer welthistorischen Geistesmacht gezwungen, er mußte den schweren Arm zerschmetternd gebrauchen, er mußte mit seiner Donnerstimme dazu rufen: stirb Mittelalter! brich altes Weltband, bis Dich ein Gott wieder zusammenfügt!

Die übrigen Völker Europa's haben es noch immer nicht genug gewürdigt, welch eine riesenhafte Bedeutung auch für sie der Dr. Luther hat. Die Engländer sprechen von Wikleff, die Franzosen von den Albigensern und Waldensern, von Calvin, die Italiener von Arnold von Brescia, von Savonarola, welche alle früher das Reformbanner erhoben hätten, und im besten Falle deuten sie auf Huß, den Böhmen — aber was sind wir mit aller Kraft, wenn wir nicht auf den Punkt treten, welcher allein der rechte ist! Dies eben nennt man den welthistorischen Stempel: Luther fand einen verbrannten Huß, dessen Asche brennende Kriege erweckt hatte, er fand einen Mysticismus, einen Humanismus, welche das Bewußtsein der Zeit anders gewendet, er fand einen neuen Welttheil, einen Seeweg um's Kap, zwei Dinge, welche alles frühere Wissen verspottet hatten, er fand einen schwelgerischen, leichtsinnigen, geschmackvollen Pabst, der nichts mehr von der alten Energie des Vatikan's besaß, von dem man erzählte, daß er selbst nicht an's Christenthum glaube, in Italien hatte ein Pomponazzo ungestraft gelehrt, die Fortdauer nach dem Tode sei etwas sehr Zweifelhaftes; er fand für diese morsch gemachte Welt jene Kunst, die von vornherein den Frommen für ein Werk des Teufels, für eine schwarze Kunst gegolten hatte, den Bücherdruck, dies Alles fand er, darin lag seine historische Bestimmung, daß nun jeder Schlag traf und brach.

Und daß er zögernd schlug, gab seinen Schlägen dies nachhaltige Gewicht.

Es ist nun direkt — literar-historische Aufgabe, zu sehen, in welcher Weise der Gedankenausdruck vorhergehender Zeit zu Luther Eingang und Aufnahme gefunden hatte.

Der Kern von Luther's Wesen hatte seine Hauptnahrung vom Mysticismus seiner Zeit — damit darf ein weichlicher Pietismus nicht verwechselt werden, der in kläglichem Kopfhängen sich äußert, nein, jener gesunde Mysticismus, welcher von einem starken Herzen zur Verbindung und Gemeinschaft mit Gott ge-

trieben wird, und welcher mit einem klaren Geiste auffaßt, was sich dabei in seinem Herzen ereignet. Ein strenger, tiefer Drang zu Gott war von früh auf in dem kleinen Martin. Er stammte aus einer ehrlichen Bauernfamilie, sein Vater, scharfen Schrots und Kornes, wie das Erdreich, was er im Bergwerke bearbeitete, wollte einen Juristen aus ihm haben. Die Handthierung ließ sich gut an, und später ist der Alte sogar Hüttenherr und Rathsmann in Mansfeld, eine von jenen knorrigen Naturen, die sich mit Gottesfurcht geradeaus bewegen in der Welt und vorwärts kommen. Dies väterliche Element im jungen Luther hat später die Reformation durchgesetzt, es war das trotzige, energische. Was er von seiner Mutter erhielt, das hat die Reformation geboren. Es war die Sehnsucht des geistlichen Herzens, der fromme Furchtschauer vor dem Ewigen, der Drang nach einer nächsten Verbindung mit Gott — und diesen Theil seines Wesens sieht man lange vorherrschend in ihm; er öffnete ihm bei größerer Reife auch Ohr und Auge für den kräftigen Mysticismus jener Zeit. Zu Eisenach, wo er auf der Schule war, drückte sich dieser mütterliche Zug schon so sichtbar aus, daß er, ein kleiner Currentschüler, durch sein inniges Beten und Singen eine fromme Matrone zur herzlichsten Andacht erbaute. Sie rief ihn oft noch allein zurück, und beschenkte ihn. Als er später in Erfurt studirt hatte, und schon als Magister über des Aristoteles Physik und Ethik las, erschlug der Blitz neben ihm einen Freund; da erhob sich mit überwiegender Macht die alte Gottesfurcht, der Drang nach nächster Vereinigung, er rannte noch in der Julinacht zum Augustinerkloster hin, zog an der Glocke, verlangte Einlaß und Schutz im Schooße der Kirche. Sein Vater, der alte Hans Luther, war durchaus dagegen, denn er kannte und liebte nur eine thätige Existenz, alle Freunde riethen ab, aber Martin bewies seinen festen Willen, er ward Mönch und Priester.

Und wirklich hatte sein Vater so weit Recht gehabt: das thatlose, beschauliche Wesen reichte dem straffen Bergmanssohne nicht aus, umsonst hatte ihm der Humanismus die Klassiker gegeben, daraus wuchs ihm nichts Lebendiges, umsonst stürzte er sich anhaltend in die Scheingefechte der Scholastiker, das weckte ihm keinen Muth; schwerer Trübsinn lag auf ihm, und das herkömmliche Gebet befreite ihn nicht. Da gerieth er auf des

Augustinus Schriften, eine Neigung, welche seiner späteren Kirche nur zu tiefe Spuren eingedrückt hat, und endlich kamen ihm die Schriften der Mystiker zu. Sie labten und festigten ihn, eine eigene Welt zu seinem Gotte erwuchs in ihm, und eben weil sie eigen war, hielt sie ihm so kräftig Stand in den späteren Stürmen, und half ihm für alle übrige Menschheit eine ganz neue Welt beginnen. Nichts Aeußerliches hilft, sagte er damals, nur das eigenste innerliche Sein und Glauben.

So kam er nach Wittenberg und begann zu predigen, so machte er in Geschäften seines Ordens 1511 eine Reise nach Rom. Diese Reise, wo er die Welt sah, öffnet einen tiefen Blick in seine Seele: nicht das klassische Rom mit seinen klassischen Denkmälern gewann auch nur im Geringsten seine Aufmerksamkeit, spurlos also war das humanistisch-klassische Studium an ihm vorübergegangen; nur die Kirche, Rom als Christi Sitz der Kirche war für ihn da, in diesem Sinne sank er auf den Boden, als er die Stadt erblickte, in diesem Sinne sah er Rom, und lebte als zerknirschter Mönch allda. Keine Erinnerung brachte er mit nach Wittenberg, als die schmerzliche, daß der Klerus ohne Gottesfurcht lebte, und ganz in seiner eigenen, selbstständigen, ursprünglich aus dem Herzen gebornen Frömmigkeit ging er an sein geistliches Geschäft.

So brach aus seinem kräftigen Mysticismus die Opposition, in welcher er die Reform begann. Nicht im Entferntesten beabsichtigte er eine so große, noch weniger eine so totale Umwandelung der Welt; wenn sich hie und da eine große Konsequenz öffnete, so trat er scheu und ehrerbietig zurück, es entsetzten ihn die frechen Klüfte, welche sich hie und da vor seinem eigenen Worte aufrissen. Allerdings kam ihm jetzt, mitten in der praktischen Thätigkeit, die felsbrechende Energie seines Vaters, in der That selbst war er gewaltig und schonungslos, aber das Princip sänftigte er stets, so weit es irgend anging, die Ahnung lag ihm tief in der Seele, daß es sich um das Auseinanderreißen einer ganzen Welt handelte, und daß ihm alle Macht gebreche, dem losgerissenen Theile ein nach allen Beziehungen erfülltes und geregeltes Leben zu verleihen.

Diese schwere Ahnung schwankte durch sein ganzes Werk, und erhielt ihr Siegel in dem beschränkenden Abschlusse desselben. Dem scholastischen Kardinallegaten Cajetanus in Augsburg

gegenüber, der die herkömmliche Form streng aufstellte, war er unbeugsam, und „erschüttert von dieser deutschen Bestie mit tiefsinnigen Augen und Spekulationen im Kopfe" wollte dieser ihn als einen Ketzer fesseln lassen. Aber gegen den sanften Kämmerling des Pabstes, gegen Miltitz, der ihm zu Altenburg die entsetzliche Spaltung der Welt vor Augen führte, die bei solchem Beginnen entstände, gegen den war er sanft und nachgiebig. Da schrieb er einen neuen demüthigen Brief an den Pabst, und versicherte, daß er die römische Kirche selbst nie antasten gewollt.

Eck aber trat frech in der Leipziger Pleißenburg auf, der harte Kern Luther's ward unsanft berührt, der Sohn seines Vaters richtete sich wieder auf, das Bedenken ward weggeschleudert, die Scheu verschwand, er nannte das Pabstthum ein teuflisch Institut, nicht lange darauf erschien das tief revolutionaire Buch „von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche," worin die alte Bildung zerrissen, der Mensch frei, nur seinem eigenen Glauben unterthan hingestellt, und mit donnerndem Nachdrucke die neue Welt angekündigt wird, die moderne, wo jeder Einzelne auf sich beruht, sich zu helfen, sich zu vernichten hat. —

Und solche wunderbare Schwankung, die dem frommen Herzen und dem göttlich begabten historischen Blicke Luther's so große Ehre macht, kam noch öfter wieder, noch einmal trat ihn Miltiz an, noch einmal schrieb er sanfter, beschränkender mitten aus dem Mysticismus heraus eine Schrift über „die christliche Freiheit" und sandte sie mit einem gutmüthigen, wohlwollenden Briefe an den Pabst Leo. Und dieser Leo X., der weltlich geartete Mediceer, las so wenig historische Dreistigkeit aus diesem Briefe heraus, den Luther aus seiner mütterlichen Richtung geschrieben, daß er all' das Wesen nur für ein Gezänk deutscher Mönche hielt, und von Luther sagte, daß dieser Augustiner ein tüchtiges Talent besitze.

Es blühte zur damaligen Zeit die heiterste Kunstperiode in Rom, Perugino, Francesco Francia, Raphael malten. Der letztere feierte noch die große poetische Idee der Welteinheit durch die Kirche in den berühmten Stanzen des Vatikans, man war so in glänzender Heiterkeit, der Glaube versuchte endlich doch theilweise mit einer farbigen Sinnenwelt in eine fröhliche Verbindung zu treten, Raphael malte sogar die Scherze der

olympischen Götter, daß Niemand daran dachte, im fernen kalten Deutschland möge ein Gedanke aufwachen, der alle die schön vernietete und überkleidete Welt zusammenstürzen und zertrümmern könne.

Wie ein ironisches Gesetz der Weltgeschichte stellt es sich oft heraus, daß gerade am Rande des Untergangs dasjenige noch ohne weitere Verbindung aufgegriffen und zu einer Virtuosität ausgebildet wird, was beim Grundgewebe ganz vernachlässigt worden ist: eine Welt hatte sich aufgebaut mit völliger Hintansetzung des Oertlichen und des Materiellen; die Ueberspannung und künstliche Existenz war so von Jugend auf herrschend geworden, Zugeständniß auf Zugeständniß hatte sich dadurch nöthig gemacht; jetzt plötzlich findet dieser verschmähte Theil des Menschen eine blendende Aeußerung, und ein leichtsinniges Haupt jener die Sinnenwelt verdammenden Kirche unterstützt sie. Da wird diese ganze kirchliche Entwickelung geläugnet, noch einmal aufgenommen bei ihrer frühesten apostolischen Jugend, die Kirche, das Bewußtsein der Welt wird auseinander gerissen.

Von diesen Widersprüchen, von dieser feinen Kulturblüthe wußte Dr. Luther nichts, aber er wußte es aus seiner ächten Innerlichkeit, daß das Alles nicht auf einem organischen Wege gesund entwickelt war, er schlug darein, und wollte gern, die Welt möchte sich selbst helfen. Da dies nicht geschah, so that's denn er, so gut er's konnte, und da der Erste eine Autorität ist, so machten es die neben und nach ihm in demselben Kreise, und so entglitt tausendfach eine reiche historische Welt, und Alles ward von Neuem angefangen.

Melanchthon stand neben Luther, er hätte das neue Bewußtsein außerordentlich bereichern können, er hatte eine breitere Bildungswelt, war im Aristoteles geschult, im Humanismus gebildet, ein begünstigter Vetter Reuchlin's. Schon mit 16 Jahren hatte er eine griechische Grammatik herausgegeben, mit 17 Jahren las er Kollegia, mit 21 Jahren kam er nach Wittenberg neben Luther. Aber er war jung, voll Heimweh's nach Schwaben, unterworfen durch die Charakterschwere Luther's, ein fein gebildeter, aber kein schöpferischer Geist, der gegen Mancherlei verwahren, Vieles ausbilden, aber nicht durchgreifend für eine neuzumachende Welt

einwirken konnte. Das lag allein auf Luther's breiten Schultern, er war allein der Mann der That.

Wie fest eingerüttelt in die große historische Stellung er war, davon giebt ein unwiderleglich Zeugniß, daß er wie ein Riese alles das zusammenraffte, was in der damaligen Zeit den Begriff Literatur umschloß, daß er es in Herz und Sinn tief durcheinander arbeitete, es als eine neue Literatur umschloß, und als eine neue Literatur vor die erstaunte Welt hinlegte. Dies beweis't am Deutlichsten, daß jene grandiose Revolution ganz und gar in ihm gefühlt wurde. Sollte die bisherige Welt geläugnet und gründlich umgestaltet werden, so mußte auch ein ganz neuer Ausdruck entstehen, eine neue Sprache mußte geweckt werden, um all das halbe und verwandtschaftliche Wesen völlig zu vernichten, was bisher eine Aenderung an Haupt und Gliedern gehemmt hatte.

Diese Sprache hat Luther im Neuhochdeutschen erschaffen, und sie ist noch heute das Deutsch, was den Grund alles unseres Ausdrucks bildet, und was in seiner reformatorischen Gewalt Alles in sich hineingerissen hat, auch die entschlossensten Gegner. Was die äußere Macht nicht erobern konnte für die moderne Welt, das eroberte die Sprache, so daß viele geistreiche Leute, welche gegen den großen Wendepunkt der Geschichte mit bestem Rechte und Gewissen eifern, an Shakespeare's Julia erinnern. Sie sagt zu Romeo, gieb mir den Kuß zurück, den Du geraubt! und das geschieht, indem sie ihn von Neuem küßt. Oder an Ovid, der seinem Lehrer verspricht, er werde keine Hexameter mehr machen, dies Versprechen aber unversehens wieder in einem Hexameter giebt. — Sie haben gegen Luther gesprochen, aber in Luthers Sprache, die eine Erfindung des modernen Teufels war, den sie austreiben wollten. Dies war der von Luther ausgehende Bann, welcher den päbstlichen vernichtete.

Ob er sie erfunden, wie er sie erfunden habe, die Sprache, darüber ist viel gefragt worden. Alle menschliche Schöpfung in That und Gedanken ist nie etwas Anderes, als daß einzeln Vorhandenes, vielleicht nur verborgen Vorhandenes mit glücklichem Griffe mit einiger Zuthat zu einem Ganzen verbunden wird. Der Mensch schafft nichts Neues aus dem Vollen, oder richtiger gesagt, aus dem Nichts, dies thut nur die Gottheit; der Mensch braucht

Schritte. Die geniale menschliche That ist nur die, das Passende im passenden Augenblicke richtig zu ergreifen, und aneinanderzustellen; je rascher, je sicherer dies geschieht, um so größer wird der Erfolg sein, denn alles Plötzliche überwältigt doppelt, und der Muth dazu ist das Genie, ein Hauch der Gottheit. Darum hat alles Genie in seinem Kreise riesenhaften Muth.

Die Bestandtheile zur neuhochdeutschen Sprache lagen alle da, Jedermann konnte sie zusammensuchen; aber nur Einer hatte den sichern Blick, die schnelle und feste Hand dafür, dieser Eine war Luther. So sagt er einmal auch in seinen Tischreden: „Ich habe keine gewisse, sonderliche, eigene Sprache im Deutschen, sondern brauche der gemeinen deutschen Sprache, daß mich beide, Ober- und Niederländer, verstehen mögen.“

Diese gemeine deutsche Sprache stand allen Uebrigen zu Dienst, sie brauchten bloß Genie dazu, daraus eine neuhochdeutsche Sprache zu machen, so wie der Eine zum Andern sagte: Du brauchst bloß Kaiser zu sein, um über Alles zu herrschen.

Mehr denn vierzehn Male hatte man sich vor ihm sogar an das Hauptbuch, an die Verdeutschung der Bibel gemacht; aber es war nicht gerathen, die seinige galt aller Welt für die erste deutsche Bibelübersetzung, und die allgemeine Stimme giebt sie noch heute dafür aus, obwohl die Bibel in Wahrheit zum Mindesten 14 Male vor ihm übersetzt war.

Wie großartig, wie genial ist der Gedanke, diesen kühnen Versuch einer neuen Sprache sogleich mit der Bibel selbst zu machen, mit diesem gefährlichen Punkte aller damaligen Frage. Es war zu beweisen, ob man das Recht hätte, so mit profaner Hand ohne Weiteres an die Bibel zu gehen, und statt des Beweises gab er ihnen die That selbst in die Hände, eine deutsche Bibel, woraus der Beweis selbst wie ein Sturmwind heraussprang und reinigend und vernichtend über die Welt fegte. Das bescheidene Talent hätte seinen Versuch mit einer neuen Sprache an Exercitien gemacht, wo nichts verdorben werden könnte, um so eine Vorbereitung zu gewinnen; das Genie antwortete sogleich mit dem Vorwurfe selber, nur war dem Vorwurfe in aller Eil die Zunge gelös't zu einer neuen Sprache, so gut es die geringen Hilfsmittel dafür zuließen. Das war der Schlag; nachhelfen konnte man noch, Sylbenstecher hat's alle Wege gegeben, Leute,

die nach dem Ganzen greifen, immer wenige. Als er aus Worms eilte, wo er vor Kaiser und Reich gestanden, deutsch und lateinisch sich vertheidigt hatte, da ließ ihn bekanntlich der Kurfürst von Sachsen im Walde greifen, und als den Junker Georg oder Jürge auf die Wartburg bringen. In jenem Frühjahre 1521 dachte alle Welt, mit dem jungen, muthigen Doktor sei's vorbei, man hätte ihm den Garaus gemacht, sie schüttelten die Köpfe und raunten sich zu: daraus hätte vielleicht was werden können. — Dort auf der Wartburg aber legte Luther die rechten und nöthigen Steine aufeinander, daß etwas daraus würde, dort begann er die Bibelübersetzung. In ihr, in diesem literarischen Mittelpunkte einer neuen Zeit, lag auch der Mittelpunkt seines Reform-Unternehmens, seiner neuen Welt. Und so haben wir hier einmal den so seltnen Moment in der Geschichte, daß ein Ausdruck der Literatur alles Wohl und Wehe einer weltgeschichtlichen Epoche unmittelbar, augenblicklich und ewig in sich schließt.

Die deutsche Bibelübersetzung war die Armee der Reformation.

Er zögerte nicht mit Exercitien; nebenher warf er Proben hinab in die Welt, bei denen er vom Uebersetzen ausruhte, und seinem persönlichen Geiste Worte gab, Proben gegen Ohrenbeichte, Todtenmesse, Klostergelübde, welche unter dem Sturmwinde, der sie trieb, nicht wie Proben und exercitienhafte Broschüren aussahen, sondern wie Vorposten eines wohlbewaffneten neuen Sprachheeres. Daran erkannte man damals in Deutschland, daß Luther noch leben müsse, denn diese neue Sprache redete nur er in solcher Macht.

Als Karlstadt und die Zwickauer Propheten seiner Vorstellung nach zu munter wurden, fuhr der Junker Georg herab von der Wartburg im Frühjahre 1522, ritt und fuhr durch Thüringen, die neue Arbeit, das deutsche Manuscript des Neuen Testamentes, wohlverwahrt bei sich führend, schrieb in der Herberge des kleinen Städtchens Borne, was in der Nähe von Leipzig liegt, einen gewaltigen Brief an den Kurfürsten, darüber, daß er sich nicht länger verstecken dürfe, zog die Junkerjacke aus, erschien wieder auf der Kanzel zu Wittenberg, predigte eine Woche lang jeden Tag, setzte sich hin mit Melanchthon, ging noch einmal Wort für Wort die Uebersetzung durch, und gab sie dann in Druck.

Ebenso rasch und unabläßig machte er sich an's alte Testament, im Jahre 1534 war die ganze Bibel übersetzt und gedruckt, und erfüllte ihre große Aufgabe des Augenblicks. Mochte auch im Einzelnen selbst mit der damaligen Kenntniß Mancherlei noch zu verbessern sein, was Luther sehr wohl wußte; der Moment heischte das Heraustreten der That, und dafür war er der Mann.

Nun ging er an die nie ruhende Verbesserung, und mit einer ungemessenen Ehrfurcht erkennt man hierbei, was oft ein einziges harmloses Wort, wie es jetzt ungeprüft aus jeglichem Munde rollt, den wackern Luther gekostet hat. Johann Mattheus sterzählt darüber: Der Doctor übersah zuvor die ausgegangene Bibel, und studirte bei Juden und fremder Sprachen Kundigen, auch fragte er bei allen Deutschen nach guten Worten, wie er ihm denn etliche Schöps abstechen ließe, damit ihm ein deutscher Fleischer berichtet, wie man ein jedes am Schaf nennt. Luther selbst sagt: „Ich hab' mich im Dollmetschen der reinen und klaren, deutschen Sprache beflissen, und hab oft vierzehn Tage, ja drei, vier Wochen ein einiges Wort gesucht und gefragt, und es doch bisweilen nicht finden können."

So erschienen stets verbesserte Ausgaben bis noch kurz vor seinem Tode.

Welch ein außerordentliches Moment der deutschen Geschichte in dieser Erfindung einer allgemeinen neuen Schriftsprache lag, das stellt sich gebieterisch dar. Von großer Wichtigkeit war es ferner, wie sie sich gestaltete. Sie zog nämlich einen großen Theil Deutschlands in die mitsprechende, zum Theil vorsprechende Reihe, welcher bis dahin eine ganz untergeordnete Rolle gespielt, das nördliche und östliche Deutschland. Dies drückte der einbrechenden Prosa-Epoche einen tiefen Stempel auf: dieser Theil Deutschlands ist von Hause aus, durch Umgebung und daraus wachsende Sitte, mehr zur nüchternen, klaren Geistesthätigkeit gerichtet, das poetische Wort muß von tiefster, ächtester Wahrheit stammen, wenn es ihn fassen und treiben soll, nichts neigt in ihm zu leichter, schimmernder Illusion. Er also nahm denn auch baar und nüchtern und tüchtig die neue Wendung der Welt auf; was von alter Poesie noch herumflattern mochte, ihn kümmerte es nicht, fest und allein ergriff er den reformirten Glauben, und was in diesem breiten Prosakreise zu thun, was zu ermitteln, zu

ordnen, zu sichten, was vorzubereiten war für die Möglichkeit einer neuen Poesie, das hat der nun herrschende Nordost von Deutschland redlich gethan. Das einzig Mögliche und Nöthige der Prosa hat er wie ein getreuer Diener versehen: er hat den abstrakten Gedanken bei Sonnenaufgang und Untergang gewendet und geklopft, er hat die deutsche Philosophie ausgebildet, welche von jetzt an das Herz deutscher Geistesentwickelung wird. Wen die Liebe verläßt, den nimmt die Bildung auf, so geht es durch's Leben des Einzelnen, wie durch's Leben der Gesammtheiten.

Luther's Heimath und Jugend war der Weg, durch welchen Norddeutschland in die Sprache und somit in die Literatur kam; sein späterer Aufenthalt im tieferen Sachsen zog das östliche Deutschland hinan. Auf den Flächen von Wittenberg ist eine Sprachscheide: durch die Lausitz herab kommen hierher noch die letzten Töne des Schlesischen, Sächsisch-Schlesischen, Obersächsischen; durch die Mark einzelne, letzte Schärfen des Märkischen. Und Luther brachte seine Mansfeldische Jugendsprache, die durch den Harz von Norddeutschland herab manches Feste und Harte in sich schloß. Im Thüringischen, ja bis an der hessischen Grenze desselben, hatte er die Sprache seiner Schulbildung geredet, dahinein, besonders nach Eisenach, reichte mancher hessische und über den Wald herüber mancher fränkische Laut. Luther war gereis't, hatte mit Mönchen verkehrt, deren bedeutendste noch immer aus dem Süden kamen, Melanchthon aus der Rheinpfalz gebürtig, im innersten Schwaben aufgeweckt, ergänzte, so weit es Noth that, diese südliche Hälfte — so umspannte sein Sprachschatz einen großen Theil des Vaterlandes, und konnte Anklang in ferne Winkel geben. Vorherrschend aber war das heimathlich Nördliche, und das zunächst andrängend Oestliche, besonders jenes, was dem Niederdeutschen zunächst liegt.

Die gewöhnliche Bezeichnung, das Sächsische sei Hauptstock des Neuhochdeutschen geworden, hat etwas sehr Mißliches. Denn es ist darunter eine Färbung des Alt-Niedersächsischen, was in Norddeutschland herrscht, und namentlich mit dem heutigen Sachsen nicht das mindeste Gemeinschaftliche hat, und eine Färbung des Modern-Sächsischen zu verstehen, wie es sich in der Schrift ausnimmt. Ton, Fall, kurz Accent der neuen Rede neigte auf's Stärkste nach dem Norden.

Man hat es vielfach bedauert, und gewiß auch mit bestem Rechte, daß das ausgebildete, weiche Süddeutsche keinen größeren Raum gefunden hat.

Aber es ward nun einmal solchergestalt, daß alle deutsche Literatur auf einen einzigen Mann sich häufte, auf Dr. Luther, und noch lange nachher bleibt er die Alles überragende Hauptperson, so daß sich die Literargeschichte für ein ganzes Jahrhundert nur an ihn zu halten hat. Die nächste Ausdehnung und die nächste Beschränkung datirt von ihm, im Guten wie im Uebeln ist er Alles. Daß er eigensinnig, augustinisch gebildet, heiter, hausväterlich war, Alles das giebt für lange Folgezeit die Norm ab. Die Reformer aus der Schweiz stieß er in die Einsamkeit, Zwingli's Thränen zu Marburg rührten ihn nicht, und ebenso auf andere Partikularitäten setzte er seinen Trotzkopf — der lange, dürre Baum beschränkter Streitigkeiten der Geistlichen wuchs daraus, welcher die nächste Zeit so traurig machte, die ärmliche, kleine Zelle eines neuen Glaubens bildete sich daraus, wo Phantasie und Kunst so wenig Raum fanden. Daheim mit seinem Weibe und seinem kleinen Hans war er ein sinniger, gemüthlicher Mann, der seinen derben Scherz über Tische machte, der einen lustigen Spruch reimte, in lauschiger Dunkelstunde die Flöte blies. Auch davon ging eine leise Neigung in die nächste Zeit über, er selbst aber blieb mit seiner überall stark ausgedrückten Menschheit die Hauptfigur.

Seine Schriften sind also der erschöpfende Mittelpunkt dieser Zeit, und es hat etwas naiv Rührendes, wenn sich die Literaturgeschichten bei Anfang dieses Zeitraumes mit den Paar unbedeutenden Verskünstlern weitläufig abgegeben, statt sich mit aller Schwere auf diese eichenstarke Erscheinung zu werfen. Es sind diese Schriften Luther's vielfältig gesammelt, aber in der einen Sammlung waren Lücken, in der andern war das Lateinische übersetzt, so daß es bis vor Kurzem an einer treuen, vollständigen Ausgabe fehlte. Deshalb war es sehr erwünscht, als 1827 zu Erlangen eine neue veranstaltet wurde. Sie enthält 50 Theile.

Was besonders die kleineren Traktate, die eigentlichen Broschüren der Reformation für einen Eindruck machten, wie zum Beispiel „der Sermon von Ablaß und Gnade" — „von dem ehelichen standt," „die Kirchenpostille" — „vom Pabstthum zu

Rom" in einigen Jahren zehn bis dreizehn Male aufgelegt wurden, was überhaupt die so blutjunge Presse für eine Thätigkeit entwickelte, das ist von einer Zeit kaum zu glauben, die sich sonst so zerstückt erwies. Was von wirklichem Lebensinteresse da war, drängte sich um Luther.

Außer seiner Bibel und all den rein theologischen Schriften, wohinein die Katechismen, die Predigten, die Trost- und Streitschriften, die Sendschreiben zu rechnen sind sammt den Kirchenliedern, nehmen seine Tischreden noch eine sehr eigenthümliche Stellung ein, und gewähren manchen Blick in Ansicht und Zustand des übrigen Lebens. Mit einer bewundernswerthen Sorgfalt und Objektivität hat er die Bibelübersetzung rein erhalten von den niedrigern und trivialeren Wendungen des Kampfausdruckes, wie er besonders in den Streitschriften einhergeht. Hierin gleicht er oft dem gröblichst, aber dauerhaft geharnischten Lanzenknechte, der durch Dick und Dünn muß, dem die dicksten Schädel unter die Finger kommen, und der eher ein Wort und einen Schlag zu viel giebt, als zu wenig. Heine bemerkt dabei ganz erschöpfend, daß eine Revolution nicht mit Orangenblüthe gemacht werde. Dies Terrain war auch dem lange verschlossenen, kolbigeren Accente der Niederdeutschen sehr günstig, darauf entwickelte er seine ganze Wucht, und nachdem solchergestalt die Schlacken abgeschlagen waren, ließ er ein tüchtiges Theil Kraft dem Neuhochdeutschen zurück.

Wenn noch erwähnt ist, daß Luther und Melanchthon auch den speciellen Jugendunterricht begründeten, und das, was niedere Schulanstalt genannt wird, also auch hierin und für alle nächste Zukunft die geistige Entwickelung ergriffen, so kann man einen Augenblick von der mächtigen Person Luther's abgehen, und nach der übrigen Prosaliteratur damaliger Zeit umschauen.

Freilich gruppirt auch sie sich durchgehends um Luther, zum größeren Theile in verwandtem Zwecke, und überall in Aufnahme seines Ausdrucks.

Nur ein Buch des berühmten Nürnberger Malers, **Albrecht Dürer's**, der berühmt ist durch seine Bilder und seine plagende

Hausfrau, steht als selbstständige, eigenthümliche Schöpfung da. Es enthält artistische Anweisungen und Lehren, Unterweisung, wie man mit Zirkel und Richtscheit umgehen müsse, und vier Bücher von den menschlichen Proportionen. Dürer starb schon 1528, und es wäre also anzunehmen, daß diese Schriften in sprachlicher Hinsicht von Luther unabhängig seien. Aber auch diese Annahme kann nicht ohne Weiteres gelten, da die Sachen wirklich erst in seiner letzten Lebenszeit von 1525—28 geschrieben sind, wo Luther's Sprache schon arbeitete in jeder Hand und Zunge. Eins aber bleibt Dürer gewiß: sein Terrain ist ein ganz anderes, Luther hatte nicht mit Kunstausdrücken der Form und des Schönheitsverhältnisses zu thun, und da sich Dürer sehr rein und frei von ausländischer Bezeichnung gehalten hat, so bleibt ihm ein großes Verdienst unbestritten.

Auch wird einer sehr frühen Grammatik Valentin Ickelsamer's erwähnt, welche eine derartige Beherrschung der neuen Sprache schon um 1525 oder 27 versucht habe. Die Kritik ist aber mit dieser Jahresbestimmung noch durchaus nicht auf dem Sicheren. Josua Maaler, ein Prediger aus der Schweiz hat 1561 ein lexikographisches Buch über die deutsche Sprache herausgegeben, und die beste deutsche Grammatik dieses Sprachabschnittes erscheint merkwürdiger Weise lateinisch von Johann Clajus, der 1592 stirbt.

Dagegen dicht an Luther schließt sich die berühmte Ausgabe der deutschen Sprichwörter von Joh. Agricola im Jahr 1528. Dieser Agricola hieß eigentlich Schnitter, wie denn diese humanistische Sitte, sich griechisch und lateinisch umzunennen, den meisten Gelehrten damals eigen war. Bekanntlich hieß Melanchthon Schwarzerd; er hat aber seinen griechischen Namen so durchgesetzt, daß Niemand mehr an den deutschen dachte. Es gewährt dies einen Blick, wie geringschätzig alles Nationale von dieser humanistischen Richtung behandelt werden mußte.

Schnitter-Agricola war auch aus Eisleben, sein Ausdruck hatte also von Hause aus die stärkste Verwandtschaft mit dem Luther'schen und wird als kernhaft und kräftig gerühmt. Die Vorrede, welche er zu diesen Sprichwörtern gab, ist in vieler Weise merkwürdig, sie macht den Deutschen dieselben Vorwürfe, die heute noch bei den guten Patrioten geläufig sind.

Wir Deutsche sind Deutsche, sagt sie, wir haben das Unsere gering geachtet, wie ehrlich es auch gewesen, wir haben auf anderer Leut und fremder Nation Wesen, Sitte und Geberde gegafft, gleich als hätten unsere Alten nichts Rechtes gesagt oder gethan — „wir Deutschen tragen nun forthin Welsche, Hispanische und Französische Kleidung, haben Welsche Cardinal, Französische und Spanische Krankheiten, auch Welsche praktiken.“

Dabei trägt der gute Mann selbst einen fremden Namen. Es gewährt ein ganz eigenes Licht, wenn man diesen und ähnlichen Vorwürfen bei jedem Theil unserer Geschichte begegnet.

Bei weitem selbstständiger erscheint Sebastian Franke, der ebenfalls Sprichwörter gesammelt und erklärt, vielerlei Didaktisches geschrieben, übersetzt und eine Weltchronik bis 1591 in deutscher Prosa gegeben hat. Sein Bezug ist viel näher zu der früher erwähnten Richtung Tauler's, als zu den Reformatoren. In jenem mehr zum Metaphysischen neigenden Ausdrucke hat er die feinsten Worte und Wendungen entdeckt und sich in solchem höheren Elemente abgesondert von dem Reformgange erhalten, welcher zunächst auf eine populäre Richtung sehen mußte. Man weiß von diesem Franke, der aus sich heraus eine feine, eigenthümliche Bildung brach, nichts Genaueres, als daß er ein unstätes Leben geführt und mehr Genie als gelehrte Kenntnisse besessen habe. Gewöhnlich wird er als protestantischer Geistlicher zu Donauwörth angeführt und sein Tod 1545 angegeben. Er ward vielfach verfolgt und gilt für einen Wiedertäufer. In Lessing's Nachlasse finden sich Proben.

Noch wird Sebastian Münster mit einer „Weltbeschreibung“ in der Volks-Prosa und Goswin Wasserleiter genannt, welcher in einer „Logik“ die abstrakten Begriffe deutsch auszudrücken versucht hat. Daß diese und ähnliche Bestrebung keinen Fortgang gefunden und uns nicht eine Terminologie für alles Abstrakte ausgegraben hat aus heimischem Schachte, bedauern wir heute noch auf's Tiefste, wo uns für die Bezeichnung solches Bedauerns nur die von fremdher eroberten Worte „Terminologie“ und „abstrakt“ zu Gebote stehen.

Zwingli, in Auffassung der höheren Fragen noch konsequenter rational als Luther, dem ein mystischer Drang, ein kräftiges Lied und die Flöte geblieben war, Zwingli hat weniger Schöpfer-

kraft besessen, und der heimathliche Schweizerdialekt, der immer rauh wie der Fels des Landes und unschön gewesen ist, hat ihm die Literatur versperrt. Seine Schriften, die Theologisches und Didaktisches, selbst einige Gedichte, wie „das Labyrinth" enthalten, haben direkt keinen Einfluß auf die Literatur gehabt, und sind nur durch die bekannte Differenz hinsichts des Abendmahls und die daraus folgende schwere Trennung der protestantischen Kirche von Wichtigkeit geworden. Dieser Mangel an naher literarischer Einwirkung ist besonders seiner Predigten wegen zu bedauern, die sehr gebildet und kunstreich abgefaßt sind, im Allgemeinen aber auch eben darum, weil sich in ihm die neue Prosa am Konsequentesten und Nüchternsten dargestellt hat. Dies wäre für den gründlichen Anfang einer neuen Sprach- und Denkweise ein sehr wichtiger Einschlag gewesen.

Von den Predigten werden gewöhnlich aus jener Zeit noch die des Matthesius angeführt, eines Schülers von Luther, und des Johannes Arndt, der in die zweite Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts gehört, und ein vielbesprochener, sanfter Ausdruck des späteren Mysticismus ist. Sein „wahres Christenthum," sein „Paradiesgärtlein," seine „Erklärung der Psalmen" und „der ganze Katechismus in 60 Predigten" sind von den Gläubigen heute noch gesucht.

Es bleibt uns noch die rein weltliche Seite dieser Zeit und deren literarische Schöpfung, die allerdings sehr unbedeutend ist, und auch wiederum in Luther's Tischreden genügend charakterisirt wird.

Das Wichtigste reicht noch vom vorigen Zeitraume herüber, und ist dort angeführt, so die Prosa, welche sich der poetischen Sagen bemächtigt, den Kaiser Octavian, die Magellone, den Fortunat, ewigen Juden und Faust darstellt. Dahin gehörig ist nur etwa noch der Amadis zu nennen, welcher als Hauptroman kursirte, und über dessen französischen oder spanischen Ursprung viel gestritten worden ist.

Ebenso ist dort der Chroniken gedacht, und nur die schweizerische des Aegidius Tschudi anzureihen. Sie wird als

eins der besten deutschen Geschichtswerke gerühmt. Von anderen Chroniken existiren noch folgende: eine pommer'sche von Thomas Kantzow, eine liefländische von Peter Russow, eine preußische von Lucas David. Zacharias Theobald hat den Hussitenkrieg beschrieben, von Herrn v. Kinckelbach ist eine „deutscher Nation Herrlichkeit,“ und vom berühmten Götz v. Berlichingen jene wie mit dem Schwertknaufe abgefaßte Selbstbiographie übrig, welche Goethe für sein erstes Buch benutzt hat.

Dergleichen verliert sich aber Alles mehr oder minder noch im Dialekte, oder ist in später Zeit gedruckt, und hat für das Neuhochdeutsche selbst nicht die Wichtigkeit. Aber ein wirklich wichtiger, und in seinem Reichthum für Sprache, Wendung und kühnsten Griff viel bedeutender Autor war der Jurist Johann Fischart, der unter allerlei Namen auftritt, bald Mentzer, bald Reznem, bald Fischmenzweiler, bald Elloposkleros, bald Pickhart, bald Wüstblutus heißt. Sein „philosophisches Ehezuchtbüchlein“ und sein dem Rabelais nachgebildeter Roman „Gargantua und Pantagruel“ sind sehr merkwürdige Zeugnisse. Besonders in diesem frei nachgebildeten Romane springt der wildeste, aber genialste Unband von Erfindung umher, und da kein Geschmack zügelt und kürzet, so ist eine freche und interessante Ausgeburt einer jungen Sprache zum Vorschein gekommen. Nach den Luther'schen Streitschriften zeigt jenes neugebildete Deutsch nirgends eine solche strotzende Kraft und Mannigfaltigkeit des Ausdrucks. Wie sehr das auch in Fischart über die Möglichkeit hinaus gejagt und gezerrt sein mag, er bleibt ein sehr wichtig Denkmal, besonders da in ihm die sinnliche Seite bis zur Grellheit heraus gekehrt ist, welche bei einer vom abstrakten Gedanken aus revolutionirenden Zeit wenig Beachtung finden konnte.

16.

Das Kirchenlied.

In diese Lyrik rettet man sich mit dem richtigsten Takte, man fängt das poetische Verhältniß von vorne an, man sucht Gott im freien, lyrischen Aufschwunge.

Das Kirchenlied ist auch in alle Wege das Beste, worin sich diese Zeit versucht, und worin sie's zu einer redenswerthen Formation gebracht hat, wenn von Versen die Rede sein soll. Luther ist auch hier Vorgang und Herr. Seine Seele war zu tief eingetaucht in einen religiosen Verkehr mit dem Ewigen, als daß er nicht die musikalische Vermittelung zu würdigen gewußt hätte, der lateinische Gesang der alten Kirche hatte mit seiner schönen Schwinge ihn so oft und so weit aufwärts getragen, die Harmonie des vollklingenden Rhythmus und Numerus, der feierliche, süße Reiz, welcher wirklich in den lateinischen Gesängen des Mittelalters lag, das Alles webte noch in ihm — zum Erstaunen und Aerger manches späteren Lutheraners behielt er sogar jetzt noch einige Responsorien und Antiphonien in lateinischer Sprache bei, weil sie ihm für den religiosen Aufschwung der Seele von bloßer Anregung schienen.

Auch darin liegt ein Beweis, daß Luther die erprobten Vortheile der alten Welt nicht gern völlig aufgeben wollte. Sein mystischer Drang hielt auch in diesem Punkte manch' inniges Wort des alten Katholizismus aufrecht, und erwies sich in dieser Erfindung des deutschen Kirchengesanges vollkommen folgerecht.

Dieser mystische Drang nämlich verlangte, daß sich jede einzelne Person ihrem Gotte gegenüber verlautbare, daß sie aus dem Herzen einen Ton heraufhole und ausspreche, sich nicht begnüge mit der Stellvertretung durch das priesterliche Wort. Die Mystik verlangte durchaus eigene Thätigkeit. Für den öffentlichen Gottesdienst konnte dies nicht anders geschehen bei einer großen Menge, von denen Viele sicherlich nicht genug eigene Schöpfungskraft besaßen, um sich eine eigene Verbindung mit Gott und einen eignen Ausdruck dafür zu erbauen, es konnte nicht wohl anders geschehen, als daß ein gemeinschaftlicher Sang hingegeben wurde, den wenigstens die Stimme jedes Einzelnen ergreifen konnte. Dahinein konnte er seinen Drang ausströmen, er konnte sich in einer wirklichen That das Herz erleichtern. Dies geschah auf der ersten Station, wo sich Sinn und Absicht des Menschen einer Poesie bemächtigt, es geschah im Liede.

Vor diesem Kirchenliede also hat man achtungsvoll still zu stehen, denn es ist dies ein von Luthers gesundem Sinne sehr richtig angegebener Anfang zu neuer Auferbauung einer poetischen Welt.

Daß Luthers Anfänge theilweise von ihm selbst zu frühzeitig in einen Abschluß beschränkt in eine voreilige Grenze gesperrt wurden, ist freilich eben so zu beklagen, als die totale Schöpfungsunmacht seiner theologischen Nachfolger, welche das neue Leben zur dürren Formel vertrockneten, welche keiner andern That fähig waren, als wie in partikularer Streitigkeit recht viel ausschließende und niederdrückende Kraft entwickelt werde.

Luther selbst ward freilich vielfach dazu gedrängt, besonders durch die Bauernaufstände. Mit einem bemerkenswerthen Instinkte ergriff der gemeine Mann das große Revolutionsmoment, was eingetreten war. Er ward durch und durch inne, daß die Bindung der bisherigen Welt aufgelös't sei, und daß eine totale Umgestaltung versucht werden könne; er brach auf mit Sense und Spieß, und sein Gebrüll nach einem neuen Zustande flog entsetzlich über Wald und Feld. Dies mußte bestürzen. Melanchthon, mehr im Kopfe der Reformation wohnend, als Luther, der im Herzen derselben lag, gab ein Gutachten über die Artikel der Bauernschaft und verdammte sie unbedingt zu unbedingtem Gehorsam und Dulden. Luther, ganz anders, manche Konsequenz

seines großen Schrittes empfindend, innig, muthig und schmerzhaft empfindend, gestand den Bauern mancherlei Forderung zu, und verlangte nicht nur von ihnen, sondern auch von den Fürsten ein Billiges. Als sie aber unter Thomas Münzer zum Aergsten schritten, als die barockste Schwärmerei und Offenbarung vor ihnen hergetragen wurde, da übermannte ihn sein heftiger Zorn, er sah Alles gefährdet, und rief, man solle sie todtschlagen wie die tollen Hunde.

Diese Bauernaufstände, welche die losgerissene Fessel so klirrend durch das Land schleppten, welche diese Fessellosigkeit der Welt so weise benutzten, daß allgemeine Gleichheit, Gütergemeinschaft und die freiste Deutung der heiligen Schrift verkündigt wurde, daß er mit seinen Collegen zu Wittenberg ein geistloses, sanftlebiges Fleisch genannt wurde, diese Bauernaufstände jagten ihn Hals über Kopf in eine frühe Abschließung hinein. Seine Nachfolger sahen diese augenblickliche Nothwendigkeit für eine absolute an, und statt zu schaffen, schien ihnen nichts nöthig, als zu sperren und auszuschließen. So gewann der frische Anfang neuer Hervorbringung, welcher im Kirchenliede aufbrach, keine weitere Folge.

Man hat bei diesem voreiligen Abschlusse des Reformgedankens mehr denn je nach einem höheren historischen Standpunkte umzuschaun, und in dem späteren Verlauf die Gesetze einer Nothwendigkeit aufzusuchen, welche für den ersten Anblick so lähmend auftritt. Aehnliche Punkte treten später besonders im politischen Ausdrucke der Geschichte ähnlich hervor, da zum Beispiele, wo Napoleon und Ludwig Philipp die politische und sociale Revolution fesseln. Es hat der Historiker da mit Aufopferung seiner dramatischen Theilnahme sorgfältig umherzuspähen, was eine Zeit alles nachzuholen gehabt, wie sie noch tausendfach in beschränktem Kreise ausbilden und aufräumen mußte, um ihr Bewußtsein zu vervielfältigen und auszufüllen. Daß in einem solchergestalt vervielfältigten und ausgefüllten Bewußtsein das allgemeine Bewußtsein selbst ein anderes wird, daß es den Ausgang seines Bestrebens ganz wo anders findet, als wohin der erste Drang gerichtet war, dafür ist jene Reformkrisis jetzt ein deutlicher Beleg, wo man drei Jahrhunderte dahinten übersieht.

So stellt es sich dar, daß die Wissenschaft auch in jenem frühen Abschlusse der Reform eine Thatsache respectiren und sich

bescheiden muß, da uns die Kenntniß dessen nicht gewährt ist, was sich hätte bilden können.

Wir müssen eben den Tag nehmen, wie ihn Sonne und Regen, Wind oder Kälte, unabhängig von uns, gewährt. Eben so die lange Steppe der literarischen Produktion, welche sich in Luther aufnimmt und verliert, und in fast durchweg schwacher Bestrebung durch die Jahrhunderte geschleppt wird, bis sie in Lessing eine feine, vorbereitende Hand und in Goethe einen glücklichen Ton findet. Das Kirchenlied, was so passend aufwachte, war eine falsche Verlockung und brachte keine weiteren Früchte.

Aber es war der eigentlich gesunde poetische Ton aus jener Zeit.

Luther hat darin Vortreffliches geleistet, Kraft, Tiefe und Fülle zeichnet seine berühmten Lieder aus, sein „eine feste Burg ist unser Gott," welches er auf dem Wege nach Worms dichtete, und womit er dort einzog unter den geharnischten Troß des versammelten deutschen Reiches und eines halb spanischen Kaisers; ferner sein „aus tiefer Noth schrei ich zu dir" und wie die starken Anfänge weiter heißen. Es war ein unberechenbarer Gewinn, daß eine musikalische Welt in Luther schlummerte, daß er Flöte bließ, sogar komponirte und eine volle Sangesbrust besaß. Er gab auch den Ton dazu an, aus den weltlichen Balladen, welche die Volksstimme umhertrug, geistliche Lieder zu machen, wie er es zum Beispiele mit dem Gedichte that „von zwei Märtyrern zu Brüssel." Da lag Gang und Melodie dem Volke bereits so nahe, daß der neue, oft nur etwas gewendete Text mit Begeisterung aufgenommen wurde.

Wie viel das zu sagen hat, begreift nur der, welcher sich eine lebhafte Vorstellung davon machen kann, was es mit dem poetischen Sangestriebe einer Nation für eine tiefe Bewandniß hat. Aller Sang und Klang einer alten Zeit, der reichen katholischen Zeit war abgeschnitten, aller Anklang daran galt für papistisch — wohin sollte man flüchten, wenn das Herz pochte nach einem erhebenden Tone!

Die erste Liedersammlung von 1524 enthielt nur acht Lieder, vier Jahre darauf gab es schon 56, und am Ende des Jahrhunderts schon 600. In dem darauf folgenden stieg es über 30,000. Alles flüchtete in diesen Ausdruck, und das Mittelmäßige häufte

sich darin auch hergehoch. Die Literatur davon ist von den Predigern so sorgfältig, ja kleinlich aufgespeichert und eingetheilt, wie man nur in schwerem Winter Getraidekörner zählen und ordnen mag.

Bemerkenswerth ist, daß sich das Niederdeutsche in seiner plattdeutschen Art lebhaft an diese Erscheinung schloß, daß besonders Pommern sich thätig bewieß, worüber uns Monicke Ausführliches von dortigem Kirchengesange und der Sammlung in Gesangbücher mitgetheilt hat. Bis dahin war aus jenen Gegenden noch nie eine Sangesstimme gehört werden.

Von Luther selbst sind gegen 40 Lieder da, die bedeutendsten Sänger dieser Gattung außer ihm sind folgende: Paul Speratus, Nicolaus Decius, Johann Poliander, Paul Eber, der populäre Nicolaus Herrmann, Nicolaus Selneccer, Martin Schalling, Bartholomäus Ringwald, Philipp Nicolai.

Für die Geschichte dieses wichtigen Zweiges der Literatur hat sich Koch und besonders Rambach ausgezeichnet. Von Langbecker, von Bunsen und zuletzt von Häuser, der auch besondere Rücksicht auf die Kirchenmusik genommen, sind die neusten Bücher darüber. Hofmanns „Geschichte des deutschen Kirchenliedes vor Luther" wird als treffliche Vorarbeit ausgezeichnet. Man hat sich viel verdienstliche Mühe um den Nachweis gegeben, welche Verwandtschaft diese Lieder noch mit den Volksliedern behielten und wie sie allmählig alle Dichtung in den Bereich der Gelehrten hinüberleiten.

Bei diesem wichtigen Punkte neuer Literatur ist auch wiederum jener vielbekannte Meistersänger Hans Sachs zu nennen, welcher am Schlusse der alten Welt erwähnt ist, weil er großentheils dahin gehört. Ein langes Leben, eine unermüdliche Behendigkeit ließ ihn freilich auch an aller neuen Umwandlung Theil nehmen, er begrüßte Luther 1523 mit dem Titel der Wittenberger Nachtigall. Er dichtete ebenfalls Kirchenlieder. Aus jenem Titel, welchen er Luther beilegte, erwächs't die Andeutung, was ihn zunächst und hauptsächlich bei Luther interessirt habe. Es war der innerliche Klang dieses geharnischten Mannes, welcher sich keinen Augenblick verläugnete, obwohl er gegen die große Harmonie der alten Welt zürnend und feindselig auftrat.

Der bürgerliche Schuhster, der Nürnberger Meistersänger, fand denn auch viel Verwandtschaftliches in den vernünftig auflösenden Elementen einer Reform, welche die bescheiden bürgerliche Vernunft der vornehmen alten Geschlossenheit entgegenstellte. Der Meistergesang, dessen talentvollster letzter Vertreter Hans Sachs, war ein Uebergang in die bürgerliche Reformzeit, dem der Muth und das Genie fehlte zu einer bürgerlichen Reform, und der im Kirchenliede eine neue, höhere Sammlung fand.

Man kann mit Hans Sachs weder eine Epoche abschließen, noch eine Epoche anfangen, er steht an der aufgerissenen Kluft, an dem stets tiefer reißenden Spalte der Zeit, und mit behenden Gliedern und an der Stange seiner Tabulatur und seines geschmeidigen Talentes springt er hinüber und herüber, wie ihn eben der Augenblick drängt. Es ist nicht zu vergessen, daß seiner Zeit der Spalt noch schmal war, und dies Ueberspringen noch möglich blieb. Hatte das Princip auch auseinander gerissen, so war man doch noch schüchtern, selbst im Principe, man wollte den Riß eher aufhalten und erweitern, man gehörte noch durch Erziehung, Sitte und Gewohnheit in's jenseitige, mit dem Mittelalter zusammenhängende Land. Da konnte Hans Sachs noch allerlei durcheinander treiben, und als solche wunderliche Mischgestalt existiren, wie er sich wirklich darstellt.

Aber just darin ist eine große Wichtigkeit dieses letzten Meistersängers aufzufinden, just darum stellt er einen mannigfaltigen Reichthum dar.

Wenn der poetische Klang, in welchen Luther stets gehüllt, von dem er umschwungen blieb, nicht für so wichtig gelten sollte, so würde auch alles Uebrige der Stellung dafür sprechen, daß sich die letzten Erben einer alten Zeit, die Antheil am Neuen nahmen, doch besonders durch Luther gefesselt sehen mußten. Luther war jener historische Meister, welcher inmitten aus dem Alten auftauchend, bedeckt und gefärbt von dem Alten, die Welt zum Neuen rief — solche Dichter sind es, welche fortreißen, nur sie allein machen Völker zu Proselyten. Zwingli war bereits viel nüchterner, das heißt viel aufgeklärter, und seine Partei, die reformirte, wäre ein kleines Häuflein geblieben ohne Calvin, welcher sich mit einer tiefen, gewaltsamen Natur eben auch dem alten Augustinismus, nur auf etwas feinere Weise, anschloß.

Melanchthon, durch feine Bildung und geistreiche Spekulation Allen überlegen, griff weiter denn Alle, gehörte fast durchaus einer späteren rationalistischen Kultur an, und deshalb war es unmöglich, daß er Leute wie Hans Sachs locken und fesseln konnte. Hätte Melanchthon nicht ein so sanftes und nachgiebiges Herz gehabt, die Reformer selbst hätten ihn zum Tode verurtheilt. Sein Wesen hatte nichts mehr mit dem Bewußtsein eines Hans Sachs, dieser springenden Brücke aus dem Alten in's Neue, aus dem Neuen in's Alte, zu schaffen. Hans Sachs muß immer in Gesellschaft Luthers aufgeführt werden.

Dieser merkwürdige Mann ward 1494 zu Nürnberg geboren. Sein Vater war ein Schneider. Hans besucht die lateinische Schule, lernt die Schuhsterei und vom Leinweber Nunnenbeck die Meistersängerei. Noch nicht 17 Jahr alt, geht er auf die Wanderschaft, nach Regensburg, Innsbruck, Cölln, Aachen, kommt wieder nach Nürnberg zurück und verheirathet sich 1519. Da ergreift ihn Luther, er dichtet ihm in der Geschwindigkeit ein allegorisches Gedicht „die wittenbergische Nachtigall," und das Kirchenlied „Warum betrübst du dich mein Herz." In Summa hat er 6048 poetische Stücke geschrieben in 34 Foliobänden. Davon sind 5 Foliobände gedruckt. In seinem Alter nämlich hat er selbst nach besten Ermessen den Waizen von der Spreu gesondert, und 4200 Meisterschulgesänge, 208 Komödien und Tragödien, 1700 Schwänke, und 73 verschiedenartige Lieder vorgefunden.

Man unterscheidet zwei Hauptperioden bei ihm: in der ersten nahm er lebhaft, aber fast durchgängig gemessen, leidenschaftslos an dem Drange der stürmischen Gegenwart Theil. Das merkwürdige Maaß in ihm, was neben dem auf's Handeln gestellten Luther und Hutten so auffallend absticht, hat ihm sicher einen großen Theil von Goethes Interesse erweckt, was dieser so lebhaft an ihm nahm. Einmal nur, 1527 war er mit Osiander rücksichtslos und direkt in der „wunderlichen Weissagung von Pabstthume" gegen dies herausgefahren; der Rath von Nürnberg verwies ihn darüber herbe an den Leisten, und Hans Sachs hat dies als dauernde Lehre in sich verarbeitet. In der zweiten Periode wendet er sich der Reproduktion alter Stoffe, klassischer und mittelalterlicher zu, und der behaglichen Schilderung des

Einzelnen. Man rühmt an ihm, daß er die Tendenzen der alten Sittenlehre in's Volksbewußtsein gebracht habe.

So stand er in hohem Ansehn bis in die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, dann ward es Stil, über ihn zu spotten, und erst Wieland und Goethe haben ihn wieder zu Ehren gebracht. Es ist thöricht, ein überaus regsames Talent in ihm nicht anzuerkennen, dem Erziehung und Genie versagt sein mochte, die Sachen in großem Griffe zu fassen und in gebietende, unüberwindliche Erscheinung zu bannen. Seine Stellung war ganz geeignet, den ersten Dichter des Zwiespaltes und der Kontraste zu erzeugen. Dazu fehlte allerdings Muth und Größe. Begnügen wir uns mit dem Anblick eines aufmerksamen Beobachters, der fein sieht und fleißig lies't, der ein gesundes, frisches Naturell heiter und munter auskauft.

Lebhaft interessirte er sich auch für das Drama, und hat besonders in seiner zweiten Lebenshälfte nach Kräften beigesteuert. Daß eine Zeit wie die seinige darin zu keiner großen Kunst gelangen konnte ohne ein außerordentliches Genie, das liegt offen da. Die mittelalterliche Zeit war todt; in ihr selbst bestreite sich Niemand zu einem so darüber hin blickenden Vortheile und Standpunke, wie er für das Drama erfordert wird. Gottfried von Straßburg wäre der Begabteste dafür gewesen, und über seinem „Tristan und Isolde" schwebt auch ein leichter dramatischer Hauch.

Aber er trat, wie angedeutet wurde, nicht über das Zugeständniß hinaus; die feine Laune schattirt, aber sie erfindet nicht leicht eine noch ungebrauchte Form, sie spielt mit der dargebotenen, und ein so formell abgefeimter Geist wie Gottfried's ist nicht geneigt, etwas aus dem Rohen und Groben zu versuchen, wo er des saubersten und glattesten Gewinns nicht sicher ist. Auch starb er darüber hin.

Jetzt, an der großen Wetterscheide, fehlte es durchaus an dichterischen Genie's, man hatte, wie zum Beispiel Hans Sachs darthut, durchaus noch nicht die Kraft und das Geschick, das reiche Mittelalter unabhängig zu überblicken, und daraus mit Auge und Hand der Neuzeit ein objektives Machwerk hinzustellen, wie das Drama eins ist. Man war noch zu befangen, zu betheiligt, und erst, als die Scheidung in Wahrheit unwiderruflich

ausgesprochen und festgestellt war, erst gegen das Ende dieses sechzehnten Jahrhunderts, erhob sich zu solchem kühnen Ueberblicke, zu der freisten Beherrschung, wie sie ein Drama heischt, William Shakespeare in England. Dieser war der Erste, welcher in Ermangelung einer erfüllt dogmatischen Welt, die darin eine Poesie selbst ist, sich eine Poesie sucht und findet durch Zusammenstellung.

An dieser Kraft gebrach es unserm Vaterlande damals noch durchaus, ja, gerade jene Zeit, wo England so großartig gesegnet wurde, war in unserer Literatur die kümmerlichste. Der Ausgang des sechzehnten und ein großer Theil des siebzehnten Jahrhunderts ist in Deutschland eine gähnend unergiebige Zeit. Gelöst, gespalten von der Fassung der vergangenen Epoche wird das neue Bewußtsein in die unergiebigste Einzelnheit des beschränkten Pfaffendogmas versplittert und verdörrt. Mit um so größerer Wehmuth betrachtet man die kindlichen Versuche einer Dramatik zur Zeit des fleißigen Hans Sachs. Die religiosen Stoffe, wie sie stets in den Mysterien behandelt waren, spielten noch weiter, von mancher modernen Dreistigkeit mit Interesse belebt, man sah sogar den Dr. Luther perorirend und tragirend neben dem Herrn Christus erscheinen. Auch mancher weltliche Stoff kam schon an die Reihe.

Oft unter freiem Himmel vor Tausenden von Zuschauern wurden die Stücke aufgeführt, und der Zuschnitt war so groß, daß viele hundert Personen agirten. Besonders hat sich für diesen großen Stil Johann Brummer, ein Rektor zu Kaufbeuern, hervorgethan, welcher die Apostelgeschichte zu einer Tragikomödie reichlich benützte.

Tieck berichtet in der Vorrede zu seinem „deutschen Theater," daß, um 1600, wandernde Schauspieler aus England gekommen seien, wie wir ihnen schon mitten im Kirchengedrange zu Costnitz begegnet sind. Diese Leute konnten allenfalls schon mit Shakespearschen Piecen staffirt sein. Von 1620 wird sogar ein Band englischer „Comedien und Tragedien" angeführt.

Aber der Genius gebrach uns noch. Die Eintheilung ging sehr einfach dahin, daß dasjenige Tragödie genannt wurde, wo Dieser oder Jener um's Leben kommt, Komödie, wo Alles mit dem Leben davon kam. Hans Sachs ging nicht über sieben Akte hinaus, es begegnen aber auch Stücke mit neunzehn „Wirkungen."

Das Aechteste und Bedeutendste waren wohl die Fastnachtsspiele, wo oft gegen den Willen das beste Eigenthümliche und Nationale hervorsprang. Außer Hans Sachs, und zwar theatralisch praktischer, hat sich darin ein Nürnberger Jurist Jacob Ayrer ausgezeichnet, der von 1600—1618, also bis an die Schwelle des dreißigjährigen Krieges, 36 Fastnachtsspiele und 30 Schauspiele angefertigt hat. Er ist besonders der englischen Einwirkung hingegeben, und von ihm datirt auf diesem Wege die Einführung des Hanswursts. Auch die ersten Singspiele schreibt man ihm gewöhnlich zu, obwohl einzelner Strophengesang schon in früheren geistlichen Dramen vorkommt, und in Paul Rebhuhns „Susanna," die schon 1535 aufgeführt und 36 in Zwickau gedruckt wurde, sogar schon Noten beigefügt sind. Womit allerdings unzweifelhaft auf Gesangseinlagen gedeutet ist.

Hans Sachs und Ayrer haben auch noch vielfach die alten Lieder für solche Spiele benutzt, jener namentlich den Sigfrid, Tristan und die Magellone; dieser Hugdieterich, Otnit und Wolfdieterich. Im Norden zeichnet sich selbstständig der Herzog Julius von Braunschweig aus, dem unter Andrem das originelle Stück „**Vincentius Ladislaus Satrapa** von Mantua" gehört.

Paul Rebhuhn bei Zwickau, wie diese Stadt und Gegend überhaupt, zeigte sich nicht minder eifrig für das Drama, denn auch die Joachim Gräff und Johann Ackermann, Verfasser biblischer Stücke, gehören nach Zwickau. Talentvolle Leute, wie Thomas Naogeorg, Nicodemus Frischlin schreiben noch lateinische Dramen, aber der praktische Zweck, welcher sich besonders hierbei mit dem reformatorischen verband, zog unwiderstehlich zur Volkssprache, zur Polemik, zur Didaktik im Zeitgeschmacke. Wittel von Erfurt, Dedekind, Rinckhart, Wolfhart, Spangenberg moralisirten und spotteten dramatisch deutsch, und es gewann allen Anschein, als ob diese lebendig literarische Form sich lebendig unsers Lebens bemächtigen würde. Von welcher Wichtigkeit wäre das geworden! Die höchsten Interessen der Zeit und des Volkes werden durch ein allgemein typisches Drama in typischem Ausdrucke allgemein, die leidigen Unterschiede werden vernichtet, daß so viele Theile des Publikums einen andern Kreis des Interesses und einen andern Ausdruck brauchen. Das herrschende

Drama ist die unmittelbarste literarische Macht. Die Schöpfung derselben ist uns damals, wo sich ein neues Bewußtsein gestaltete, entglitten, geniale Versuche haben es später nicht durchgesetzt, und jemehr sich eine Bildung in die Schattirungen breitet, desto schwerer wird es, den Allen gemeinsam interessanten Ton zu treffen.

Was das Lied im Allgemeinen anbetrifft, so ist im Vorhergehenden bereits mit Stützung auf die Chroniken gezeigt, wie es fortschlenderte, und mancherlei Dinge besser traf, als eine höhere Bildung, die in kein eigentliches Gedeihn gerathen konnte. Die Lieder wurden nun auch in den Sammlungen mit Musiknoten ausgestattet, und man pflegte sie dann Galliarden zu nennen, auch welsche Formen wurden nachgemacht und als Villanellen oder Motetten aufgeführt, ohne daß damit was Besonderes gelungen wäre.

Das Herz dieser Epoche lag offenbar im Kirchenliede, und weil die Epoche in der großen, religiosen Befreiung sich verfangen und in Kläglichkeit sich verwickelt hatte, wurde dies Herz in Wasser und eitlem Dunste verdorben. Luthers Charakter, so nöthig, groß und heilsam, eine Reform zu beginnen, lag wie ein Alp auf dem weiteren Fortgange derselben. Man verhärtete, ja verdummte sich in trotzköpfiger Beschränktheit, der große Zug und Strom zu großer welthistorischer Befreiung wurde nicht gewonnen, unbedeutenden Einzelnfürsten, unbedeutenden, fanatischen Hofpredigern und Superintendenten fiel das Werk anheim, und unter solcher Hand mußte es zerfallen, und allen poetischen Aufschwung mit ersticken. Dem Kirchenliede wurde denn auch bald das Herz verdörrt, da es Polemik, Definitionen, abstrakte Stückchen singen sollte. Und aller poetische Sinn wird verdörrt, wenn in pfarrlicher Verlassenheit Matthesius fragen darf: „was lehret oder wen tröstet der alte Hildebrand und Riese Sigenot?"

Aus dem beigeschafften Material jener Zeit ist noch eine gereimte Erzählung **Fischart's** „das glückhafte Schiff" zu erwähnen, was die bekannte Reise des Hirsebreis von Zürich nach Straßburg darstellt. Fischart's starkes, ergiebiges Naturell ist überhaupt mit so größerem Nachdrucke hervorzuheben, da sich das Meiste neben ihm so unbedeutend erweis't.

Diesem Manne, dessen Gesammtausgabe vom Herrn von

Meusebach erwartet wird, ist man geneigt, eine hochwichtige Stellung in der Literatur des sechzehnten Jahrhunderts zu ertheilen, eine ihm bewußte Stellung zwischen der popularen Poesie und der eines gelehrten Geschmackes, die Opitz einführt. Außer einem versificirten Eulenspiegel, der „Flohatz" und der Umarbeitung des Ritters von Stauffenberg will man ihm auch den „Finkenritter" und eine Bearbeitung der Historie vom Neidhardt Fuchs zuschreiben, und diesem gegenüber zeigt man seine evangelische Polemik für ehrenfeste und gläubige Gesinnung, sein „glückhaft Schiff," die Verherrlichung eines Schützenfestes, welche ganz künstlerisch einen popularen Stoff behandelt, und natürlich wie einfach eine würdige Form vorausgreift, die später künstlich aus antikem Studium erzielt werden soll. Eine gehäufte Mischung dieses Talentes und den bei aller Ueberlegenheit doch mangelhaften Geschmack zeigt er in seiner freien Bearbeitung des Rabelais'schen „Gargantua und Pantagruel," dieses französischen Don Quixotte, den Fischart, oft gröblich in Wahl des Stoffs und Ausdrucks, theilweise zu dem unsrigen macht.

Viel gepriesen neben ihm, obwohl bei Weitem nicht von so dichtem innerlichem Gehalt ist des Rectors in Magdeburg, Georg Rollenhagen „Froschmäusler, oder die wunderbare Hofhaltung der Frösche und Mäuse." Homer's Batrachomyomachie und Rinecke Fuchs sind die Gerüste, an welche Spiegel und Bilder des Nachmittelalters aufgehängt werden. Das ist mit viel Gelehrsamkeit, und lehrreichem Fingerzeige besonders in Politik und politischem Maaße verwebt, und fand dadurch viel Theilnahme.

In Behandlung von Fabeln zeichnet sich besonders Burkard Waldis aus, und er wird sogar in der späteren Zeit von Gellert und Zachariä benutzt, und auch wohl verschlechtert. Luther schon hatte sich der Form geneigt bewiesen, Erasmus Alberus sie angebaut, und man findet in dieser Gattung einen Uebergang zu dem eben erwähnten, späteren Froschmäusler.

Um der weiteren didaktischen Poesie wird der Kram des Pastor Ringwaldt angeführt, von dem ein geistliches Lehrgedicht „die lautere Wahrheit" sehr beliebt gewesen sei, und der einen „treuen Eckart," ausführlicher „die christliche Warnung des treuen Eckart," geschrieben hat. Das ist die Vision eines

Kranken, der Himmel und Hölle durchwandert; etwas muthloser und weniger irdisch als Dantes Vision. Hoffmann v. Fallersleben hat neuerdings etwas zur Geschichte dieses Pastor Ringwald zu Langfeld in der Mark veröffentlicht. Die Kirchenlieder dieses Mannes „Herr Jesu Christ, du höchstes Gut" und „Es ist gewißlich an der Zeit" sind wichtiger, als was er sonst Sanftmüthiges verzeichnet und für Poesie ausgegeben hat. Das dürre Laub des Didaktischen raschelt an all diesen Literaten, und auf dem Wege der Benutzung, der Anbildung kommen wir denn auch über Zinkgref's Apophtegmen, über Weckherlin's Mischversuche antiker, englischer und deutscher Art zu dem Punkte, wo mit Opitz die Volkspoesie ganz in den Hintergrund tritt, und nur vorzugsweise Rücksicht auf ein gebildetes Publikum genommen wird.

Eine wirklich starke Potenz, ein wirkliches Paroli Luthers, wirthschaftet mit buntester Wildheit in dieser so zusammentrocknenden Literatur herum, und wird selten genügend erkannt, das ist der Franziskaner Thomas Murner. In diesem unstäten, lüderlichen aber genialen Doctor lärmt die Ergänzung jener Zeit, die uns fortwährend nur von der einen Seite, von der Reformseite geboten wird. Murner war ein sprudelnder Gegner der Reform. Er verhöhnte den Pabst und die Pfaffen eben so arg und noch giftiger und witziger, aber er verhöhnte auch Luther über dessen Unzulänglichkeit, eine neue Religion zu erfinden; er war von der äußersten und entschlossensten Opposition; was ihm von Luthers Kampfesthaten gefiel, wie die Schrift „von der Babylonischen Gefangenschaft," das nahm er mit der lautesten Zustimmung auf, eben so laut und schneidend fiel er aber auch über Alles her, was Luther als eigen Dogmatisches zum Vorschein brachte.

Man berichtet über ihn, daß er lüderlich und ehrgeizig gewesen, daß er Luther nur entgegen getreten sei, weil solchergestalt ihm selbst der Reformruhm entgangen wäre. Indessen darf man hierbei nicht übersehn, daß seine Charakteristik in ihren Hauptzügen von seiner erbitterten Gegenpartei, von den Protestanten, herstammt. Mit Fischart war er offenbar nächst Luther das stärkste literarische Talent jener Zeit, und ihm stand der schärfste Witz zu Gebote Daß sich sein höchst bedeutender Stand-

punkt nicht so nachdrücklich geltend machte, ist durchaus keine Anklage seines Talents, im Gegentheile, eben weil er so reich mit Talenten da auftrat, wo man mehr auf baare Ernsthaftigkeit giebt, verlor er an Ansehn. Mit Witz und Spott und geistreichem Verse und Bonmot reformirt man vielleicht eben so viel, als mit der ernsthaft auftretenden handelnden Predigt, aber der Eindruck entfernt sich mehr von unsrer Person, der Witz ist nachhaltiger als die witzige Person. Und besonders wenn es sich um solche Frage des ganzen höheren Lebens handelt, wie damals, da konnte der Witz wohl Beifall und Interesse wecken, aber der Schöpfer des Witzes behielt einen Anstrich von Frivolität. Murners unstetes Leben mochte reichlich zur Verstärkung solchen Eindrucks beitragen.

Bei alle dem bleibt er für die Betrachtung des literarischen Moments ein Mann von dem größten Werthe. Man beschwert sich, daß sein Ton üppig, seine Malerei frazzenhaft, daß ihm Schonung des sittlichen Zartgefühls unbekannt geblieben sei. Es ist erwiesen, daß die ächten Talente damaliger Zeit alle sehr derb waren, was in heutigem Geschmacke derb heißt, Fischart war es, Luther war es, dieser Punkt wäre also von keiner großen Erheblichkeit. Daß Murner in seiner mönchischen Wildheit oft alles Verhältniß übersprang, das hat stets für ein Zeichen von Genie gegolten, wenn solche Wildheit mit wirklicher Kraft und Tüchtigkeit ausbrach, innerhalb der eben geltenden Schranke hat das Genie noch niemals Platz gefunden. Murner ist aber just darum von so großer Bedeutung, weil er die fleischige Seite der alten Welt nicht verloren geben, und doch eine Reform der alten Welt billigen wollte. Er stellt also in gewisser Art dasjenige Theil dar, was im nüchternen Eifer der gelingenden Reformation vergessen, ausgeschieden und am Ende ganz zertreten wurde, er wollte die farbige, blühende, fleischige Verlassenschaft nicht mit vernichtet sehen, weil es Noth that, im Gedanken der alten Zeit eine Reform vorzunehmen.

Kurz, er war die farbenstrotzende Opposition der protestantischen Geistlichkeit.

Ihm war das Kirchenlied, welches den Kern der Reform aufnahm, allzu dünne, allzu sehr entblößt vom Reichthume der Welt.

Seinen Schriften liegt Brant's Narrenschiff zum Grunde, so weit ein formelles Muster zu Grunde gelegt werden kann; denn eine weitere Abhängigkeit findet nicht statt, und die überwuchernde elsaß-schwäbische Sprache in ihrem vollen Verse springt eigen mit den Narren ihrer Zeit um. Wenn man einmal zugiebt, daß er die Brant'sche Satyre aus dem Allgemeinen in's Besondere geführt habe, so ist es nach diesem höchst wichtigen Anerkenntniß wenigstens wunderlich, ihn noch einen sklavischen Nachahmer Brant's zu nennen. Die drei Hauptwerke von ihm sind: „die Narrenbeschwörung," „die Schelmenzunft," worin es Pfaffen und Weibern am Schlechtesten ergeht, und „die Geckenwiese," welche in seiner Sprache heißt „Geuchmat zur Strafe aller weibischer Männer." Mit einer „Badefahrt" — 1514, — worin der Herrgott den Bader spielt, scheint er am Wenigsten Glück gemacht zu haben, und Anderes von ihm wie „die Mühle von Schwündelsheim" ist nicht so bekannt worden.

17.

Stillstand und Rückgang der Reform.

Die Reform wird öde: es gelingt weder dem gereifteren Melanchthon auf lutherischer Seite, noch dem fein gebildeten Beza auf der calvinischen einen größeren Kreis zu öffnen, als er eben dem Organe gewöhnlicher Pfarrer zu Gebote steht. Das höhere Leben des Volks sieht sich verlassen, die historische bevölkerte Existenz ist aufgelös't, und die Spekulation hat nichts Ergiebiges gestaltet. Der protestantische Geistliche läßt hinrichten für seine enge Kirche, wie es nur sonst der Fanatismus gethan.

Daher kommt es, daß die eingeschlagene Reformbahn in aller Weise frühzeitig verlassen wird, daß sich die Begabteren diesen und jenen Seitenpfad suchen, welcher in der Stille gepflegt und erst nach Jahrhunderten als große Straße offenbar wird. Daß sich ferner die weltliche Macht umsetzt, da auch sie keinen dauernden Halt bei dem neuen Glauben findet, daß endlich solchergestalt ein schwereres Durcheinander hereinbricht, wo in Verwirrung Höheres zertreten und im Chaos nur unscheinbar der nationale Bildungsweg gesucht und gefunden wird.

In solcher Krisis, wo der Strebende hierhin und dahin flüchtet, bleibt der Geschichte nichts übrig, als hiehin und dahin zu deuten, und mit einem bloßen Winke manchen einzelnen Weg zu bezeichnen, welcher später durch Wendung oder Zusammentreffen von Bedeutung wird.

Ein solcher ist das mystische Element, was mit naturalistischer Forschung, später mit naturalistischer Philosophie in Verband tritt, und nach mancherlei Nebenwegen in neuer Zeit als Naturphilosophie zum Vorschein kommt.

Man war verlassen, und suchte tiefer lockenden Stoff. War früher die Mystik aus reinem Religionsdrange entsprossen wie bei Tauler und dem hundert Jahre späteren und leider lateinisch schreibenden Thomas a Kempis — 1388—1471 — so wuchs sie jetzt aus dem Drange überhaupt, dem Leben eine größere Bedeutsamkeit zu gewinnen. Sie schloß sich an orientalische, an kabbalistische Forschung, die pythagoräische Zahlenlehre spielte ihren Ton hinein, mosaische Träumerei ward ausgebildet, Reuchlin schon schrieb eine „kabbalistische Kunst," Agrippa von Nettesheim eine „geheime Philosophie," am Ende warf sie sich ganz auf die Natur, und kam als naturalistische und alchymistische Mystik bei Paracelsus hervor. Theophrastus Paracelsus von Hohenheim, ein schweizerischer Arzt, brachte die krausesten Ausdrücke und Ansichten zum Vorschein. Er gilt für einen Vater der schwarzen Kunst, die zuerst bei Albertus Magnus, dann bei Faust in Rede gekommen war. Es wäre nicht uninteressant, von ihm herab eine Geschichte zusammenzureihen, wie man sich immer auf neue Weise an die geheimnißvollen Kräfte der Natur gewendet habe. Ein direkter Abkomm zum Beispiele war in neuer Zeit Mesmer, welcher die dämonischen Kräfte des thierischen Magnetismus entdeckt, und so viel Aufsehen und Folgerung erregt. Es existirt von Ennemoser eine geschichtliche Entwickelung dieses Beweises, welche mit den Arbeiten Gmelin's und Kieser's organische Nachweisung geben, und auch die neueste Form besser erklären könnte, womit der dogmatische Geisterseher von Prevorst, Justinus Kerner, die Zuhörenden verwirrt.

Jene naturalistische Mystik gab einer Zeit willkommenen Anhalt, welcher die Phantasie von nüchternen Predigten verboten wurde. Geistigere interessirten sich für solche Geheimnisse, die Masse griff begierig nach einer neuen Verbindung mit dem alten Volksaberglauben, und nach diesem Volksaberglauben selbst, welcher lange eine so unterdrückte Rolle gespielt hatte unter Herrschaft der heiligen und kirchlichen Wunder.

Das ist nun ein solcher Punkt, von wo sich allerlei Wege in den Wald der späteren Geschichte schlängeln. In den berühmten Italienern Giordano Bruno, den die Kirche 1600 verbrannte und in Campanella wird eine ausgebildete Naturphilosophie vorbereitet. Das Materielle aber dieser Naturstudien wird später hauptsächlich von Engländern aufgenommen, und als Erfahrungs- und Realwissenschaft ausgebildet bis zum derartigen Wendepunkt durch Bacon von Verulam. So kommt man auf diesem Seitenpfade zu den Copernicus, Galiläi, Keppler, Newton, und zu all' diesen Kenntnißentdeckern, welche der Welt einen so tiefen Stempel einprägten. Und auf dieser streng realen Seite bildete sich dann die realistische Philosophie aus, von Berkley, Herbert, Hobbes herunter auf Locke, die mehr oder weniger vom Christenthume nichts mehr wissen wollte.

In einem Worte ist jener Zustand ausgedrückt, da die Reform unmächtig erstarrte: ein gebietendes, zusammenhaltendes Dogma schien nicht erreichbar, die geistige Hauptwelt, welche sich nicht mit der Restauration zum Katholicismus behelfen konnte, spaltete sich in tausend Wege, um die Wahrheit aufzusuchen. Diese tausend Wege werden der verworrene Fortschritt, dessen sich Gott selbst annehmen mochte, da Kirche und Staat die Zügel verlor.

Jene Partie der neuen Realisten ging von der äußeren Wahrnehmung aus, eine andere, die neuen Idealisten, begannen im Gegentheile mit dem Punkte der bloßen Idee. Da finden wir denn bald des Cartes an der Spitze, und sehen jene Idealphilosophie anheben, welche bis auf den heutigen Tag unumschränkt das höchste deutsche Leben ausfüllt. Diese Richtungen also und ein später modern sich gestaltender Staat nehmen die Zügel auf, welche die kirchliche Reform nicht halten kann.

Freilich liegt von jenem Ausgange des sechzehnten Jahrhunderts bis zu einer solchen herausgebildeten Form noch manche wüste Zeit.

Auch ein Nebenweg der naturphilosophischen Richtung ist anzudeuten, und zwar ist der für die Literargeschichte von etwa 1550 — 1620 von nächster Wichtigkeit. Es ist jene Theosophie, welche in Weigel, Stiefel und Jakob Böhme so viel Theilnahme geweckt hat. Weigel, der für einen rechtgläubigen

Pfarrer bis an seinen Tod 1588 gegolten hatte, erwies sich in nachgelassenen Schriften als Theosoph, der das äußere Kirchenwesen geringschätzte, auf den innern Gottesgeist im Menschen drang, und „die kirchlichen Dogmen als Allegorien für innere Welt- und Gottesverhältnisse nahm. 1617 erschien von ihm in Druck „der güldne Griff, das ist Anleitung, alle Dinge ohne Irrthum zu erkennen."

Besonders aber ist Jacob Böhme, der Schuhster aus Görlitz, welcher 1624 stirbt, ein schreiender Zeuge, wie wenig der Uebertritt in ein neues Leben Haltpunkt und dogmatische Poesie gerettet hatte. Dieser tiefsinnige Schuhster ringt in Verworrenheit und Drang nach dem Gotte seines Herzens und seiner Welt. Böhme's geist- und phantasiereichen Ahnungen von Einheit der Natur, vom innersten Wesen der Gottheit sind laute Anklagen, daß die Menschheit vom zusammenhaltenden Dogma verlassen war. Nicht Katholicismus, nicht Protestantismus kam ihm zu Hilfe, wohl aber verklagte ihn dieser lebhaft in Dresden und störte seine bürgerliche Ruhe.

Dieser Jacob Böhme ist auch formell für die Literargeschichte von Bedeutung, da er die merkwürdigsten Worte und Wendungen für solch ungewöhnlichen Gang des Gedankens eroberte. Leider haben sie wenig Einfluß gewonnen, da sie in stürmisch verwirrende Zeit fielen. Gichtel hat 1682 die Werke desselben herausgegeben, und erst die neueste Zeit hat großen Werth darauf gelegt. Jetzt sind sie freilich in sprachlicher Rücksicht nur eine Kuriosität, denn nur Kinder lernen bequem neue Sprachen.

Man muß sich für die Scheide des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts mit solchen Andeutungen begnügen, wie und in welcher Form einzelne Spuren höherer Regsamkeit erscheinen, und in der Zukunft zu einer Folgerung benützt sind. Das große Unternehmen war äußerlich gegen den Pabst wohl ziemlich geglückt, aber innen, in sich selbst, zur kläglichsten Dürre eingeschrumpft. Für eine kolossale alte Welt stellten sich ein Paar zänkische Formeln hin, die Zeit selbst sollte in Jahrhunderten aufbauen. Es ist zu ermessen wie traurig dies in der ersten Folgezeit aussehen mußte.

Mehr als jemals gewinnt es den Anschein, welcher bei historischer Betrachtung so oft hervortritt, als ob die Gottheit selbst

einschreite. Hier ist's, als ob sie spräche: Eure neue Welt ist noch zu arm, sie ist zu dürftig gelös't, Ihr sollt Alles noch einmal tiefer und mannigfaltiger durchfechten, um reicher zu werden. Der titanische Weltkampf beginnt noch einmal, Rom hat sich ermannt und gewinnt eine neue Macht. Die deutsche Geisteswelt tritt dabei völlig in den Hintergrund, von literarischer Aeußerung, welche in diesen Kampf einschlüge, ist gar nichts zu sagen, und alle sonstige Bestrebung ist kärglich und nicht der Erwähnung werth.

Das literarhistorische Interesse hat sich also zunächst diesem großen Momente zuzuwenden, da ihm natürlich auch der größte Einfluß auf unser Nationalbewußtsein nicht entgeht.

Es ist dies die große Restauration der katholischen Kirche, welche in Ranke's „Päbsten" so ausführlich und vortrefflich zusammengestellt ist, ja in dieser Zusammenstellung selbst unsere neue historische Kenntniß überrascht hat.

Die Benutzung gesandtschaftlicher Berichte, aus denen der Historiker seine Data holt, hat sich höchst ergiebig dabei bewährt. Man sieht nun hinter die Kulissen selbst, wo Weltgeschichte aufgeführt wird, hört nicht bloß die Zeugnisse der Zuschauer im Parterre. Denn solche bloße Zuschauer und Referenten dieses Zuschauens sind gewöhnlich die Chronisten.

Folgenden jetzt unerhört scheinenden Anlauf des Sieges hatte die Reform im ersten Schwunge genommen. Der ganze Norden gehörte ihr, die skandinavischen Reiche, sogar ein großer Theil des polnischen Adels, alles nördliche Deutschland waren protestantisch. In Ungarn war sie so weit, daß 1554 ein Lutheraner zum Palatin erwählt wurde, in Siebenbürgen herrschte sie völlig. Selbst das südliche Deutschland war ganz erfüllt, Franken, sogar Baiern und Oesterreich. Man rechnete, daß im letzteren nur etwa noch der dreißigste Theil katholisch geblieben sei. Der österreichische Adel studirte in Wittenberg. Die Salzburgischen Bauern riefen dem katholischen Prediger in der Kirche zu: Du lügst. Am Rheine war aller Adel protestantisch — „ein venetianischer Gesandter rechnet im Jahre 1558, daß in Deutschland nur noch der zehnte Theil der Einwohner dem alten Glauben treu geblieben."

„In Wien war es zwanzig Jahre her, daß kein Zögling der Universität die Priesterweihe genommen hatte.“

Und der calvinistische Glaube, der dem Katholicismus noch so viel schroffer entgegenstand, welch eine ungeheure Ausdehnung hatte der! Er herrschte in Britannien. In Frankreich „findet der Venetianer Micheli 1561 keine Provinz vom Protestantismus frei, drei Viertheile des Reichs von demselben erfüllt.“

Wie die Niederlande, mit Ausnahme des kleinen Wallonentheils, für den Protestantismus fochten, ist bei den Feindesnamen Alba und Philipp erinnerlich.

Nun betrachte man mit Erstaunen, wie unzureichend diese wahrhafte neue Lebenskraft sich erweis't, und was in wenig Jahren geschieht. Möge man noch so viel einzelne Erklärung finden, daß ein so außerordentlicher Raum beinahe ganz wieder verloren gehen konnte, man muß auf den Hauptpunkt zurückkommen; es gelang nicht, das neue Dogma zu einem das Leben wirklich erfüllenden Dogma auszubilden, die breite innerliche Poesie einer Reform ward nicht erfaßt, und die Einzelnheit unterlag einem konsequenten Angriffe.

Dieser Angriff ward vom Katholicismus mit größter Energie geführt, die große Poesie einer alten geschlossenen Welt wurde siegreich benützt. Wie geschah das?

Ein Jahr noch vor Luther's Tode 1545 trat das berühmte Tridentiner Concilium zusammen, und begann in den Schranken der alten Kirche eine mäßige, kluge Reform. Das Ergebniß davon ist die katholische Kirche, wie sie noch heute besteht. Schon sechs Jahre vor Luther's Tode, 1540, hatte der Pabst den Jesuiterorden bestätigt. Dieser Orden, ausgerüstet mit einer wirklich lebendigen Bildung, mit einer Bildung, die in Wahrheit aller Kleinigkeitskrämerei der damaligen Meinung überlegen war, die eine moderne Welt viel klarer und besonnener in sich trug, als selbst der Hauptstock der Reform, die sich aber nur Schritt vor Schritt und mit möglichst gesichertem Anhalt an die alte Weltburg bewegte, dieser Orden rettete den Katholicismus und allen Uebergang in die alte Welt.

Es findet sich kaum irgend wo in der Geschichte ein Institut von dieser Bedeutung. Diese „spanischen Priester,“ wie man sie nannte, erkämpften, unter riesenhafter Aufopferung, der alten

Welt ein längeres Leben, oder doch ein erträgliches Alter, und womit erkämpften sie's? Durchweg mit modernen Waffen. Auf Lehre, auf Erziehung, auf rationellen Beweis stützte sich ihre Kraft, in keiner Weise auf ein brutales Glaubensverlangniß.

Darum sind sie in einer Geschichte des Geistes von der allergrößten Wichtigkeit: nicht so kühn, so heroisch, nicht so bornirt — wahr traten sie auf, und wirkten sie, wie die Reformatoren, aber feiner und breiter, nicht bloß umsichtiger, sondern auch umfassender. Sie sind die große Ergänzung der Weltreform, welche mit dem sechzehnten Jahrhundert begann, obwohl sie für eine sogenannte Restauration arbeiteten. Sie sind die Hauptfeinde des alten Pabstes, und der ultramontane Katholik hat sie viel mehr zu hassen, als der Protestant; denn sie haben in jener Restauration Gedanken einer neuen Welt zum Vorschein gebracht, unter denen bald die Kirche selbst in den Hintergrund geschoben wurde. Die Kirche war immer noch hochmächtig, da sie angegriffen und da gegen sie gekämpft wurde, sie wäre noch hochmächtig gewesen, wenn sie nichts als ein Haus in Rom behalten, und man ihr dies beneidet hätte. Durch die Jesuiten gewann sie drei Viertheil ihrer alten Welt wieder, aber mit welchem Erbtheile? Man beneidete sie nicht mehr, man bekümmerte sich nicht mehr um sie. Die rationale Epoche war geweckt, man fragte nicht mehr nach dem Himmel, sondern nur nach den klugen Bedingungen der Erde; die moderne Politik entstand.

Die Jesuiten waren's, welche das Dogma von der Volkssouverainetät in Gang brachten, und auf der andern Seite dem politischen Grundsatze jede beliebige Wendung gaben, wie es eben ihrem Zwecke zusagte, für den Fürsten, gegen ihn, für den Adel, gegen ihn, für das Volk, gegen das Volk, wie es dem Augenblicke förderlich war. So haben sie jenes Moment der modernen Welt geschaffen, was man im vieldeutigen Sinne Politik nennt, was alle spätere Welt eingenommen und oft in kurzem Zwischenraume alle entgegengesetzten Punkte der Windrose durchsaus't hat. Dies ist aber das Moment, was so viel Gelegenheit bietet seit Anfange des siebzehnten Jahrhunderts, eine Welt umzuräumen, umzustellen, ohne daß man nach einem poetischen Dogma zu suchen braucht, welches in Tiefe und Höhe wieder einmal die Welt umspanne. Diese ganze, bloß rationelle Welt stammt von den Jesuiten.

Allerdings lag sie vorbereitet im Gange der Reform, wie sich denn auch auf dieser Seite die politische Theorie des Fürstenthums von Gottes Gnaden, das alte **Dei gratia**, zu einer wirklichen Gültigkeit ausbildete, und von den protestantischen Fürsten als Opposition gegen den Pabst in Beschlag genommen wurde. Aber die Jesuiten gaben ihr Schärfe und Spitze, womit sie eindrang, diese rationale Welt, die Welt der feinen Prosa.

Nicht bloß der gehaßten Elisabeth gegenüber in England, gegen welche Allen und Person schonungslos argumentirten, nicht bloß Heinrich IV. von Navarra gegenüber, da er noch Ketzer war, in einem Handbuche für die Beichtväter, was in der ganzen katholischen Christenheit galt, heißt es: „ein König könne wegen Tyrannei, der Vernachläßigung seiner Pflichten, von dem Volke abgesetzt, und dann von der Mehrzahl der Nation ein Anderer an seine Stelle gewählt werden." Die berühmten Schriftsteller der Jesuiten, Bellarmin und Mariana, haben solche Theorie nach allen Seiten ausgebildet. Bekanntlich galt der Mord an Heinrich III. durch Jacob Clement für eine preiswürdige That, und der Pabst rief aus, Gott selbst habe sie ihm eingegeben.

So sieht man hierbei das ganze Feld sich öffnen, wo die Theorie jeder Art von einer Partie zur andern schwankt, wo die höhere Einigung fehlt, und dieselbe That für einen Frevel und für eine Wohlthat ausgegeben wird. Ein Feld, was vom Rationalismus der Jesuiten zuerst aufgesucht wurde, und was noch heute nicht durchgängig von einer höheren Macht beherrscht ist.

Jene Jesuiten nun eroberten mit einem beispiellosen Erfolge das verlorene Terrain des Katholicismus wieder. Für Deutschland begann das in Baiern, Ingolstadt ward ihre Hauptfeste als neue Schulanstalt, und sie begnügten sich keineswegs mit der höheren Schulbildung, systematisch aus den ersten Anfangsgründen des Unterrichts entwickelten sie unscheinbar, kaum bemerkt, ihre Macht, die bald mit Riesenarmen Alles umschloß. Auf den Jesuitenschulen wurde so schnell, so gut und so viel gelernt, daß arglos selbst die Protestanten ihre Kinder dahin schickten. Gewaltige Päbste, Pius IV., Gregor XIII., Sixtus V., Clemens VIII. erkannten und benutzten mit alter Hildebrand'scher Kraft und Geschicklichkeit den großen Wendepunkt.

So kam es, daß zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts

der Protestantismus in Deutschland die Hälfte seines Gebiets verloren hatte, besonders Oesterreich und Baiern waren dergestalt vom Katholicismus überwältigt, daß sich in der Geschichte ganz die Kunde verloren hatte, auch dort sei einmal die Reform vorherrschend gewesen. An der Spitze des Katholicismus standen zwei Fürsten, Kaiser Ferdinand **II.** und Maximilian von Baiern, deren katholische Entschlossenheit an die zweifelloseste Zeit der Kirche erinnert; der dreißigjährige Krieg beginnt wie ein rächender Triumphzug des alten Glaubens, sogar der Heerd der Reform, Sachsen, ist zu seinem ewigen Unglücke mit dem katholischen Kaiser verbunden.

Dies war jene erste Wendung, welche aus dem Verkümmern der Reform entsprang, aus dem Mangel einer erfüllten großartigen Auffassung des Weltmoments. Hier liegt das Unglück zu Tage, was uns in der Literatur von 1550 — 1600 gähnend oder keifend entgegengetreten ist, das Unglück nämlich, wie die Reformwelt kein überlegenes geistiges Talent zu schaffen, oder zu pflegen und zu bilden wußte.

Eine zweite Hauptwendung, welche diese Zeit bezeichnet, ist folgende: die Idee der Politik, die Idee des umherschlüpfenden beweisenden Gedankens wächset aller sonstigen inneren Welt über den Kopf. Das ist die folgenschwere That der Jesuiten. Sie haben restaurirt mit neuen, nüchternen Mitteln, die schlanke Kombination des Verstandes ist geweckt, der nächste, irdische Vortheil stellt sich daneben, die großen Religionsfragen sinken als Ueberschwenglichkeit in den Hintergrund, obwohl sie noch Vorwand bleiben. Man fragt nach dem Praktischen, und zwar mitten in der Restauration eines alten überschwenglichen Glaubens selbst tritt diese Krisis ein, am Mittelpunkte, am Pabste selber.

Es hat den Anschein, als ob die moderne Methode der Jesuiten, womit sie die Kirche retten wollten, wie ein langsam wirkendes Gift dem Pabstthume eingegeben worden sei, und erst in einem späteren höchst wichtigen Augenblicke tritt plötzlich unerwartet die Wirkung ein, während des dreißigjährigen Krieges. Die katholischen Waffen sind im Zerschmettern des letzten Restes vom deutschen Protestantismus begriffen, da steigt dem höchst merkwürdigen Pabste Urban dem **VIII.** die andere politische Idee in's Herz, er vergißt den Glauben, die Macht des kaiserlichen

Oesterreichs kommt ihm auf einmal bedenklicher vor, als die Macht des Protestantismus, er hat in dem wichtigen Augenblicke, wo es sich um endlichen, schweren Sieg über die Ketzerei handelt, die verwickeltsten Kombinationen der Politik im Gemüthe, und der Glaube muß schweigen. Im Vatikan hat man den Waffen Gustav Adolphs den besten Fortgang gewünscht, und wenn Kaiser Ferdinand dringend schrieb, den Krieg, den dreißigjährigen, für einen Religionskrieg zu erklären, damit größere Theilnahme gewonnen werde, so hat der Pabst Urban stets kopfschüttelnd gelächelt, und standhaft erklärt, dieser Krieg, dieser dreißigjährige, gegen die deutschen Protestanten sei kein Religionskrieg.

Ist es nicht wirklich, als ob ein Gift, oder ein Zauber auf den Pabst gefallen wäre? Es war der Jesuitismus in obiger Bedeutung. Solcher Jesuitismus wurde ein außerordentlich starkes Element moderner Zeit, dem Pabste selbst spielte es das ewige Ziel unter den Händen fort. Mit Schrecken ward man später inne, daß man solchergestalt nichts in der Hand behalten habe, als eine bei jedem Sonnenblick wechselnde Schlangenhaut, eine Politik ohne dogmatischen Gehalt, eine Figur des bloßen Verstandes.

In solchem Hergange ward der Protestantismus gerettet, und die unendliche Kombination der Beliebigkeit geboren, wie sie die moderne Welt durchfluthet, wie sie sich in den heterogensten Formen der Literatur bekundet; es ward in Frankreich durch einen Kardinal Richelieu die moderne Politik gebildet, deren Konsequenz französische Monarchie, klassisch-französische Literatur, deren Kehrseite französische Revolution war. Man tritt also mit diesem Pabst Urban in ein Hauptstadinm der neuen Zeit.

Allerdings mag eingewendet sein, daß die Päbste von jeher die politische Macht im Auge gehabt, aber es ist hier ein ganz anderes politisches Verhältniß, wo das Opfer der Katholicismus selber wird.

Die Idee des europäischen Gleichgewichtes beginnt eigentlich mit diesem Urban, eine Idee, welche von unübersehbarem Einflusse auf das innere Leben der Völker wird. Sie scheiden sich jetzt in neu schattirte Nationalitäten, Stoff zu Freundschaft oder Feindschaft wird durchweg ein äußerlicher, ein quantitatives Verhältniß, man fragt nicht mehr nach innerem Unterschiede, nach

innerem Gegensatze oder Uebereinkommen, sondern lediglich nach jenem Verhältnisse. Das Wort Verhältniß wird Alles.

Damit treten wir unmittelbar in einen modernen Bereich, der bis heute gewebt hat; die Literatur ist von nun an aller höheren Beschränkung ledig, die rein bürgerliche, die polizeiliche nur tritt ein, man kann singen, dichten, schreiben, was man will. Aber freilich, man muß sich auch selbst jedes kleinste Gesetz schaffen. Und wie schwer das ist, sehen wir nur zu deutlich in der nächsten Literargeschichte, welcher es erst bei Goethe gelingt, eine klassische Poesie des Verhältnisses zu erreichen.

An dieser Stelle hört nun aber auch ein bisheriger Gang auf, den Literatoren gegenüber. Man darf sie nicht mehr verantwortlich machen, wenigstens nicht mehr mit dem alten Nachdrucke verantwortlich machen, ob sie das nationale Dogma ihrer Nation und Zeit tief oder schwer errungen und gedeutet haben. Jetzt wird das Dogma eine grenzenlose Freiheit, jeder Charakter ist eine Welt für sich, man hat zu sehen, ob diese Welt der Rede werth sei, und dann erst, ob sie in ihren eigenen Verhältnissen sich glücklich, schön oder wahr gestellt habe.

Die charakteristische Literatur beginnt, da die dogmatische aufgelös't ist. Indessen da dies seiner Natur nach ein Kreis bleibt, der sich erst in Kenntniß der feinsten Nüancen erkennt, so geht die Literatur noch ein gutes Jahrhundert mancherlei vereinzeltem Dogma nach, was auftaucht, und kommt nicht zum eigentlichen Bewußtsein ihrer selbst. Sie hat es sich sogar bis heute nicht klar gemacht, oder wenigstens nicht in dem entschiedenen Ausdrucke klar gemacht, daß sie seit Zertrümmerung eines allgemeinen Zusammenhalts eine Prosa sei, nur unterbrochen von einzelnen Versuchen zur einheitlichen, poetischen Sammlung.

Den letzten Stempel erhielt die Prosa durch den Jesuitismus, durch Austritt des Pabstes selbst aus seinem gebannten Kreise in das entschiedenste Prosaelement, in die moderne Politik, durch die Politik, welche mit Richelieu herrschend wurde.

Was noch Dogma hieß, ward jetzt Illusion. Es hat etwas Rührendes, wie inmitten des dreißigjährigen Krieges deutsche Schäfergesellschaften zusammentreten, um die Poesie zu befördern. Die Reform hat sich unfruchtbar erwiesen, der Katholicismus hat im Jesuiten und in Schöpfung der Politik außerordentliche

Kraft, aber Kraft zur Selbstvernichtung bewiesen, Kraft zur Beförderung einer Prosa-Welt, die er eigentlich bekämpfen wollte, und diesem Ungeheuren gegenüber schließen sich deutsche Vornehme und Gelehrte zu Literaturgesellschaften aneinander, damit Sprache und Poesie gedeihe.

Die Erscheinung jener literarischen Gesellschaften in Deutschland ist ein merkwürdiges Symptom, wie viel bewußtes Streben vorhanden war, wie Wenig in der Literatur gelang, und wie schwer es namentlich unter Deutschen wird, durch gemeinschaftliches Unternehmen etwas Großes durchzusetzen. Sollte die einzelne Persönlichkeit eines Deutschen so viel besonderer ausgeprägt sein, daß sie so viel besondere Ansprüche macht, und dadurch in eine gemeinschaftliche Thätigkeit nicht so leicht aufgeht? Den sich unter einander ähnlicheren Franzosen gelingt es offenbar leichter.

Doch ist in der Geschichte fast immer ein religioses oder politisches Interesse nöthig gewesen, wenn durch ein absichtliches Zusammengesellen etwas geschehen sollte. In dem religiosen ist stärkere Gluth, in dem politischen treibt der nachliegende Erfolg des Gelingens oder der Gefahr mehr, in Beiden ist praktischere Leidenschaft. Daraus erklärt sich die gewaltige Erscheinung der Jesuitengesellschaft. Für literarische Interessen hat ein gesellschaftlicher Verband wohl Nutzen oder Schaden gestiftet, aber er ist niemals durchgedrungen. Die Literatur als feinster Blick des geistigen Bewußtseins hat sich nie gewaltsam machen lassen, sie ist wie das Genie selbst immer als unmittelbares Geschenk hervorgetreten. Deshalb sind auch alle die Epochen, wo das Genie fehlt, oft recht ehrwürdig und wichtig, aber stets ohne jenes Zeichen Gottes, was der blödeste Mensch erkennt.

Die Veranlassung zu diesen Gesellschaften in Deutschland war zunächst die Sprache. Der spanische Kaiser Karl, die Verbindung mit Spanien durch seine Verwandten, welche den deutschen Thron behielten, die Religionskriege in den Niederlanden, im Vaterlande selbst, wo spanisch Kriegsvolk und manches andere eingewirkt hatte, war keineswegs ohne Einfluß auf die deutsche Sprache vorübergegangen. In Italien ferner sah man den Geschmack an Akademien, besonders war die della crusca sehr gerühmt. So ward 1617 zu Weimar die fruchtbringende

Gesellschaft oder der Palmenorden gestiftet. Dies ist der erste große Anfang dieses Triebs. Drei Herzöge von Weimar, zwei Fürsten von Anhalt, was sich überhaupt sehr rüstig erwies, und viele vornehme Herren traten unter der Stiftung Ludwigs von Anhalt-Köthen, Caspar's von Teutleben dazu. Man tändelte von vornherein, gab sich geschmacklose Bezeichnungen und Beinamen, die Aermeren verloren sich in kindische Höflichkeit gegen die Höhergestellten und es gab kein äußerlich würdiges Resultat, wenn man auch deshalb nicht in Abrede stellen darf, daß diese Anstalt zu einer verwildernden Kriegszeit unscheinbar die besten Einflüsse geübt hat. Die Beinamen „des Klebrichten, des Gekochten, des Nährenden mit Waizenbrot, des Sprossenden" sind für den heutigen Geschmack nicht besonders reizend. Dieser letzte, der Sprossende, Georg Neumark, hat einen Bericht darüber hinterlassen, Weimar war nach Köthen der Hauptsitz geworden, und die Anstalt schlägt sich merkwürdigerweise durch die zerstörenden 30 Kriegsjahre hindurch, und schleppt sich noch einmal so lange bis zum Jahre 1680.

Mitten im dreißigjährigen Kriege wird zu Straßburg eine zweite Gesellschaft der Art gestiftet, welche die „aufrichtige Tannengesellschaft" hieß, aber bald unterging.

Eine dritte, die deutsch gesinnte Genossenschaft oder Rosengesellschaft, 1643 durch Philipp von Zesen gegründet, machte es sich zum besonderen Zwecke, die deutsche Sprache um jeden Preis von fremden Ausdrücken rein zu halten. Es ist also dies der erste Purismus, welcher mehrmals in unserer Geschichte wieder aufgetaucht ist. Er übertreibt stets bis zur Karrikatur, denn bei einer lebhaften Verbindung mit andern Nationen, bei lebhafter Annahme benachbarter Sitten und Ausdrücke, die mit den Sitten nöthig werden, kann mancherlei Annahme nicht ausbleiben. Sie ist eine Nothwendigkeit, nachdem sich einmal Europa in so enger Gemeinschaft der Kultur entwickelt hat. In einer so späten Zeit, welche selbst zu keiner selbstständigen Jugend gekommen war, hieße es ein Land zum armen Separatismus verdammen, wenn man es von allem benachbarten Einflusse und aller Aufnahme und Gemeinschaft ausschließen wollte.

Dennoch liegt solcher Nationaleitelkeit, die in den Purismus geräth, ein ächter stolzer Kern zum Grunde: er tritt nur an zu

später Stelle und in unpassendem Maaße hervor; dennoch bleibt er eine reinigende Krankheit, welche mit Beihilfe geschickter Aerzte dem nationalen Körper ganz förderlich ist. So möge denn auch jene übertriebene Bestrebung solcher Gesellschaften nicht ohne Weiteres verspottet werden, wie durchgängig geschieht. Mögen sie bis in's Kindische gehen, mögen sie die Fremdwörter oft steif und geschraubt verdeutschen und eine gewaltsame Rechtschreibung einführen, ein gesunder Nationalsinn wird das glücklich Gefundene aufnehmen, wird die Frazze vergessen und am Ende wird doch ein nicht unwichtiger Gewinn übrig sein.

Jener Gesellschaftstrieb, welcher sich zäh und hartnäckig bis in das neueste deutsche Leben herunterzieht, ist mancher Pedanterei förderlich gewesen, er hat aber doch auch wesentlich einer Nation gedient, die einer politischen Einheit entbehrte, und deshalb schwerer zu einem gemeinsamen Zusammenhalte kam, er hat wenigstens den Schimmer eines nationalen Bewußtseins in seinem formellen Kreise bewahrt.

Und hier an diesem Punkte unserer Geschichte ist er offenbar von der erfolgreichsten Anregung gewesen. Mit der Reform war auch die Waffe derselben schartig worden, die deutsche Sprache war mit der Reform verrostet, der ganze und halbe Humanismus, welcher fortwährend seinen spielerischen Einfluß behauptete, und sein griechisch und römisch Spektakel ernsthaft aufführte, ohne doch ganz in Abrede zu stellen, daß es ein bloßes Spektakel, ein künstlich Schauspiel sei, dieser Humanismus erhielt die Gelehrten immer lateinisch. Hatte doch Luther nebenher noch manchen Traktatus lateinisch herausgegeben, denn wenn er in die Weite wirken wollte, war das nöthig. Viele seiner Nachfolger thaten dies unnützerweise auch für die Nähe. Die eigentlich deutsche Reform lag sehr im Argen. Kriegsvölker aus allen Nachbarschaften hatten unsern Boden bedeckt, und das Verständniß ihrer Sprache aufgenöthigt; Frankreich war durch jene moderne Politik, welche es von den Jesuiten und von Richelieu lernte, der Ton angebende Staat geworden. Wie im Mittelalter die Dichtungsstoffe bei ihm zusammentrafen, wie die Scholastik dort ihr Hauptlager fand, so ereignete sich auch eben dort die große politische Wendung Europa's, in welcher man aus der Nothwendigkeit des alten Dogmas in die Beliebigkeit und Freiheit

des politischen Gedankens trat. Ein halb protestantischer, halb katholischer Fürst, Heinrich von Navarra, trat auf in Frankreich und wurde der Markstein. Diese neue Macht ward von der lebhaften und so glücklich gelegenen Nation vortrefflich ausgebeutet, Ausdruck und Form der modernen Welt ward bereits unter Richelieu von Frankreich aus Mode, kurz die französische Mode begann, welche in Wahrheit jetzt ganz Europa unterworfen hat, bis auf den orientalischen Rock des Türken, welcher dem französischen Frack weicht, ebenso wie im ganzen übrigen Europa die nationale Tracht dem französischen Schnitt und Umgangswesen gewichen ist. Am Schluß des dreißigjährigen Krieges erheben sich unsere Klagen in Deutschland ebenso, wie sie jetzt noch zu hören sind, über die hereinbrechende Mode und Sprache Frankreichs. Der lang zögernde westphälische Friede, wo man Jahre lang hin und her sprach, war der letzte Hauptanlaß geworden.

War nicht unter solchen Umständen jener puristische Drang etwas achtenswerthes? Wir hatten die Reform begonnen, der Jesuit und der französische Politiker reißt sie an sich, gestaltet sie in einen anderen Weg, wir kommen in zweite Stellung. Sollen wir auch unsere Waffe einbüßen, unsere Sprache verlieren? Da wo sie eine neue Jugend gefunden hat, soll sie alle eigene Entwickelung verlieren, und über und über mit fremdem Gedanken und Ausdrucke bedeckt werden?

Einer gesicherten Existenz, einer durch klassische Schrift festgestellten Sprache darf man dreiste Berührung und dreisten Einfluß leichtlich gestatten, sie hat ihren Charakter, sie kann tändeln und Mancherlei annehmen, sie wird auch dabei ihre Aechtheit bewahren, und nur das Nöthige und Gewinnbringende wirklich in sich aufnehmen.

Aber einer jungen, so bedrohten Existenz, wie die unsere nach dem dreißigjährigen Kriege war, blieb eine pedantische Vorsicht sehr heilsam. Land und Volk war zerrissen, die Besitzung verwüstet, Bürger und Bauer verwildert, der Edelmann im förmlichen Raubwaffenhandwerk verdorben, die Stände waren auseinandergeklüftet, der Glaube verwirrt, und man redete in allerlei Sprache, man flickte einen Ausdruck zusammen, der bald vom slavischen, bald vom spanischen, bald vom französischen Soldaten hergenommen war.

Es war Alles für uns verloren, die Fremden theilten uns, was für eine Hilfe blieb uns übrig, als die formelle des Ausdrucks! Es war ein sehr glücklicher Takt, sich mit aller Schwere auf unsere Sprache zu werfen, und wir sehen auch in nächster Folge, daß sich alle neue Gestaltung nur in dieser Art entwickelt. Opitz hat nur dadurch seine große Stellung gewonnen, daß er wieder ein gebildetes Deutsch erschafft.

Die meisten Wendepunkte unserer Nation knüpften sich an unsere Sprache, sie ist Klang und Gewebe der Seele, sie ist nicht bloß Form, sondern ist der Geist selber mit aller Größe und aller Nüance. Und besonders in einer Prosaepoche ist sie Alles, alle Möglichkeit, aller Fortschritt bildet sich zuerst in ihr. Eine poetische Zeit hat ihr Dogma, dem ist die Sprache dienstbar; in einer solchen Zeit untersucht und forscht man auch nicht über die Sprache. Wohl aber in einer Prosa-Epoche, und der richtigste Instinkt führt darauf; dort schafft das Dogma selbst die Konsequenzen, hier muß sie die Sprache schaffen.

Jene Gesellschaften selbst haben allerdings nicht viel genützt, aber die Idee derselben ist höchst einflußreich worden.

Noch eine vierte, fünfte und sechste ist zu nennen, nämlich: die Gesellschaft der Pegnitzschäfer oder der gekrönte Blumenorden von Harsdörfer und Klai 1644 zu Nürnberg gestiftet. Diese Gesellschaft, welche sich besonders in eine saftlose Schäfersucht und Idyllenlehre hinein schwärmte, wo man sich süße Hirtennamen und Milchbezeichnungen gab, dauert sogar jetzt noch in anderer Gestalt fort, zu einem Kasino war sie immer gut. Johann Herdegen, welcher den Zuckernamen Amarantes führt, hat Nachrichten aufgezeichnet über Anfang und Fortgang dieses „löblichen Hirten- und Blumenordens.“

Der Holsteiner Johann Rist stiftet 1656 das ähnliche Institut „den Schwanenorden an der Elbe,“ der aber ein sehr kurzes Leben führt, mit seinem Schwane Rist 1667 ohne besonderen Sang verscheidet.

An Wichtigkeit erreicht und übertrifft noch „die poetische Gesellschaft“ jene ersten. Sie wird 1697 von Wencken gestiftet, und später von Gottsched unter dem Titel „deutsche Gesellschaft“ erneuert und zu Bedeutung gebracht.

18.

Die erste schlesische Schule.

Diese Schule ist nach unserer Annahme dessen, was Prosa sei, von großer Wichtigkeit. Sie gehört fast durchgängig in diesen weiteren Bereich der Prosa. Nur eine Anknüpfung mit altem poetischen Bewußtsein bleibt ihr im Kirchenliede. Die Stellung dieses lyrischen Theils ist oben erwähnt worden, und dafür ist Paul Flemming, das bedeutendste lyrische Talent dieser Schule, die nächste Anknüpfung. Opitz selbst zwar, die Hauptperson der Schule, hat ebenfalls geistliche Lieder gedichtet, sie sind aber von keinem Belange. Er und der ganze hierher gehörige Umkreis hat seine Hauptbedeutung im Geschmacke. Dieses Wort Geschmack tritt überhaupt jetzt gebieterisch hervor, es wird ein regierendes aller modernen Literatur, welche mit Opitz in eine bestimmte Stellung eingehoben wird. Der Geschmack ist eine Wahl, und jetzt, wo das Dogma mangelt und die Freiheit des Antheils grenzenlos eröffnet ist, wird die Wahl von unendlicher Wichtigkeit. Sie ist der unerläßliche erste Schritt, auf den außerordentlich viel ankommt — zur Zeit der dogmatischen mittelalterlichen Poesie existirte die Wahl in dieser Bedeutung gar nicht. Der Kreis des Interesses war fest, aus diesem ging Niemand hinaus, oder er sang falsch, wie es die Erben des Mittelalters sehr treffend benannten.

Jetzt ist der Kreis gesprengt, es wird die erste und wichtigste Frage, was der Dichter wählt, und in Behandlung des gewählten

Stoffes fragt es sich zunächst wieder, was für ein Verhältniß er wählt, und wie er dies Verhältniß erfüllt. Würdig kann jetzt tausenderlei sein im Gegensatze zu sonst.

Deshalb wird diese Eigenschaft, dieser Geschmack, von jetzt an, stets die erste Bedingung des Gelingens. Die Reform hat kein neues katholisches Dogma erobert, die Bildung im Allgemeinen wird Schöpfer und wird Behörde, eine höhere durchaus gültige Berufung von ihr ist nicht mehr da. Was früher so gebieterisch verlangt werden konnte, das Nationale, das Religiose verliert jetzt seine Kraft an sich, es ist nur etwas, insofern es von der Bildung dazu gestempelt wird, freie Bildung ist Alles, in dem Unerwartetsten kann das Vortreffliche geleistet werden.

Dahin bewegt sich jetzt nach solchen Stürmen das Romantische.

Daß dieß nicht empfunden und anerkannt wird, erzeugt so viel Wirrniß unserer Kritik; man täuscht sich über die Konsequenz, welche mit dem Sturze des Katholicismus eingetreten ist. Jeder starke Mensch verlangt die Verherrlichung und alleinige Geltung des Interesses, was ihn belebt, und ist der Meinung, dies sein Interesse müsse der neue Katholicismus sein. Jeder kräftige Mensch ferner verlangt mit gesundem Blicke, daß sich Alles um einen allgemeinen Zweck sammle, und zu gutem Glücke vereinigt sich auch die moderne Welt öfters wieder in einzelnen Partieen zu einer solchen Gemeinschaftlichkeit. Dies ist aber bis jetzt immer nur eine partielle, oder vorübergehende Vereinigung geblieben, und ein dogmatisches Gesetz daraus zu entnehmen ist ein Irrthum und eine Ungerechtigkeit. Der Dichter hat sich bis jetzt in dieser modernen Zeit immer sein Verhältniß zu gewinnen, und der Kritiker hat erst in dies Verhältniß einzugehn, und erst, nachdem er dieß gefaßt hat, ein Urtheil zu suchen. Dichter und Kritiker müssen also zu allererst Geschmack haben.

Darum wird das Urtheil von jetzt an so viel schwieriger, so viel bedingter, das Ab- und Zusprechen ohne Weiteres hört auf.

Dies erhellt um so deutlicher, wenn man zusieht, wie sich jetzt die Dichtung gestaltete. Was findet sich vor?

Ueber den Glauben ist genug gesagt, man weiß, wie er zerstückt, unsicher gemacht war, die katholische Kirche selbst hat in sich solche Wendungen erlebt, daß ihr ungetheiltes Interesse dafür nicht mehr bestehen konnte. Man richtete also seine Aufmerksam-

keit mit größererer Unabhängigkeit darauf, was sonst wie Interessantes, Schönes und Bedeutendes überall zum Vorscheine gekommen war. Man wählte. Die kriegerischen Berührungen, welche unsere Nation nach allen Seiten erlebt hatte, hinterließen Sprachkenntniß und Theilnahme an auswärtiger Literatur. Es kam zur Einsicht und zum Bemerktwerden, was Ariost damals, da Luther zum ersten Male auftrat, in Italien phantastisch gescherzt und gedichtet hatte, was Tasso und andere Italiener später dichteten; Spanien, was sich so mannigfach reichhaltig erwiesen hatte, wirkte nicht nur nachhaltig auf Frankreich, man fragte auch bei uns darnach, wo das Kaiserhaus mit Spanien in naher Verbindung stand; Frankreich wirkte nicht sowohl durch seine Thaten der Schrift, als durch seinen Geschmack selbst auf den unsrigen; der Haupteinfluß von da kam in jener Zeit wenigstens nicht so direkt in unsere schöne Literatur, als vielmehr in unsre abstrakte Gedankenentwickelung durch des Cartes, und in unsere allgemeine Auffassung. In den Niederlanden blühte klassische Gelehrsamkeit auf und malerische Kunst; die Philologie begründete sich dort einen Hauptsitz. Einfluß von Frankreich und Spanien schießt dort zusammen, und für uns kommt die breiteste und wirksamste Ueberlieferung aus den Niederlanden. Die Grotius und Heinsius sind Hauptführer unseres Opitz.

Wir werden denn auch die Hauptleute unsrer schönen deutschen Schrift der nächsten Epoche viel auf Reisen sehn, sie bilden sich hier und da, nehmen an, und wählen.

Das trifft schon zum Theil die Leute, welche die schlesische Dichterschule einleiten, Schede, Andreä, Spee, Weckherlin. Sie reisen umher, oder werden umher getrieben, prüfen und wählen aus.

Wir haben die eigentliche Dichtungsthätigkeit der Nation da gelassen, wo sie sich an Roman- und Volkssagen schließt, wo sie ein Wanderlied oder sonst ein Lied gewinnt, wo das Kirchenlied einen höheren Aufschwung giebt. Das Volk ließ sich denn auch seine Thätigkeit, sein Interesse der Art niemals ganz nehmen, mochten die gelehrten Herrn es übrigens noch so kraus und wunderlich treiben. Auch aus dem Pfaffenskandale ward mancher spottende Reim gemacht, es ward vom „jesuitischen Schlangenbalg,“ von den „Janitscharen des Pabstes“ gesungen, und man

warf auch noch alle diese Dinge bei Seit, und suchte sich das kurze Bischen Freude des täglichen Lebens zu verliedern. Daraus machte der nüchterne Prediger das harte Wort „verliedern," was in manchen Provinzen heute noch so viel bedeutet als „liederlich oder lüderlich werden." Nicolaus Rosth gab 1583 „fröhliche neue teutsche Gesänge" und 1593 in Altenburg „dreißig neuer lieblicher Galliardt mit schönen lustigen Texten komponirt und publicirt" heraus. Der Mecklenburger Thomas Martin bringt ein erstes Buch „lustiger Weltlieder" und so erscheint auch Mecklenburg einmal in der Literatur. Brechtel giebt „neue kurzweilige deutsche Liedlein mit drei Stimmen" dann „mit vier und fünf Stimmen," Haßler „teutsche Gesänge nach Art der welschen Madrigalien," und 1600—1601 „Aus dem Lustgarten neuer teutscher Gesäng, Balletti, Galliarden und Intraden komponirt."

Wachler rühmt diesen Sachen rhythmischen Wohllaut nach, anmuthigen Minnestyl, leichte Schalkhaftigkeit und freie Natürlichkeit.

Die vielen „neuen Lieder, gedruckt in diesem Jahre," welche noch bis vor Kurzem auf den Provinz-Jahrmärkten in grober Druckjacke erschienen, sind unverwüstlich im deutschen Lande herumgeflogen. Der Liederdrang ist uns also von den ältesten Sagen herab niemals ganz entwichen, und manches höhere Talent hat sich immer wieder daran entzündet. Die Sammlungen, besonders Arnim's und Brentano's im „Wunderhorne" können nicht genug gelobt werden. Diese Bahn wird jetzt mehr und mehr verlassen. Durch Kenntniß fremder Nationen und Schriften, durch Studium alter Dichter will man ein neues, höheres Bewußtsein in Poesie gewinnen. Die Dichtung wird gelehrt, ein Kunstcharakter bildet sich.

Die persönlichen Vorgänger des Opitz haben in folgender Weise gewirkt. Schede, der unter dem Namen Paul Melissus auftritt und 1602 stirbt, wandert viel umher, und ist zuletzt besonders als Bibliothekar in Heidelberg bekannt. In ihm ist ein ausgesprochenes Bestreben, den deutschen Kunstgeschmack zu veredeln, die Muttersprache rein und gemessen zu halten. In solcher Tendenz hat er die ersten fünfzig Psalme übersetzt, das Vaterunser, und viel geistliche Gedichte. Seine weltlichen Gedichte, die der unvollkommenen Zinkgrefschen Ausgabe von Opitz angehängt sind, zeichnen sich durch eine geschmackvolle, zarte Empfin-

dung aus. Von einem ähnlichen Bestreben des gleichzeitigen Peter Danais in Straßburg nach Schönheitsform ist leider gar nichts erhalten, als was an jener Ausgabe angehängt ist. Diese Melissus, Dnaisius, Moscherosch, Löwenhalt, Schneuber, Andreä, Weckherlin werden gern als große süddeutsche Partie zusammengefaßt, welche auch wie Opitz die Dichtung zum Interesse der Gebildeten erheben wollen, sich aber dabei noch an die vermittelnde Art Fischart's anschließen, den Riß nicht ganz bewerkstelligen, und zum Theil in unverhehlter Opposition gegen den zierlichen Opitz und die Schlesier stehen. Diese Opposition bleibt unwirksam, da sie sich meist nur mit verdeckter Anspielung herauswagt, und der entschiedene Wille wie der Erfolg bei Opitz zu finden ist.

Friedrich von Spee, der bis 1635 lebt, und berühmt ist als erster Gegner der Hexenprozesse, war Jesuit, und ist ein Beweis, wie frei und dreist auch die römische Kirche in moderne Bestrebung eintrat. Seine lieblichen Lieder sind unter dem Titel „Trutznachtigall" erschienen. Die Cotta'sche Buchhandlung hat 1834 eine Auswahl gedruckt, die jetzt noch ein Zeugniß seines feinen und zarten Sinnes geben kann.

Von stärkerer und allgemeinerer Einwirkung war Johann Valentin Andreae ein protestantischer Geistlicher in Schwaben, obwohl er bei großem Reichthume des Inhalts die Form selbst nicht so glücklich errang. Er ist ebenfalls viel gereis't, und hat nur leider seine besten Sachen lateinisch geschrieben. Ein ungewöhnlicher und schöner Standpunkt der Bildung macht sich an ihm bemerklich, er tritt nicht nur gegen Uebertreibung und Thorheit im Allgemeinen, sondern endlich auch, obwohl selbst Geistlicher, gegen den bornirten Streitfanatismus der Protestanten auf. Mitten im dreißigjährigen Kriege bewahrte er sich einen so unabhängigen Bildungspunkt, daß er sich einen Freistaat der Spekulation bilden, und sich dafür begeistern konnte. Von ihm stammt auch das allegorische Spiel der Rosenkreuzerei, worin eine weltbürgerliche Wiedergeburt gestaltet wurde, die dann von einer wirklichen Gesellschaft aufgenommen worden ist. Seine „christliche Gemäl" und „Geistliche Kurzweil" sind die Sammlungen seiner deutschen Gedichte.

Als unmittelbarer Vorgänger von Opitz wird genannt

Georg Rudolph Weckherlin. Sein nicht sicheres Todesjahr wird 1651 angegeben. Er überlebte also Opitz, ordnet sich ihm aber selbst unter, und nimmt auch besonders darum eine untergeordnete Stelle ein, weil ihm die überlegene Systematik und Geschmacksbestimmtheit fehlte, wodurch Opitz Führer einer ganzen Schule ward. Auch er war durch Reisen, Hofleben, reichen Umgang, humanistische Studien ausgebildet, war eine Zeitlang Sekretair des Herzogs in Stuttgart, 1620 in London bei der deutschen Kanzellei angestellt und in vielen Geschäften erfahren. Bei all solcher Bildung bei reicher Anlage und bei schwärmerischer Theilnahme an deutscher Literatur gelang es doch auch ihm nicht, das schöne Verhältnißmaaß zu finden, und seine Sachen blieben ungelenk und hart. Als Württemberg'scher Hofdichter begann er mit Gelegenheitsversen, was ihm der Kraftpatriotismus heute noch nicht verzeiht. Er führte das Sonett und das Idyll ein, konnte sich aber in der Verskunst über das bloße Zählen der Sylben nicht hinausschwingen, und erreichte den Opitzschen Punkt nicht, daß eine Sylbe schwerer sein könne als die andere.

Zwei Büchlein Oden und Gesänge sind 1618 von ihm erschienen, ein Trauerlied auf Gustav Adolph, ein Lobgesang auf Christi Geburt, Sonette, besonders Hirtenlieder und auch Epigramme werden von ihm ausgezeichnet. Gebauer hat 1833 eine Ausgabe von seinen Sachen besorgt, die alte Hauptausgabe von Amsterdam ist sehr selten. In Beschreibung einzelner Hoffeste zeigt er ungewöhnliche Ueberlegenheit des Prosa-Ausdrucks, wofür ihm sein Geschäftsleben wahrscheinlich die besten Dienste geleistet.

Als Beweis, welch ein reger Antheil besonders an spanischer und italienischer Literatur genommen wurde, mag dienen, daß der 1605 in Spanien erschienene Don Quixote schon 1621 in's Deutsche übersetzt wurde und daß der Anhaltiner Dietrich von dem Werder ein gepriesener Held mit Feder und Schwert, 1626 Tasso und 1636 Ariost in deutschen Alexandrinern herausgab. Dieses Versmaaß, was bald Uniform französischer Literatur wurde, gewann jetzt bei uns verschwemmende Uebermacht. Das kleine Anhalt interessirte sich besonders für's Ausland, auch der Don Quixote erschien in Köthen.

Nun aber trat zum erstenmale das obliegende Schlesien

gesetzgeberisch in der Literatur auf. Erst 1355 war es durch Karl IV. dem deutschen Reiche einverleibt worden. Schlesien war von slavischem Elemente durchdrungen, wenn auch Niederschlesien begierig und gelehrig deutsche Einflüsse aufnahm, und sie um so lebhafter ausbildete, je neuer sie erschienen. An den Grenzen und Völkerscheiden bildet sich ja zumeist das Nationalbewußtsein am Schärfsten aus; beim Rande des Grabes wird das Leben am Höchsten geschätzt, wenn man fortwährend auf der Hut sein muß, erkennt man um so deutlicher Eigenthum und Besitz. So hat der eigentliche Kern Schlesiens von früh auf bis in den heutigen Tag hinein den entschlossensten Werth auf deutsche Eigenheit gesetzt, und gerade darum manchen schönen Erfolg gewonnen. Noch heute glauben die Schlesier, ein vortreffliches Deutsch zu reden.

Unwichtig hierbei ist auch jene Theorie nicht, daß von der Berührung mit noch ungebrauchten Nationen oft interessante neue Thätigkeit geweckt werde. Unwichtig ist ferner nicht, daß Schlesien eine geliebte Hausprovinz des Kaiserthums war, und dadurch ein lebendiger Verkehr mit Wien unterhalten wurde. Dort in Wien war ein Stapelplatz der romanischen Einflüsse, das literarisch bewegte Italien war nahe, mit Spanien war man verwandt, der durch Trident und die Jesuiten moderne Katholicismus hatte dort sein Hauptlager, da mußte Anregung in Fülle sein. Nach Oesterreich war auch Minne- und Meistergesang in fleischige Lieder übergeschlagen. Opitz wurde auch in Wien gekrönt, ein literarisches Interesse war also dort jedenfalls stark lebendig. Die Jesuiten ferner hatten sich in Schlesien auf's Lebhafteste geregt, ihre großen Kollegien zu Breslau und zu Glogau zeugen noch heute von ihrer mächtigen Wirksamkeit. Auf der andern Seite war die Berührung mit dem aufgeregten Böhmen, mit dem reformirenden Sachsen nahe und erfolgreich gewesen, Katholik und Protestant wohnte hier dicht unter einander, das erhielt die geistige Bewegung ununterbrochen wach.

Alles dies mag wichtiger sein, als die gewöhnliche Erklärung, Schlesien sei weniger berührt worden vom dreißigjährigen Kriege, und habe sich dadurch mehr Ruhe und Kraft bewahrt. Die böhmischen Kämpfe, die Kriegszüge der Podiebrad und Corvinus, die Wege Wallensteins waren verheerend genug durch Schlesien

rückt. Wallenstein hatte zum Beispiele direkt seine Straße zum Fürstenthume Sagan über die Bunzlauer Gegend, in welcher Opitz aufwuchs; die Dohnaschen Bekehrungsreiter haus'ten in Schlesien so wild als Tilly's Völker anderswo.

Aber ein wichtiges Moment für Schlesien sammelt sich noch um den berühmten Pädagogen Trotzendorf, den Schüler Melanchthons, der von seinem Geburtsorte bei Görlitz Trotzendorf genannt wurde, und übrigens Valentin Friedland hieß. Er hatte im Reformjahrhundert eine vortreffliche Schule zu Goldberg gestiftet, die Außerordentliches leistete, und sicherlich einen nachhaltig aufregenden Einfluß für die ganze Provinz erhielt. Opitz war in Bunzlau nur etwa fünf Meilen davon zu Hause, und obwohl er selbst nicht dahin zur Schule kam, so wurde er sicher mannigfach des Goldberger Einflusses theilhaftig. Sein Vater, ein Bunzlauer Rathsherr, scheint selbst ein ganz tüchtiger und kultivirter Mann gewesen zu sein.

1597 ward Martin Opitz geboren, in Bunzlau selbst; in Breslau und besonders auf dem jetzt verschwundenen Gymnasium zu Beuthen an der Oder hat er eine gute Schulbildung erhalten. Dies Beuthen, ein kleiner Ort am hohen Oderufer, dem gegenüber Carolath mit schönen Eichenwäldern liegt, hat den jungen, artigen Mann frühzeitig angeregt. Er ging nach Frankfurt und dann nach Heidelberg, also an die entgegengesetzte Seite Deutschlands auf Universität, das humanistische Studium wird hier in einem Literator wenigstens theilweise einmal lebendig, obwohl Opitz mit gesundmodernem Sinne sich mehr den näheren und seiner Zeit ächteren Interessen der holländischen, französischen und italienischen Literatur zuwandte. Diese Sprachen hat er mit Eifer erlernt, und das Beste dieser Literaturen hat er mühsam aufgesucht. Wir bekommen es hier durchaus nicht mit einem original-schöpferischen Geiste zu thun. Unser Land war der Kriegsschauplatz gewesen, wir waren zerrüttet, zurückgeblieben, der eigentliche Inhalt neuer Welt fand noch keinen herrschenden Platz in unserer Literatur, Katholik und Protestant schrieb durch einander, es mußte uns genügen, daß nur mit glücklicher Hand irgend ein Weg ausgewählt wurde.

Diese glückliche Hand hatte Opitz, er suchte auf's Beste nach Ausdruck und Form, damit sich nur irgend ein Anfang bildete.

Und was noch mehr, was so selten ist, dieser geehrte und gepriesene Weltmann, der durch Lob und Krönung so leicht verführt werden konnte, war darüber keinen Augenblick in Täuschung befangen. Mit lieblicher Bescheidenheit weis't er sanft den Titel eines Dichters zurück, und gestand, daß ihm dazu das Schöpfungsvermögen fehle; er wollte nur eine Form finden, die der Gewaltigere benützen könne. Daß sich andere Proben, Eitelkeitsproben in ihm finden, ist bei der Art, wie er gefeiert wurde, nicht zu verwundern. Deshalb ihn zornig herabzusetzen ist Unrecht, deshalb seinen Charakter zu erniedrigen, weil er ein praktischer Weltmann war, und sich gewandt Stellung und Geltung zu schaffen wußte, ist eben so unrecht. Wir sehen doch wahrlich, daß sein Weg, die Literatur in Ansehn und Wirkung zu bringen, der richtige war, warum ihn denn nun ohne besondere Noth der höfischen Schranzerei beschuldigen, weil er von Fürsten geehrt und beschützt wurde, und doch, seinen Kräften nach, unsrer deutschen Welt des Menschenrechtes nichts vergeben hat. Von Universität und Reisen kam er nach der Heimath zurück, bereits in Manchem erfahren, geschickt und gewandt, und lebte eine Zeitlang am Herzoglichen Hofe zu Liegnitz. Bethlen Gabor berief ihn nach Siebenbürgen an eine dortige Schule. Dort sammelte er Dacische Alterthümer, verarbeitete sie, und übte seinen Geschmack an manchem Einzelnen. Diese Alterthumsstudien sind verloren. — Aber das Heimweh ließ ihm keine Ruhe, er kam nach Schlesien zurück, und lebte, an Sprache und Versen arbeitend, in Bunzlau und Liegnitz, ging einmal nach Wittenberg und einmal nach Wien, endlich in Geschäften des Landgrafen Dohna nach Paris, wo er Hugo Grotius traf. Wieder nach Schlesien zurückkehrend war er bald in Brieg, bald in Liegnitz, und wich endlich dem Kriegstumulte aus, mit dem Herzoge von Brieg nach Thorn gehend. Nach Danzig übersiedelnd ward er zum Historiographen Polens ernannt, aber unglücklicherweise schon 1639, in seinem zwei und vierzigsten Jahre von der Pest ergriffen und getödtet.

Man hat sich von nun an stets sorgfältiger nach dem Lebenskreise des Literaten umzusehen, da jetzt, wo sich aus dem Chaos eine neue Schriftwelt gestaltet, wo Alles auf persönliche Neigung und Wahl ankommt, die einzelne Person mit ihrem

Bereiche eine große Hauptsache wird. Daß Opitz in so mannigfache und so stattliche Berührung kam, war ein unbezahlbarer Gewinn: die unbeengte Anschauung des Lebens hatte sich bei so störender Noth fast lediglich unter hoch und günstig gestellten Personen bewahrt, der Umgang mit ihnen war eine nothwendige Ergänzung des auseinander gewehten Lebens, und es hat nur ein schwer beschränkter Demokratismus dem feinen Opitz aus dieser Feinheit und diesem Umgange einen Vorwurf machen können. Wenn in einer ausgebildeten Zeit, wo die geistige Höhe bei allen Ständen zu finden ist, wenn da der Vorwurf auftritt, der Dichter vernachlässige seine Nation, weil er ein Hofdichter sei, so ist da wenigstens ein Sinn darin. Dem Opitz in einer solchen Epoche gegenüber ist's nur jener schlimme Kram, welcher ohne höhere, überblickende Einsicht ist, und seinen Nachdruck darin sucht, eine einzelne Richtung um jeden Preis geltend zu machen, auch um den Preis einer wirklichen Gesammtcultur und eines wirklichen Fortschrittes.

Die Geschichte hat es uns gezeigt, daß nur in diesem formellen Streben zunächst ein Gewinn für unsere Literatur zu finden war. Alle andere, noch so nachdrückliche Einzelnheit ist verstoben, wie ausschließend nothwendig sie sich auch anließ. Opitz hat also den Punkt wirklich entdeckt, wo ein Keil eingehen konnte in unsere Zukunft, um diese nach und nach zu öffnen.

Eben sein Geschmack trieb ihn auch, unsere alten Gedichte zu pflegen, er hat sich fleißig darnach umgesehen, und zum Beispiele den Lobgesang des heiligen Anno zuerst wieder entdeckt und herausgegeben. Sein Geschmack fand es aus, die theilnehmenden Deutschen von ausschließlicher Lekture des Italienischen abzubringen, wie sehr er selbst am Auslande Interesse nahm; er weckte deutsche Schrift, die an die Stelle treten konnte und nicht blos Pfaffengezänk und plumpe Rede enthielt; sein Buch „von der deutschen Poeterei" bleibt eine dankenswerthe, und seine beste That. Die Geschichte selbst spricht wiederum dafür: 1624 erschien es und bis zum Jahre 1668 mußte es zehnmal neu gedruckt werden. Man höre folgende Stellen daraus:

„Damit man rein reden möge, soll man sich befleißen, dem, welches wir hochdeutsch nennen, besten Vermögens nachzukommen, und nicht derer Oerter Sprache, wo falsch geredet wird, in

unsere Schriften vermischen, als da sind: Es geschach, für, es geschahe; er sach, für er sahe; sie han, für sie haben ꝛc. — So steht es auch zum heftigsten unsauber, wenn allerlei lateinische, französische, spanische und welsche Wörter in den Text unserer Rede geflickt werden. Was die eigentlichen Namen betrifft, dürfen wir nach Art der Lateiner und Griechen ihre Casus nicht in Acht nehmen, sondern sollen sie so viel möglich auf unsere Endung bringen. Neue Wörter, welches gemeiniglich Epitheta und von anderen Wörtern zusammengesetzt sind, zu erdenken, ist Poeten nicht allein erlaubt, sondern macht auch den Gedichten, wenn es mäßig geschieht, eine sonderliche Anmuthigkeit." — —

Müssen wir nicht heute noch diesen Geschmack ganz angemessen nennen? In einem so schwierigen Punkte wie die Frage ist, ob man ein fremdes Wort, was einen aufgenommenen neuen Begriff bezeichnet, annehmen dürfe, drückt er sich ganz geschickt aus: „So bringen auch die Franzosen neue Verba hervor, welche, wenn sie mit Bescheidenheit gesetzt werden nicht unartig sind."

Wir haben heute kein anderes Urtheil darüber, das neue Wort, was einen uns neuen Begriff bringt, mit guter Art, so wie es dem Deutschen beschieden sein kann, aufzunehmen. Dabei ist doch das unnütze Konversiren, wo unsre Sprache selbst ausreicht, entschieden abgesperrt.

Was er in Person hervorgebracht, ist der Sache selbst nach von keinem großen Belange. Auch wenn nicht eben betont wird, daß für eine allgemeine Prosazeit, wie sie schon lange herrschte, eine abgerundete Bildungswelt nöthig gewesen wäre — es fehlte Opitz auch noch ein Anderes, was unerläßlich. Es war keine andere Begeisterung in ihm als die des Verstandes, und hiemit brachte er den deutschen Norden zu einer Zeit passend an die Spitze, wo eine andere Begeisterung nirgends vorbereitet war. Er brachte Liebeslieder, aber nur der Form wegen, um der Sache selbst willen entschuldigte er sich. Seine Idyllen, womit er den Pegnitzschäfern huldigte, sind eben so matt, wie dies die „Schäferei von der Nymfe Hercynie" darthut. Wie sehr er sich dem Ronsard und den Italienern der Form nach anschloß, der Reiz wurde ihm nicht, und seine festeste Stellung bleibt die neben

dem Professor Buchner in Wittenberg, der eine so große Autorität in poetischem Geschmack und Ausdruck damals war.

Wir sehen seit dem Sturze dogmatischer Poesie, besonders zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts, ganze Partieen sich erheben, die mit glaubensvoller Begeisterung sich ihren Anschauungskreis zu einem einzelnen Dogma ausbilden. Es wird dadurch mehrmals ein so starker Glanz über unser Vaterland verbreitet, daß wir geglaubt haben, die Sammlungszeit einer Reformperiode sei erfüllt, und es breche die Morgenröthe einer Zeit herein, die ihren allgemeinen poetischen Abschluß gefunden habe.

Diese schöne Täuschung eines Enthusiasmus, der eben schon darum aus Außerordentlichem entstand, diese weltweite Begeisterung ist Opitz nie geworden; er suchte nur nach Bezeichnungen, keinesweges nach dem erschöpfenden Ausdrucke seiner Zeit, das Herz einer Welt wußte er nicht zu suchen, noch weniger zu fassen. Nun war aber doch die Weltkenntniß seiner Zeit unserm heutigem Standpunkte gegenüber zu gering, als daß wir dadurch entschädigt würden in seiner Dichtweise für einen höhern Schwung, der ihr mangelt, er kann also auch im ausgedehntesten Sinne des Worts nur für einen Hauptbeförderer der Prosa gelten.

Er hat mehrere Lehrgedichte geschrieben, eine Gattung, die einem besonnenen, erfahrenen Manne die beste Gelegenheit gab. Und wenn denn einmal auf eine höhere Poesie in unsrer Bedeutung dieses Wortes verzichtet sein muß, so wird diese Form Alles Anmuthige, Feine und glücklich Gewonnene überhaupt am Besten ausdrücken. So entschlossen in einer dogmatisch-poetischen Zeit das Lehrgedicht in einen trockeneren, untergeordneten Abschnitt gewiesen sein muß, so vorsichtig muß es betrachtet und ausgewählt werden in einer vorbereitenden Prosazeit, die zu einer neuen Poesie sammelt. Die reine Sehnsucht ausgenommen und der Drang ohne Weiteres, die sich beide in die Lyrik flüchten, ferner das abgerechnet, was sich zu einer plastischen Anschaulichkeit zusammen drängt, und darin seine beendigte Existenz findet, ist aller höhere Gewinn solcher Epoche zunächst Lehre, und bildet als solcher einen Dichtungsreiz. Wie hoch der in Feinheit und Grazie ausgebildet werden kann, beweis't das Interesse, was Lessings Schrift heute noch findet, in welcher lediglich dies Element ausgebildet ist. Ja, es beweis't es Goethe, der in feinster

Weise das Lehrreiche bis zum poetischen Hauche vergeistigt hat. Schiller hat seinen Haupterfolg der zur Sentenz verdichteten Bemerkung zu danken und dem didaktisch-sittlichen Grundwesen seiner Dichtweise.

Man sieht, wie sich bis in's Herz hinein das Hauptwort moderner Zeit geltend macht, das Wort Verhältniß: die moderne Kritik weis't das Didaktische als eine Plumpheit zurück, wo eine Zeit zur Poesie erfüllt ist, und sie findet es in einer Zeit der Prosa bis zur nächsten Grenze des poetischen Erfassens abgebildet, verfeint und gegeistigt. Der Grundgedanke aller Prosa-Periode ist Didaktik; durch neue Erfahrung und daraus sprießende Lehre will sie den aufgelös'ten Urtheilskreis wieder zu einer allgemeinen Ueberzeugung schließen. Deshalb ist aller poetische Gewinn, der sich partieenweise ablös't, in solcher Periode von der Lehre angehaucht, und deshalb eben muß sich für das Didaktische selbst nun ein neues Verhältniß bilden. Es ist nicht mehr untergeordnet, aber es kommt Alles auf den Grad seiner Feinheit und Ausbildung an.

Aus diesem Grunde kann bei einer noch so anfänglichen Kultur, wie die Kultur Opitzens war, das Lehrgedicht nicht viel gewähren. Je mehr die Lehre aus dem nächsten Kreise der Erfahrung abgelös't hat, aus diesem Kreise, welchen man den trivialen nennt, je mehr sie entkörpert, und zu dem aufgeschwungen ist, was man mit dem aufgenommenen Worte sublim nennt, desto mehr verliert sie den herben Beigeschmack des Didaktischen und nähert sich der Aufnahme in den poetischen Bereich. Eine Summe solcher sublim gewordener Lehrpunkte kann auch in einer Prosaperiode eine poetische Partie bilden, wie sich dies bei unsern Klassikern kundgiebt. Die Endsumme aller sublimen Gewinnste, dasjenige Gedankenergebniß, worin die Idee jeder alten und neuen Weltregung eingeschlossen ist, solche Endsumme giebt ein allgemeines, neues Dogma, eine neue allgemein poetische Zeit, wo kein Zwiespalt mehr ist über Staat, Kirche, Sitte, Tugend und Glück.

Das ist die Zeit, auf welche wir harren, und von welcher natürlich Opitz noch viel weiter entfernt sein mußte. Seine Didaktik geht noch plump auf's Lehren aus, darin unterscheidet sich aber das, was bei guten modernen Dichtern didaktisch genannt

werden kann, es tritt niemals eigen auf, es kommt nur in Gesellschaft mit einer anderen Welt, läßt sich nur beiläufig vernehmen, gleichsam wie eine Begleitung erscheint es, deren sich eine strebende Zeit eben so wenig entäußern kann, wie das glückliche Leben der Vorsicht und Rücksicht. Man sieht eben darin einen Theil der Kunst, dergleichen Nothwendigkeit so zierlich zu verdecken oder zu bekleiden, als es nur immer angehen will.

Solche Verlangnisse konnte sich Opitz nicht stellen. Als der dreißigjährige Krieg eben recht zudringlich wurde, machte er 1621 „ein Trostgedicht in Widerwärtigkeiten des Kriegs,“ einen Landsitz in Siebenbürgen und die Ruhe des Gemüths, welche man dort haben könne, besang er in „Zlatna,“ vom wahren Glück ist die Rede im „Vielgut,“ was 1628 gedichtet ward. Dies Vielgut existirt als artige Landbesitzung heute noch in der Nähe von Oels. Opitz hat dort mit dem Brieger Herzoge freundliche Sommertage verlebt. 1633 schrieb er ein großes beschreibendes Lehrgedicht „Vesuvius,“ wo Betrachtung und physikalische Kenntniß im gleichmäßig aufnehmenden Alexandriner anspruchsvoll sich auf und nieder bewegen.

Uebersetzt hat er Viel. Aus der Bibel das hohe Lied und Psalmen. Aus den Alten Antigone, die Trojanerinnen, Cato's Disticha; einen Traktat von Hugo Grotius, ein Singspiel Daphne und ein Trauerspiel Judith aus dem Italienischen. Das Singspiel soll größtentheils Eigenes von ihm enthalten. In seinen „poetischen Wäldern“ sind sehr viel lyrische Gedichte, unter denen manche ganz artig, an Gelegenheitsgedichten ist er überaus reich, wie man diese überhaupt Schlesien und Sachsen am Reichlichsten nachweis't, und auch geistliche finden sich, welche noch in der Reformaufregung lange fortgepflanzt werden. Für diese wichtige Partie des Liedes ist aber sein größter Schüler, Flemming, von viel größerer Bedeutung. Opitzens Geschmack, den innerlichen Kern des Gedichtes anbetreffend, wo er sich an Seneka und den Holländer Heinsius anschloß, ist von keiner besonderen Höhe; er wird nur außerordentlich, wo es sich um den Ausdruck selbst in unsrer Sprache handelt. Deshalb fordert auch seine Prosa, die für Zeit und Verhältniß ausgezeichnet sich darstellt, die anerkennendste Aufmerksamkeit. Man wirft dieser Opitzschen Prosa öfters vor, daß sie breit und schleppend werde, und dieser

Fehler lag allerdings nahe, wo so viel zu erläutern und einzurichten war, wo der nächste Anschluß an das breit in's Detail ausgehende Leben Hollands stattfand. Aber man gesteht doch zu, daß sie unerwartet rein und geläufig, klar und gegliedert hervortritt, und eine zierliche Geschmeidigkeit erreicht, wie es unter so mißlichen Umständen für einen großen Gewinn gelten muß. In Heyse's Grammatik wird eine große Anzahl neu gebildeter Wörter aufgeführt, die jetzt größtentheils zweifellos bestehn, und welche theils Opitzens eigner oder der durch ihn geweckten Erfindung zu danken sind. Dahin gehört, um nur einige zu nennen: Sturmwind, Hauszucht, Kirchhof, Vogelfang, Nothwehr, Donnerwort, Schalkheit, Scheusal, Begebniß, Baarschaft, Endschaft, Sippschaft, Abstrafung. —

Wie sehr die Zeitgenossen Opitzens Verdienst hochhielten, zeigt die hohe Achtung, welche man ihm von allen Seiten bewies, und der allgemeine Nachahmungseifer, welcher sich um ihn schloß. Die römische Dichterkrönung auf dem Kapitol ahmte man bei ihm nach, in feierlicher Handlung wurde ihm zu Wien die Dichterkrone aufgesetzt, und der Kaiser erhob ihn in den Adelstand. Der frische Gebirgsfluß, welcher vom Riesengebirge herab, bei Bunzlau vorübereilt, der Bober, an dessen Weiden der Knabe gespielt hatte, diente zu dem Beinamen „von Boberfeld." Das Literaturstreben erhob sich damals zu einer Lebenssitte, und Jung und Alt machte nach Opitzens „Poeterei" seinen Vers. In Schlesien namentlich ging es bis in's Unerhörte, die Literargeschichte selbst führt den Namen eines Gymnasiasten aus Bunzlau an, Andreas Scultetus, der sehr jung, als Gymnasiast in Breslau gestorben zu sein scheint, und dessen Nachlaß ein beachtenswerther Wiederklang Opitzens sei. Allerdings hat er nur in Bezug auf Opitz eine Bedeutung.

An einer korrekten Gesammtausgabe seiner Schriften fehlt es, mangelhafte sind genug da. Aehnlich ist es mit seiner Lebensbeschreibung; ein C. G. Lindner hat hundert Jahr nach Opitzens Tode eine geschrieben mit möglichster Weitschweifigkeit, noch Niemand hat bis jetzt eine körnige daraus gemacht. Bis zum Jahre 1812 hat man das Alles auf sich beruhen lassen, da ist Friedrich Schlegel im „Museum" mit einer Würdigung des Opitzschen Verdienstes vorgetreten. Neuester Zeit hat August

Kahlert ein dankenswerthes Büchlein gegeben, „Schlesiens Antheil an deutscher Poesie."

Sonst ist von Schlesiern besonders Andreas Gryphius zu nennen, 1616 im Todesjahre des Shakespear und Cervantes, in Gr. Glogau geboren, der nach großen Reisen und vielem Unglücke als Landsyndikus 1664 in der Heimath stirbt, und in der fruchtbringenden Gesellschaft den Beinamen „des Unsterblichen" führte. Er ist der Dramatiker dieser Schule.

Jetzt zeigt man sich geneigt, ihn als selbständigen Vorbildner ganz von Opitz abzulösen, und als Vorkämpfer der zweiten schlesischen Schule anzuführen.

Wir haben die dramatischen Versuche unsrer Literatur beim Nürenberger Ayrer verlassen, wo die englischen Komödianten nicht ohne lebhafte Einwirkung gewesen waren. Das Leben hatte keineswegs Veranlassung gehabt, sich in die abgeschlossene und doch bewegte Ruhe einzurütteln, welche einen so großen Ueberblick erleichtert, wie ihn das Drama heischt. Aber das gesellige Interesse für das Schauspiel war doch immer mehr erregt worden. Populares Unterhaltungsinteresse und gelehrte Bestrebung rangen um die Oberherrschaft. Im nahen Holland geschah viel dafür, und dort fand der viel bewegte Gryphius auch seine nächsten Vorbilder, besonders in van der Vondel. Er ist ihm nach Heinse und Grot die Hauptfigur, obwohl ihn auch einige Franzosen interessirten und er Seneka sehr verehrte. An den Höfen liebte man jetzt schon vorzüglich dramatische Unterhaltungen, Opitzen's Daphne war mit bestem Pompe zu Dresden im Riesensaale aufgeführt worden; die Veltheimsche Gesellschaft versorgte das weit auseinander liegende deutsche Dreieck Nürnberg, Hamburg und Breslau, sie spielte und recitirte und sang des Gryphius Alexandriner. Der Stolz des Dichters waren die Trauerspiele, welche er abgefaßt, „Cardenio und Celinde" nach einer italienischen Novelle, ein Stoff, welchen neuerer Zeit auch Arnim und Immermann dramatisch bearbeitet haben, „Leo der Armenier," „Papinian," „Ermordete Majestät, oder Carl Stuart," bei welchem sich manche interessante, politische Anmerkung findet, „Katharina von Georgien," „die heilige Felicitas" nach dem Lateinischen, „die sieben Brüder" nach Vondel.

Diese Sachen, in denen noch der größte Theil der Dinge

nur erzählt wird, und wo das Sprechen nach Seneca's Art die Hauptsache, und zwar das Sprechen in einer noch naiv-beschränkten Anschauung, sind bei der Kritik nicht so glücklich gewesen, wie die Lustspiele des Gryphius. Und das ist natürlich: zu einer so künstlerischen Ueberschauung, wie sie das höhere Drama fordert, war noch zu wenig erobert und das wirkliche Talent ging unter einer angenommenen Manier verloren. Dagegen brach es ächt und ungestüm in der Komödie heraus. Es that keinen Eintrag, daß sich diese an Terenz und die Italiener hielt, in der Einzelnheit, die doch hier überall noch die Hauptsache war, bewegte sich stark und tüchtig das wirkliche Lebensinteresse der Zeit, der prahlende Krieger, der pedantische Doktor erschienen und glückten; Gryphius hatte außerordentliches Talent, und war nur leider durch eine trübe Stimmung, Folge seiner Mißgeschicke, niedergehalten, er hatte schon die glückliche Keckheit, eine Bauerngruppe mit schlesischem Bauerndialekte charakteristisch in das Hochdeutsche einzustellen, und der lebendigste Erfolg lohnte es ihm. Er schrieb seinen ausgelassenen „Peter Squenz," der in dürftigerer Gestalt schon vor ihm existirte, und es ist keineswegs übertrieben, wenn die Kritik in manchem Zuge eine Shakespearelaune findet. Ueber den Horribilicribrifax, die Soldatenkarrikatur ist sehr gelacht worden, und Gryphius fand auch bereits mit gesundem Treffer, daß für Dergleichen die Prosa vorzuziehen sei.

Starke Züge eines bereits charakteristischen Talentes, wie es bisher sich nicht ausgebildet hatte, und wie es auch in nächster Folgezeit sehr lange noch vermißt wird, treten leuchtend bei Gryphius entgegen, und es ist nicht so schnippisch von der Hand zu weisen, wenn ihn mancher Literat den Vater unsrer dramatischen Literatur nennt.

Natürlich hat er auch Oden, geistliche Lieder, sogar „Kirchhofsgedanken" betitelt, und Gelegenheitsverse angefertigt, dies brachte das Dichtungsgeschäfte so mit sich, und die Literargeschichte zeichnet das der Vollständigkeit halber in ihre Akten. Auch von seinen Sachen fehlt eine korrekte Ausgabe, die letzte von Christian Gryph, 1698, ist lückenhaft und voller Druckfehler.

Von den Mitstrebenden im Drama ist nicht viel Besonderes zu sagen. Johann Klai, der Stifter des Pegnitzordens, schrieb, obwohl Prediger in Kitzingen, ebenfalls für die Bühne, und sein

„Herodes der Kindermörder" ist in verschiedener Gestalt oft wieder erschienen; ein Jurist in Naumburg, Georg Schoch, schrieb eine Komödie „vom Studentenleben;" Sügmund von Birken, mehr schon an die zweite schlesische Schule grenzend, durch einen ausgebildeten Stil seines Geschichtswerkes „Spiegel der Ehren des Erzhauses Oestreich," 1668, berühmt, und dafür vom Kaiser geadelt, hat auch ein Festspiel „Margenis" verfaßt.

Friedrich von Logau ist der dritte bemerkenswerthe Schlesier dieser Schule, die besonders Opitzens wegen, und weil Schlesien im Allgemeinen das lebhafteste Interesse zeigte, den Beinamen der schlesischen erhielt. Logau, am Hofe in Liegnitz angestellt, ist 1655 gestorben. Obwohl ebenfalls Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft, ward er doch nicht so besonders ausgezeichnet und hervorgehoben, und verdankt dies erst dem Lessing. Dieser veranstaltete mit Ramler eine Ausgabe von Logau's Sinngedichten, und Ramler hat 1791 noch eine neuere besorgt. Er hat über vierthalbtausend Epigramme niedergeschrieben, flüchtig, ohne besonderes Gewissen, um jeden Preis. Aber unter einer für damals ungewöhnlich biegsamen Sprache ward sein Spott und Muthwille doch öfters zu einer behaltenswerthen Form gestaltet. Valentin Löwer übersetzte gleichzeitig die „Ueberschriften" von Owen, Ziegler gab seine Madrigale, ein Epigramm oder so etwas Aehnliches, und es sprang diese Aeußerung einer verständigen Literaturkrisis überall, selbst bei Dichtern des Kirchenliedes, hervor.

Andreas Tscherning, auch ein Bunzlauer und Zögling Opitzens, hat sich als Lehrer der modernen Dichtkunst in Rostock ausgezeichnet. Sein „unvorgreifliches Bedenken über etliche Mißbräuche in der deutschen Schreib- und Sprachkunst" Lübeck 1659, dem eine Sammlung dichterischer Redensarten in naiver Weise als poetisches Schatzkästlein angehängt ist, hat auch darin einen Werth, daß sich Studium und Empfehlung der altdeutschen Literatur darin vorfindet. Julius Wilhelm Zinkgref that sich besonders hervor durch lebhafte Theilnahme an Opitz. Er lebte in Süddeutschland und starb wie sein Freund an der Pest. Den meisten Ruf haben seine „Apophthegmen," „teutsche scharfsinnige kluge Sprüch," von denen Dr. Guttenstein 1835 eine große Auswahl herausgegeben hat. Ein anderer Freund von Opitz, der

dessen Theorie ebenfalls vom Katheder lehrte, August Buchner, hat in ähnlicher Weise wie Tscherning mit seinem „kurzen Wegweiser zur deutschen Dichtkunst" gewirkt, ja, war ein förmlicher Exerciermeister junger Poeten, der Homere und Virgile schaarenweise um sich sah und empfahl.

Man sieht, wie geschäftig der neue Geschmack Ausbreitung suchte und fand. Als direkter Schüler Buchners wird zum Beispiele der Holsteiner Zacharias Lundt hervorgehoben, dem treffliche Lieder nachgerühmt werden.

An eigen schöpferischer Kraft überstrahlt aber Alle Paul Flemming 1609 zu Hartenstein im Schönburg-Voigtländischen geboren. Er studirt in Leipzig Medizin, entweicht dem dreißigjährigen Kriege nach Holstein, schließt sich dort einer Gesandtschaftsreise nach Moskau an, und kommt mit einer zweiten sogar nach Persien. Im August 1637 dichtet er unter den Palmen zu Ispahan. Sicherlich hat der Orient sein lebhaft dichterisches Wesen gesteigert, und jene Wärme in ihm erhöht, welche fast durchweg an dieser Dichtungsschule vermißt werden mag. Ein Erzeugniß der Auswahl, wie sie sich gestalten mußte, nicht getragen von einer Welt, sondern auf Zusammensuchung derselben angewiesen, kam Alles auf ein frischeres oder matteres Herz an, wenn vom höheren Dichterschwunge die Rede sein sollte. Solch ein frisches Herz, was aufdringt in geheimnißvolle Höhe, war nur bei Flemming. Er ergriff auch diejenige Dichtungsform, welche in jeder Zeit eine poetische That erringen kann, er ergriff das Lied, und dies lohnte es ihm reichlich. Wenn auch eine dogmatisch geschlossene Welt fehlt, wo der allgemeine Glaube selbst die Poesie einer Zeit ist, das menschliche Herz kann dies im Einzelnen ersetzen, das menschliche Herz, was sich in Drang und Spekulation vertieft und aus sich selbst heraus eine runde, wenn auch einzelne Welt holt. Im Liede besonders, im innigen herzlichen Liede, erholt sich eine von allgemeinem Glauben losgetrennte Welt für den Mangel des äußeren Haltes. So sahen wir auch, wie sich die aus dem großen Verbande austretende Reform zunächst in das Kirchenlied rettete. Hier gießt Paul Flemming durch sein Lied, was rund und ächt eine einzelne, höhere Vermittelung sucht, die Weihe über diese Dichtungsschule, welche sich übrigens nicht über das Formenverhältniß erheben

konnte. Denn er hing mit zärtlicher Liebe an Opitz, und dessen Geschmacke, dieser war ihm das Vorbild, über welches er seine reiche Innerlichkeit quellen ließ. Leider ist ein großer Theil der Flemmingschen Gedichte verloren. Flemming hatte sich in Reval mit des Kaufherrn Niehusen Tochter verlobt, von der Reise erschöpft, ließ er sich in Hamburg nieder, und starb bald darauf 1640, erst 31 Jahre alt. Eduard Boas hat dies Flemmingsche Schicksal neuerdings novellistisch — „Deutsche Dichter" — dargestellt. Flemming's früher Tod war vielleicht einer der härtesten Schläge, welcher das damals so unglückliche Deutschland betraf. Niehusen gab ohne Auswahl heraus, was sich vorfand, und so unpassend überkamen wir den Nachlaß. Es sind sieben Bücher „Poetische Wälder," die gewiß noch zum Theil einer Ueberarbeitung harrten, und worin reiche Schilderungen des Orients und einer prächtigen Natur. Seine Sonette, seine Lieder sind ein Jahrhundert lang das Beste geblieben, was wir aus einer Dichterbrust erhielten. Unter diesen ist das berühmte „In allen meinen Thaten, laß ich den Höchsten rathen." Wie frei war der Geistesblick, wie weich und zart und innig das Herz, wie lieblich der Geschmack dieses Dichters, der über Luthers Kraft hinüber reicht zu den alten Sängern des Mittelalters und herunter zu der klaren Sinneswelt unsrer modernen Klassiker!

In Stuttgart ist 1820 eine neue Auswahl seiner Gedichte und eine Beschreibung seines Lebens von G. Schwab besorgt worden.

Flemmings Freund und Reisegefährte Adam Olearius, — Oehlenschläger — der ihn dreißig Jahre überlebte, hat uns manche ergänzende Nachricht über ihn gegeben. Er hat in trefflicher Darstellung die Reise beschrieben, und auch Uebersetzungen aus jener fernen Zone gebracht, besonders Saadi's Rosengarten und Lockmann's Fabeln. Beiläufig ist hier, da von Länderbeschreibung die Rede, noch einmal Matthis Quad von Kinkelbach zu nennen, der sich als Erdbeschreiber, Kupferstecher und Landkartenfertiger schon früher ausgezeichnet, und von dem das berühmte Werk „deutscher Nation Herrlichkeit" schon 1609 in Cölln gedruckt und oben flüchtig angeführt wurde.

Jene Liedesrichtung, wo jedes Herz seinen eigenen Staat

bildete, dieser lebhafteste Drang, dem Inneren einen allgemeinen Halt zu bilden, ist von der größten Wichtigkeit. Aus ihr wächs't bis in die neueste Zeit eine Lyrik, welche so großartige Beiträge zu einem einstigen allgemeinen Dogma bietet, und welche in der modernen Poesie eine so überragende Stelle einnimmt.

Der Katholicismus hat noch zwei fromme Dichter in Jacob Balde, der lateinisch schreibt und dies nur zuweilen deutsch variirt, und in dem erwähnten Friedrich Spee. Herder besonders hat jenem, der mystisch-ascetisch, aber auch oft sehr interessant schreibt, große Aufmerksamkeit gewidmet. In jener Zeit aber wachsen die Zeugnisse, welche aus dem Lutherischen Kirchenliede stammen, immer breiter und schöner.

Der Schlesier Johann Scheffler, bekannt unter dem Namen Angelus Silesius, war einer der reichsten Dichter dieser Art. Aber auch er geht noch — 1653 — zum Katholizismus über, wie es ein ähnlicher schlesischer Mystiker „Butschky" that. Es wird richtig hervorgehoben, daß die Schwenkfeld und Böhme und Weigel ebenfalls aus Schlesien stammen, und Vorliebe für katholische Mystik nahe gelegt war durch das kaiserliche, großentheils noch katholische, von den Jesuiten in Breslau und Glogau geleitete Land. Scheffler's geistliche Hirtenlieder, von denen „Mir nach, spricht Christus, unser Held" noch heute viel gesungen wird, seine Sprüche, von denen Varnhagen 1833 eine Auswahl herausgegeben hat, sind aus dem tiefsten Borne heraufgeholt. Knorr von Rosenroth, Quirinus Kuhlmann schließen sich nahe an diese Mystiker.

Dagegen von streng Protestantischen ist zu nennen: Johann Heermann, der in dem kleinen Oderorte Köben in Schlesien Prediger war, und von dem das Lied „Herzliebster Jesu, wir sind hier." — David von Schweinitz mit der „Herzensharfe." Johann Rist, der berühmte Paul Gerhard, dem jetzt in Gräfenhaynichen, wo seine Pfarre war, ein ganz bescheidenes Denkmal geworden ist. Von ihm stammt: „Befiehl Du deine Wege" — „O Haupt voll Blut und Wunden" — „Nun ruhen alle Wälder." Noch 1827 ist in Berlin und Bremen eine neue Ausgabe seiner Lieder erschienen. — Buchholz, in großer Einfachheit in seinen „Hausandachten" künstlicher und geschmückter in geistlichen Formen. Letzteres that Andreas Gryphius noch

mehr. Johann Francke, ein Sachse wie Neumann und Gerhard, zeigt, daß hier das Kirchenlied hier immer noch seinen Kern hat. Joachim Neumann, unter dem griechisch gebildeten Namen Neander bekannt, wie er auch bei dem neuen Kirchenhistoriker vorkommt. Er wird mit besonderer Auszeichnung als Liederdichter genannt; das hoch einhergehende „Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren" ist von ihm. Von Georg Neumark ist „Wer nur den lieben Gott läßt walten." Wenn bis in's nächste Jahrhundert aufgezählt werden soll, so ist noch zu nennen: Caspar Schade, Gottfried Arnold, der später als Kirchenhistoriker vortritt, und Wolfgang Christoph Deßler; besonders der letztere gilt für einen der feurigsten und innigsten Dichter dieses lyrischen Kreises.

Ein genauer Zusammenhang Aller mit der schlesischen Schule ist allerdings nicht nachzuweisen, aber es war doch durch diese ein lebhafter Anstoß gegeben und im Formellen blieb sie der Ausgangspunkt.

Näher zu Opitz stellen sich entferntere Autorgruppen, wie zum Beispiele eine in Königsberg, einer Universität, die sich wie Wittenberg an Opitz schloß. Hier waren Robert Roberthin, Heinrich Albert, und der vortreffliche Simon Dach mit vielen Andern vereinigt. Von diesem ist das liebliche Aennchen von Tharan, was zum Volksliede ward, und was der alte Wachler in seinen mündlichen Vorlesungen stets mit größter Innigkeit hervorhob. Dach hat auch Singspiele, Kleomedes, Sorbuisa, verfertigt. Die Königsberger waren meist betrübten Herzens.

Eine andere Gruppe in Norden waren die Satiriker Lauremberg, in Rostock wirkt Rachel, Schuppe und in Oberdeutschland Moscherosch. Lund und Rist, Opitzianer, ebenfalls hierher gehörig nach Cimbrien, sind von schwacher Breite. Lauremberg hat seine satirische Laune mehr heiter als scharf besonders in plattdeutsche Mundart gefaßt. Rachel, ein Dithmarse, gilt für den Schöpfer der poetischen Satire in Deutschland, wie man den gereimten Scherz und Angriff dieser Art zu nennen pflegt. Nichts Derartiges hat je wieder die glücklich zusammentreffenden Bestandtheile des Reinicke erreicht, und sich solchergestalt in der eigentlich poetischen Literatur ein Bürgerrecht erworben. Dies Geschäft, Thorheiten der Zeit zu geißeln, schickte

sich auch besser für den Prosa=Ausdruck, welcher in derber und naher Bezeichnung sicherlich mehr ausdrücken und ausrichten konnte, und ihn haben die übrigen auch erwählt. Zuerst ein Holländer, Aegidius Albertinus, der mit zu geringer Macht über die Sprache, und zu unschöpferisch an Brant und Geyler von Kaisersberg sich anlehnend eine „Narrenhatz" in München schon 1617 herausgab. Worin noch zu viel gelehrter Qualm und rohe Leidenschaft. Dagegen war Johann Balthasar Schuppe, als Schuppius bekannt, ein ausgezeichneter Kopf, dem Witz, Humor, geistreiche Charakteristik in hohem Grade zu Gebote stand. Er stammte aus Hessen, wo er 1610 in Gießen geboren ward, und lebte später in Hamburg. Besonders um seiner burlesken Predigten halber wird er oft der protestantische Abraham a Santa Clara genannt. Seine Streitschriften sind ein Schatz von Muth, Witz, gesundem Talente und neben dem derbsten Schlage von feinster Beobachtung. Es ist sehr zu beklagen, daß er selbst über den Schuppius nicht hinauskam, dem Prahlen mit unzeitiger Gelehrsamkeit nicht entwuchs.

Besonders die „lehrreichen Schriften" Schuppe's sind mehrmals aufgelegt worden. Der alte würdige Wachler, dessen literarhistorische Arbeiten auch heute noch durch eine gedrängte und doch viel umschließende Schilderung zum Besten gehören, was unsere Literatur darin besitzt, hat in seinen „vermischten Schriften," die erst 1835 erschienen sind, eine Lebensbeschreibung Schuppe's gebracht.

Mundt theilt in seiner „Kunst der deutschen Prosa" aus Schuppe's „deutschem Lehrmeister" einige vortreffliche Stellen mit, worin er über den Purismus scherzt. Hier ist auch Riemer's „Reim Dich, oder ich freß Dich" auszuzeichnen.

Es bleibt noch der süddeutsche Satiriker Moscherosch, 1600 zu Wilstädt im Hanau'schen geboren, übrig, dessen wunderlichen Namen man immer für eine Uebersetzung von „Kalbskopf" ausgab. Dem wird jetzt widersprochen, man schreibt ihn Mosenrosch, und leitet ihn von einer aragonischen Ritterfamilie ab, die unter Karl V. nach Deutschland gekommen sei. Eine Beziehung zu Spanien ist wenigstens auch in diesem schon bürgerlich gewordenen Enkel Moscherosch noch sehr lebhaft, denn sein

Hauptbuch lehnt sich an des Spaniers Quevedo Villegas „Träume." Dieß Buch — 1650 — heißt: „Wunderliche und wahrhafte Geschichte Philanders von Sittewald," enthält eine große Mannigfaltigkeit von Lebensbildern, Sittenschilderung, Strafpredigt, Vision, Lied und scharfen Scherzen, strotzt aber auch noch von Sprachmengerei und gelehrtem Aufputze. Darin freilich zeigt sich Moscherosch bewußt und sagt, „jedes Ding müsse in seiner Farbe auftreten," und um unser buntgefärbtes Narrenkleid zu zeigen, brauche er auch der Flicken aus aller Welt. Man nennt dies Buch als denjenigen Wendepunkt, wo sich die Satire vom Glauben zur Politik kehre, von der Theologie zu den Theologen.

Die Harsdörfer, Klai, Birken, Zesen, mit ihrer etwas langweiligen Schäfer-Hervorbringung, deren Ideal die Nymphe Hercynia war, gehörten in den Bereich der Gesellschaften, welche oben angeführt sind, und bedürfen keiner besondern Würdigung. Zesen ist übrigens einer von den Anhaltinern, auf deren damals so strebende Landsmannschaft bereits hingedeutet wurde. Er war ein gekrönter Poet, Stifter der „deutschgesinnten Genossenschaft" und gesuchter Romanschreiber. Seine „Helden- und Liebesgeschichten," die er zum Theil nach dem Französischen schuf, führen auf ein Feld des Romanes, was sich damals zu regen begann, und was in der zweiten schlesischen Schule eine lebhafte Fortsetzung fand. Seine „afrikanische Sophonisbe" galt für sehr zart, die spätere Kritik hat aber all diesen Schäferromanen arg mitgespielt. Birken hat viel Aehnlichkeit mit ihm, und hilft den Uebergang bilden zu den Romanen und der zweiten schlesischen Schule. Die Schäfergedichte der Pegnitzer nämlich waren bereits Erzählungen in Prosa mit eingestreuten Liedern, welche durch die Birken und Zesen abenteuerliche Farbe und Bewegung erhielten.

Die Schäferromane weckten schon damals eine Opposition in Andreas Heinrich Buchholtz, einem Braunschweig'schen Superintendenten, und in einem Braunschweig'schen Herzoge selber, Anton Ulrich, welche Aergerniß nahmen an den Leichtsinnigkeiten solcher Schäferei, und den salbungsvollen Roman entgegensetzten. Es fehlte darin nicht an Gebet und Gesange, besonders in Buchholzen's „des christlichen teutschen Großfürsten Hercules

und der böhmischen königlichen Fräulein Valisca Wundergeschichte in sechs Büchern." Herzog Anton Ulrich verlegte sich mehr auf einzelne Kraftstellen und ergänzte sein Talent besonders durch Lektüre der Scuderyschen und Calprenedischen Schriften.

Diese Opposition gegen die Amadis-Liebhaberei, welche ebenfalls aus Frankreich gekommen war, ist sehr überschätzt worden, und man hat noch in unserer Zeit oft sehr unpassend den deutschen Tendenzroman von dort datirt, wenn auch mit dem historischen Romane eine geschmacklose Aehnlichkeit nicht abzuläugnen ist. Viel wichtiger, durchaus original und kräftig ist der „abenteuerliche Simplicissimus," dessen Verfasser Samuel Greifenson von Hirschberg genannt und für einen Musketier im dreißigjährigen Kriege ausgegeben wurde. Etwas Sicheres darüber wußte man nicht. Neuere Forschung sagt: der Verfasser heißt Christoffel von Grimmelshausen und ist ein Adlicher vom Oberrhein, der unter seinem eignen Namen pretiöse Kunstromane des damaligen Geschmackes abgefaßt, wie „der keusche Joseph, Dietwald und Amelinde, des Proximi und der Lympidae Liebesgeschichte," und unter mancherlei Namensversetzung außer diesem Simplicissimus und dessen Fortsetzung viel andere derbe Sachen, Volksbücher gegeben hat. Dahin gehören besonders „Von seltsamen Springin'sfeld" — „Trutz Simpler oder die Landstörzerin Courage" — „Das wunderbare Vogelnest" — „Der teutsche Michel" — „Das Galgenmännlein" — „Das Rathstübel Plutonis" — „Der fliegende Wandersmann" — „Der stolze Melcher" — „Der erste Bärenhäuter," „Simplicii Ursachen, warum er nicht katholisch werden könne" — „Manifest für die rothen Bärte" — „Der satyrische Pilgram." Zur Täuschung habe er sich, wie jetzt der Verstorbene, für todt ausgegeben. Dies Alles bringt Dr. Echtermeyer unter Zeichen genauesten Studiums mit vielem Zorne gegen die bisherige Ansicht vom Simplicissimus bei. Einige Vorsicht bei dieser oft brüsk zufahrenden Annahme wird nicht von Schaden sein — „Rathstübel" z. B., um eine unbedeutende Aeußerlichkeit anzuführen, ist eine streng schlesische Formation — so wie gegen die pragmatische Art, literarische Bildungen aus lauter Detail zu konstruiren, Vorsicht vonnöthen ist. An Gervinus sich anschließend, schneidet der Berichtiger denn auch die Provinzen für allerlei

abgesonderte Literaturbedeutung zu, untergeordnete Gewohnheiten und Symptome werden durchgehende Gesetze für ganze Epochen und große, reich durchwirkte Räume; der Norden übernimmt für die vorliegende Zeit förmlich so lange die Kunstpoesie, der Süden die Volkspoesie, und nicht bloß der Süden, sondern speciell der ganz kleine Landstrich zwischen Hanau, Frankfurt und Mainz. Da ist ja Fischart, Moscherosch gewesen, Gießen, Schuppe's Geburtsort ist ja nicht weit, Grimmelshausen findet dort Unterkommen. Dieser hat sogar die Gegensätze der Kunst- und Volkspoesie in sich beherbergt, und zwar einer recht gezierten von jener Art, und einer so überaus bewußten von dieser. Der Mann ist so auffallend, wie unsere Sicherheit, womit wir einer tappenden Zeit, einer aus Leere und Verwüstung sich auf gut Glück einigermaaßen gestaltenden Zeit so gegliederte Absicht und Trennung beimessen. Diese Konstruktionsmanie des Details kann uns die Geschichte in eitel bedeutungsvoller kleiner Kenntniß so verbauen und vergattern, wie der früher stofflose Idealismus sie in's Bodenlose verflüchtigte. —

1836 ist der Simplicissimus ohne so vollständigen Apparat, wie Echtermeyer beibringt, herausgegeben worden von v. Bülow.

Er schließt sich in naiver und satirischer Derbheit der obigen Satirikergruppe an, und ist in so fern ein ächtes Erzeugniß der Zeit, die noch immer keines durchgehenden Inhaltes Herr werden konnte, sich spottend behalf und in einem gesunden Wesen das Nächste bildete und darstellte, was sich eben bot. So ein dickes Gemälde des gräulichen Krieges, wie es dem einfachen Gemüthe eben vor Augen lag.

In diesen Satirikern und dieser derben Romanthat ist eine Art Ergänzung für die auswählende Dichterschule gegeben.

Man giebt den Simplicissimus gewöhnlich für einen Vorläufer der Robinsonaden aus. Chr. Weise und Kindermann bilden später die rein didaktische Weise vor.

Im Allgemeinen kann diese ganze Dichterschule mit dem, was sich nah oder fern darum gruppirte, den Eindruck nicht abwehren, daß nur kleine Hilfsmittel zu einem neuen Formgesetze aufgefunden, nirgends aber Gesetze einer Zeit- und Weltherrschaft entdeckt werden. Alle tiefere Frage blieb ungelös't.

Man muß sich zu Anfang und Ende stets wieder mit einer leidlichen Geschmackswecktung, und einem sprachlichen Gewinne begnügen. Für diese ist auch schließlich der Einbecker Georg Schottel noch anzuführen, welcher wie Gueintzen und Caspar von Stieler für die Sprachkunde und Sprachkunst redlich gewirkt hat.

19.

Die philosophische Wendung.

Es ist deshalb wieder anderwärts nach dem tief folgenreichen, innern Geflechte umzuschauen. Die Dichter sind Farbe und Stimme, welche ihre genaueste Verbindung mit dem philosophischen Geflechte haben — leider ging es damals in Deutschland beinahe völlig aus, und wirkte nur von den Nachbarländern kaum nachweisbar herein. Was sich aber jetzt in den Nachbarländern im geheimsten Seelenschachte bildete, erregt in der Folge ganz und gar unsere deutsche Welt, ja findet als sublimste Thätigkeit bei uns seine günstigste Stätte. — Wir haben uns also darnach umzusehen, als geschähe es bei uns.

An vielen Punkten ist bereits eine Absagung vom Alten, ein Uebertritt zum Modernen grell oder sanft herausgeeilt in den historischen Blick. Aber immer hing es noch in irgend einem starken Lebenstheile lebendig mit dem Alten zusammen, Luther blieb bis zu seinem Tode halb römisch-katholisch. Jetzt, in der letzten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts wird in der feinsten Wissenschaft das letzte Tau gekappt, welches das Bildungsschiff mit dem alten Lande in Verbindung erhielt.

Die Anfänge der streng modernen Philosophie erheben sich, des modernen Materialismus und des modernen Idealismus.

Daß dies durchaus nur in abstrakter Weise geschah, hat gewiß manche herbe Erscheinung hervorgebracht. Die dichterische Vermittelung ist in der Geschichte stets die weichste gewesen. Aber es fehlte an so hochbegabten Dichtern, es lehnte sich nun der

nackte Gedanke selber auf, und die Folge davon war, obwohl noch ein Jahrhundert vorüber ging, ein krampfhafter Eindrang in's fleischige Leben.

Schmerzlich werden hierbei die Dichter vermißt; dies menschliche Opfer des Schmerzes bringt man stets einer strengen Wissenschaft der Historie gegenüber, die das Bedauern nicht in sich aufnehmen kann. Die Dichter sind Symptome des innen wandelnden und verwandelnden Lebens, und sie sind schöne Symptome davon. Die Schönheit wirkt immer beruhigend; das poetische Genie hat den unschätzbaren Schritt der Begabtheit voraus, den Schritt, der selbst schon eine Form ist, vor alle dem, was mühsam aufbaut. Leider ist für die vorliegende Epoche nichts zu sagen von dieser poetischen Begabtheit und man muß eine Zeitlang ganz zur Geschichte der Philosophie flüchten, wenn die große Wendung vor Augen gebracht sein soll.

Auch darin liegt ein Beweis, daß die Zeit nüchtern aus der christlichen Weise hinausschreitet, wie sich denn auch bald darstellen wird, daß sie auch den christlichen Inhalt ganz bei Seite läßt. Bis zum dreißigjährigen Kriege bewegt man sich noch immer um die Fragen nach der Kirche. Dort hören auch diese auf, es wird gar nicht mehr des Glaubens gedacht, wenn ein Autor in Erwähnung kommt; schon in der schlesischen Schule ist es kein Moment mehr, ob der Dichter Katholik oder Protestant sei, der eisern katholische Ferdinand II. selbst, welcher lieber betteln wollte, als ein Dorf seiner Herrschaft ohne Katholicismus lassen, krönte Opitz zum Dichterfürsten, ohne daß dessen Glaubensbekenntniß dabei eine Bedeutung erhielt.

So schwand die Kirche, jetzt verschwindet sogar die christliche Idee, ganz in Uebereinstimmung damit, daß ein dichterischer Uebergang fehlte. Denn die christliche Welt ist eigentlich das Ergebniß einer poetischen Schöpfung, und sie geräth darum stets in eine so schiefe Position, wenn sie vom rein abstrakten Standpunkte vertheidigt, oder angegriffen wird. Das philosophische Rüstzeug derselben war unbedeutend neben dem reich ausgebildeten des Griechenthums und des Orientalismus. Aber ihr poetisches war groß: eine neue harmonische Welt aus dem Chaos zu schlagen.

Darum erfüllt auch eine Geschichte der Philosophie niemals

die Entwickelung der christlichen Welt, sie weis't nur die Geschichte des Schematismus nach. Und auf der andern Seite wäre eine Geschichte der Poesie nur eine Geschichte der menschlichen Wunder; um also eine Geschichte der Literatur zu haben, muß Beides, es muß neben dem Dichtungswalde auch das Wachsthum des verbindenden Geflechtes in der Philosophie nachgewiesen werden.

Die große Wendung, welche hier eintritt, heischt hierbei, sich über die Formen der Geschichte zu verständigen. Es ist dies der geeignetste Punkt, sich ein für allemal darüber zu erklären, wie der Darsteller die große Entwickelung anzufassen habe. Die Geschichte der Literatur weicht gewöhnlich den vielen Streitigkeiten aus, wie man Geschichte schreiben solle, oder was, mit andern Worten, Philosophie der Geschichte sei. Im Grunde ist sie aber doch lebhaft dabei betheiligt. Für das ordinairste Urtheil selbst stellt sich dies gebieterisch heraus, wo die eigentlich literarische Hervorbringung spärlich sickert, wo die Literargeschichte nach dem Bereiche des philosophischen Gedankens und der Begebenheit umblicken muß.

Man ist bekanntlich sehr getrennt, ob man bloß die Ereignisse in ihrer durchaus unerläßlichen, nächsten Gedankenfolge aufzählen, ob man sich begnügen solle, höchstens verwandt Aussehendes neben einander und einander gegenüber zu stellen, oder ob man die Geschichte konstruiren solle. Unter diesem Letzteren versteht man die Wissenschaft, welche in der Weltentwickelung einen großen philosophischen Prozeß sieht, welche das ganze Werden unter Gesichtspunkte inneren Gesetzes bringt, und aus den Ergebnissen Nothwendigkeiten macht.

Das geschieht natürlich mehr oder minder gewaltsam; so viel auch gelernt und aufgeräumt wird, bei einer Welt, die so wunderbar historisch wechselt, ist keineswegs Alles bis in's Detail aufgeräumt für wissenschaftliche Ordnung und wissenschaftliches Gesetz. Wenn man nicht in die Voraussetzung, welche jedes System macht, bedingungslos eintritt, so hat man die Welt und die Aeußerung derselben bis in den kleinsten Winkel neu zu stellen, man übernimmt also immer das Geschäft eines Nachschöpfers, was natürlich sein Mißliches in sich trägt, da es stets mehr Stoff, Zeug und Einsicht heischt, als der einzelne Mensch ein Leben hindurch an sich raffen kann.

Hierin begegnet die historische Aufgabe dem vorliegenden historischen Punkte, wo die Philosophie sich und die Welt von Neuem beginnt.

Das Mangelhafte kann also da nicht ausbleiben, und die bloßen Zähler, welche eben nur in chronologischer Reihe aufzählen, Gott einen guten Mann und die Geschichte eine gute Frau sein lassen, finden da stets viel Beute für einzelnen Tadel. Am Ende müssen sie aber doch selbst, um nur Eins nach dem Anderen hinzustellen, zu einer Wissenschaft greifen, welche dies möglich macht, denn der Mensch bemächtigt sich nicht zweier Dinge anders als in einem Verhältnisse. Das Verhältniß giebt ein Wissen, eine Wissenschaft, im Darstellen eine Kunst — auch der Nüchternste mag dieser Folge nicht entrinnen. Der Gegner der konstruirten Geschichte tritt in einer Geschlossenheit auf, um die Geschlossenheit zu bekämpfen.

Es ist also ein ohnmächtiger Kampf gegen das Menschengeschick, das im Allgemeinen anzugreifen, was man Konstruktion der Geschichte nennt.

Zur Sprache wird es auch insbesondere hier gebracht, weil die Welt im siebzehnten Jahrhunderte mehr denn je auf dem Punkte steht, freie Gesetze der Nothwendigkeit in sich aufzusuchen, da sie sich mehr und mehr von den positiven Gesetzen des Herkommens verlassen und darauf angewiesen sieht, ein neues Verhältniß zu erfinden. Eben jenes Konstruiren des historischen Verfahrens tritt hier in der Historie als weitgreifende Revolution auf, und erscheint ganz unverständlich, wenn es nicht in einer versuchten Erklärung des Zusammenhanges, das heißt, in einer konstruirten Geschichtsweise aufgefaßt wird.

Der wichtige Einschnitt ist da, wo die Wissenschaft ihre bisherige Geschichte ganz läugnet, und in Baco sich darin von Neuem anhebt, daß im reinen Wissen des außer uns Liegenden ein neuer Anfang gemacht, und von da auf eine neue Erkenntniß gefolgert wird. Daß andererseits in des Cartes der rein gedankliche Punkt zum Anfange und zum Urtheile des Anfanges gemacht wird.

Jener vornehme Engländer Baco, Lord von Verulam, der 1626 stirbt, läugnete allen bisherigen Wissenschaftsgang, und fing ihn von neuem an. Er nannte diesen die magna restauratio,

deren Wege eine Encyclopädie der Wissenschaften und ein Organon waren, worin die neue Weise zu schließen angedeutet wurde. Ihr kennt die Welt nicht, sagte er, lernt sie erst kennen, fangt bei dem kleinsten Stoffe an, der vor Euch liegt, und geht so nach neuer Kenntniß weiter; alsdann schließt in neuer Weise nach Anleitung meines Organons! Er hat die allgemeinen Principien der Verfahrungsart auf dem Gebiete der Erfahrungsphilosophie aufgestellt.

Aus diesem Boden wuchs aller Naturalismus, Sensualismus und Materialismus, welcher eine Hälfte der neuen Zeit erfüllt, und sich im achtzehnten Jahrhundert durch einen donnernden Ausbruch geltend machte, diejenige politische Welt zersprengend, welche sich in der Reformzeit ausgebildet hatte, diejenigen kirchlichen Reste in die Luft schleudernd, welche noch, dürftig genug, übrig geblieben.

Jener Franzose, Cartesius genannt, erfindet im Gegensatze den baaren Idealismus, jene moderne Metaphysik, welche ohne die geringste Rücksicht auf das Bestehende verfährt. Dies Bestehende, was bei Seite gelassen wird, ist nicht bloß Kirche und Staat, es ist Natur und alles übliche Gesetz, es wird nun über Alles gedacht und geurtheilt, die Menschen werden also nun vollends von ihrer Geschichte gelös't, und hiermit nimmt die Welt den eigentlich modernen Prozeß auf, sich neu aus sich selbst zu erschaffen. Man nennt es die erste Wiederaufnahme einer freien Philosophie seit den Neu-Platonikern.

Wir sind also hier bei den ersten, verhängnißvoll konsequenten Männern, welche sich ganz und gar, ohne Rücksicht von der Vergangenheit lossagen, wie dies nur zur Hälfte in der Reform geschehen war. Das, was Locke in seinem Systeme selbst eine tabula rasa nennt, das erscheint jetzt.

Muß man sich hier nicht sorgenvoll umsehen, in welcher Weise die Geschichtswissenschaft solche Revolutionen zu bewältigen sucht. Ist sie eine Wissenschaft, wenn sie so klaffende Wendungen nur als eine zufällige Erscheinung hinstellt? Alle Bildung will sich hier noch einmal von Neuem konstruiren. Stellt man dies ohne Zusammenhang hin, ohne den Versuch, darin eine organische Nothwendigkeit darzulegen, so wird diese ungeheure Erscheinung eine grinsende Fratze.

Wenn also durch nichts Anderes, so ist es durch oft so riesenhaft heraustretende Thaten der Geschichte bedingt, einen organischen Verlauf der Geschichte aufzusuchen. Es ist eine andere Frage, ob dies Konstruiren der Geschichte auf eine bis in's Detail gewaltsame Weise geschehen, und ob jedes Vorkommniß zu Gunsten einer Kategorie seiner ursprünglichen Seele beraubt werden solle.

Daß die Freiheit selbst in jener organischen Behandlung verloren gehe, ist ein so wunderlicher Irrthum des Herzens, der sich in eine Entwickelung der Thatsachen und Begriffe drängt, daß er hierbei wie eine Trivialität aussieht, und man nur der Höflichkeit halber verlegen wird. Es ist, als ob bei Sprach- und Denkgesetzen gegen die beschränkende Form der Wort- und Satzfügung geeifert würde. Ohne Aufgeben solcher Freiheit ist keinerlei Bildung möglich, denn die Freiheit dieser Bedeutung ist das chaotisch Allgemeine. Die Frage kann nie dahin gehen: ob? sondern nur: in wie weit? Jede Wissenschaft ist erst in ihrer Nothwendigkeit eine Wissenschaft.

Will man der Geschichtskonstruktion den Krieg machen, so mache man ihn, um sich gemäß zu sein, auch aller Wissenschaft.

Aus solchen Gründen muß denn auch in einer Geschichte der Literatur organische Entwickelung unter leitenden Ideen aufgesucht werden. Zu dem Ende bedarf es einer beiläufigen und einschlagenden Kenntniß, in welcher Folge die reine Thatsache, das Material der Geschichte im Allgemeinen, entsteht, und im verschiedenen Charakter sich spiegelt; in welcher Folge ferner der höhere Gedanke jeder Epoche erwächs't und sich bereitet, und wie endlich dazwischen, oder mitten aus Allem heraus die farbige literarische Blume ihre Blätter entfaltet. Denn die Geschichte der Thatsache, was man kurzweg die Geschichte nennt, ist der Leib, die Geschichte der Philosophie ist der Geist, und die Geschichte der Literatur ist das Herz oder die Seele. Eins oder das Andere ist mangelhaft an sich, und mangelhaft zu erklären. Wird aber auf Alles das Rücksicht genommen, so baut sich von selbst jene Konstruktion der Geschichte auf, welche so oft angegriffen, und deren Bedürfniß bei der vorliegenden philosophischen Wendung so überaus deutlich wird.

Dem offenen Auge führen breite Stufen vom ersten Häretiker der Kirche bis auf Baco und Cartesius, welche die Kirche

bereits außer Frage und Rücksicht lassen. Es sieht den Scholastiker unter den Fesseln der Kirche die Gedankenwaffe nur um so spitzer und schärfer schleifen, daß sie im stürmischen, allgemeinen Kampfe um so tiefer trifft, aber auch um so eher bricht; es sieht den Pabst selbst jenen Humanismus befördern, der allen Sinn auf fremde Form wendet, und erst das kirchliche, dann das christliche Interesse entwendet; es sieht eine Revolution gegen die Kirche halb gelingen, sieht wie in Jesuitismus und Politik die Kirche sich selbst verliert — und so ist es ihm nicht mehr ein Wunder des Zufalls, wenn Baco und Cartesius im siebzehnten Jahrhunderte sagen: verschwinde alte Wissenschaft, stirb, Glaube, du altes Phantom; aller Ausgangspunkt des bisherigen Wissens ist falsch, hier sind zwei neue Anfänge und Ausgänge! —

Der große Ruck, welchen die Welt durch den tiefen Einschnitt des Baco und Cartesius erleidet, wird jener Geist von der letzten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts bis in das neunzehnte hinein. In ihm sprießt jene welterregende encyklopädistische Bildung Frankreichs, welche auch bei uns so viel Wendung weckt. Man steht mit einem Worte vor der letzten Mauer, welche noch von der neuesten Zeit trennte, und welche von den Philosophen untergraben wurde, also daß sie im achtzehnten Jahrhunderte plötzlich zerschmetternd einstürzte.

Was in Deutschland durch dichterische Schulen wie die schlesischen nebenher geschieht, ist ein rein formeller Versuch, der unserer Folgezeit als solcher zu Gute kommt. Für den innersten Kern ist die außerhalb Deutschlands beginnende philosophische Krisis auch in jener Zeit von wenigstens eben so großer Bedeutung. Später kommt sie durch Leibnitz und absteigend durch Thomasius, Wolf und Aehnliche direkt zu uns, versinkt oder verflacht, oder verbreitet sich in die Aufklärerei, und erhebt sich gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts, just bei uns, zur höchsten wissenschaftlichen und künstlerischen Höhe, deren sie bis jetzt in der Geschichtswelt fähig gewesen ist.

Es handelt sich also in Wahrheit um die Geburtsstätte unsers jetzigen Vaterlandes und die Paar Meilen über den Rhein hinüber dürfen unserer aufmerksameren Betrachtung keinen Eintrag thun.

Bacon.

Unbefriedigt von der bestehenden Welteinsicht wandte er sich noch einmal von vorn an die Wirklichkeit, was man Realität nennt, um dort die Gesetze besser zu ergründen, und, auf diese fußend, eine neue Welteinsicht zu gewinnen. Cartesius ward die gedankliche Ergänzung, und so bildete sich von diesem neuen Standpunkte, von dieser revolutionairen Wendung an die Natur selber, nachdem mancher Uebergang noch gefunden war, unsere moderne Naturphilosophie, welche im deutschen Leben so wichtig geworden ist.

Sie wendet sich ebenfalls an die Erforschung der Naturgesetze, und erbaut in diesen neuen Resultaten ihre Gedankenschlüsse. So wie damals Spinoza mehr in Cartesianischer Richtung sich vorzugsweise auf den Gedanken warf, und Leibnitz eine Vereinigung suchte, so ward neuerdings Schelling durch Hegel überholt, welcher ebenfalls die eigentliche Beute in's strenge Denkleben rettete. Der fragliche Punkt ist dort wie hier: wo haben wir genügend Neues vom Naturgesetze erforscht, um uns daraus neue Kriterien und Grundsätze aufzubauen, daraus einen neuen Gang des Denkens zu errichten, und in diesem neuen Gange ein allgemein neues Resultat zu gewinnen? Wer zu früh in die allgemeine Folgerung springt, verfällt leicht wie Hobbes und Locke einem mangelhaften Erfahrungssysteme; wer sich zu lange mit dem Kenntnißdetail beschäftigt und mit der einzelnen Folgerung, wie Schelling, der wird von dem überboten, welcher gleich Hegel die neue Erfahrungsfrucht für reif erklärt, und aus ihr den reinen Geist einer neuen Denkphilosophie keltert.

Wir befinden uns jedenfalls hier an der wirklichen Schwelle des modernsten Geisteslebens, und was sich jetzt losspinnt, ist selbst für die nächste heutige Welt vom nächsten Bezuge. Weit dahinten in der Geschichte liegt aller Anhalt an Dogma oder auch nur an Tradition, man kennt ihn nicht mehr, man ist auf sich selbst gestellt, aus sich selbst will man sich begreifen. Hin und her schwankt jener Prozeß, ob man tief genug in neue Erfahrung gestiegen sei, ob man abschließen könne oder nicht, und darin unterscheidet sich jetzt Empirismus und Idealismus. Wer

nämlich der neuen Erfahrung zunächst bleibt, und davon sich nicht wieder zu einer neu gewonnenen, aber in sich wieder unabhängigen Denkwelt schwingen kann, der wird Empirist genannt, und der Hauptheld dieser Partie ist Locke; wer sich aus der neuen Kenntniß heraus mit all' der Eroberung an den Geist wendet, sie diesem zu Füßen wirft, und daraus ein neues Denkwesen vergeistigen läßt, wie dies Hegel in letzter Zeit gethan, der ist Idealist. Obwohl dieses Wort nicht mehr für ausreichend gilt, und man dem Worte Dialektiker eine erhöhte und stoffreichere Bedeutung gegeben hat, als früher.

Dem Bacon ist jener Mangel des zweiten Schrittes, nämlich vom bloßen Erfahrungswissen, dem Empirismus hinweg, weniger vorzuwerfen: er deutete die Nothwendigkeit desselben an, wenn es auch ihm selbst nicht mehr vergönnt war, ihn wahrhaft zu thun. Seine Aufgabe war zunächst die: Aristoteles hat einst nach der Beschaffenheit des Wirklichen und den Gesetzen davon sich umgesehen, und daraus Formeln gebildet. Das sind Kategorien, Denkgesetze geworden, mit denen sich die gelehrte Menschheit seit so viel Jahrhunderten beholfen hat; es ist die höchste Zeit, nachzusehen, ob wir denn über die Gesetze der Natur nicht mehr und Besseres entdeckt haben, und ob wir nun damit nicht zu Kategorien gelangen, die anders sind, als die des Aristoteles waren.

Die Wissenschaft — sagt er — ist ein lebendiges Abbild der Wahrheit, denn die Wahrheit des Seins und des Erkennens ist ein und dieselbe; sie unterscheiden sich nur wie der gerade Lichtstrahl von dem gebrochenen. Sucht also das reine Abbild der Natur, und ihr werdet das reine Abbild Gottes, der Welt und des Menschen finden, als welche Drei das Ein und Alles sind.

So begann er die „große Wiederherstellung," an welcher wir heute noch in solchem Sinne arbeiten. Alle einzelne Kenntniß mußte von Neuem geprüft werden. Dies ist das encyklopädische Unternehmen, welches später einseitig in Frankreich die Revolution vorbereitete. Für das neu Gewonnene gab er in seinem Organon die Methode an, um es in den neuen Geist, das heißt in den nun letzten neuen, gültigen Gedanken zu verwandeln: von der einzelnen Erscheinung gehet aus, und durch

Induktion — sein Lieblingswort — und Analogie steigt auf zum Allgemeinen! Man nennt dies die analytische Methode.

Dieser ungeheure Gedanke einer ganzen Reform alles Wissens wird zumeist flüchtig überhüpft — die specielle Kenntniß einer millionenfachen Welt bis in das kleinste Stäubchen ist dazu nöthig, und dieser ungeheure Gedanke Bacon's ist eigentlich der große Revolutionsgedanke moderner Wissenschaftlichkeit, dem Prinzipe nach ist die Kirchenreform nur eine halbe Maßregel daneben.

Natürlich starb Bacon darüber hin; denn wenn die Aufgabe wirklich in dieser Umfassung gelös't ist, dann ist auch der Mensch über die menschliche Beschränktheit hinaus. Aber man muß es gestehen, der Gedanke ist groß wie eine Welt; jetzt überrascht er uns so wenig wie Amerika; aber man versetze sich in eine Zeit, wo Alles in einem ewig anerkannten Denkkreise sich bewegte, und die Unrichtigkeit dieses Kreises plötzlich behauptet und bewiesen wird!

Von jenem Gedanken datirt auch die rastlose Erfindung aller Art, welche seit Mitte des siebzehnten Jahrhunderts thätiger gewesen ist, als ein ganz Jahrtausend vorher; es datirt daher das rastlos innere Leben der modernen Menschheit, und der eigentlich moderne Glaube, daß sich überall Neues erforschen lasse, ein Glaube, den die frühere Welt gar nicht hatte, oder an dem Einzelnen sträflich fand und als Zauberei und Ketzerei bezeichnete. Freilich ist auch viel Gefahr bei so großer Bewegung, und der bunte Wechsel, die Revolution aus Princip kommt aus demselben Neste. Zerriß Luther das Bewußtsein im Allgemeinen, und brachte er den Zwiespalt in das Herz, die Bacon'sche Revolution warf auch den Wissenshalt auseinander, auch den Trost am Profanen.

Es ist nach dem Obigen aber falsch, Bacon als den Begründer der bloß empirischen Wissenschaft zu betrachten; nur veranlaßt hat er sie.

Die gedankliche Spekulation warf er bei Seite, die Religion berührte er mit keinem Worte, seine Gott- und Engelgleichheit, welche ihm für erstrebbar galt, brachte er in keine Verbindung mit dem, was Religion heißt. Er nahm zwar die vom Aberglauben gereinigte Magie in die Naturlehre auf, er gab den

Träumen eine Bedeutsamkeit, aber er hielt das Alles abgesperrt von dem religiosen Punkte. Und so leitet man die moderne Natur- und Vernunftreligion, und Materialismus von ihm, obwohl Hobbes und Locke, ebenfalls Engländer, die nächsten Erzeuger dieser Richtung waren.

Es ist sehr bezeichnend, daß sich diese vom praktischen Erkennen ausgehende neue Wissenschaftlichkeit, in England zuerst begriff, und auch in ihrer praktischen Seite dort am Reichlichsten entwickelte. Man läßt dort vorherrschend für das Gesetz jedes Kreises nur das gelten, was sich augenscheinlich aus dem Allernächsten entwickelt; man läßt ferner dort, und zwar des Staatszweckes halber, die Religion selbst so pedantisch unberührt und unbefragt, wie etwas, was durchaus nicht in die Diskussion gehöre, und was erhalten sein müsse bis auf den kleinsten Stift. Das geschieht noch obenein mit einer Religion, welche aus dem protestantischen Princip entstanden, welche mit großer Beliebigkeit in der Hauptsache von einem eigensinnigen Könige, Heinrich dem achten, eingeführt worden, welche in zahlreiche, höchst spitzfindige Sekten getheilt ist, welche also an allen Seiten den Stempel trägt, daß sie von Engländern eigenwillig eingesetzt sei.

All' dies in Betracht gezogen ist der englische Zug der Religionserhaltung um jeden Preis eigentlich ein irreligioser — er übergeht, wie Bacon that, die Religion ganz bei der Geistesprüfung, obwohl die positive Gestalt, in welcher sie so unberührt erhalten wird, das Resultat einer kurz vorhergehenden Geistesprüfung ist. Sie wird also eigentlich im Innersten ignorirt, und des staatlichen Zweckes halber aus aller Diskussion gelassen.

Deshalb zeigt sich auch unter Engländern, welche sich genial vom englischen Stile befreien, die grellste Religionsläugnerei, wie bei Shelley und Byron, und England macht darüber stets in diesem Sinne das besonderste Aufsehen.

Die nächste Folge der Bacon'schen Lehre war ein scharfer Eifer in aller Naturwissenschaft, wovon das Hauptergebniß Isaac Newton wurde, der noch bis in die zwanziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts herüberreicht. Ferner die Vernunftreligion des Lords Herbert — stirbt 1648 — der von keiner Religion etwas wissen wollte, sobald sie auf Glauben und übernatürliche Offenbarung gestellt sei. Ferner Thomas Hobbes —

stirbt 1679 — ein Hauptruf der Empiristen. Er läugnet das Unendliche und Unmoralische, und sagt, der Mensch könne von Gott gar nichts wissen. Wenn man eine Religion haben wollte, so müsse man bloß glauben.

Im Grunde ist dies eben der angedeutete Religionspunkt Alt-Englands moderner Zeit, wo die Frage über Religion nie an die Tagesordnung kommen kann.

Das Staatsleben datirt er von einem Kriege Aller gegen Alle. Bemerkenswerth ist es, daß er, der unter den Stuart- und Parlamentskämpfen lebt, in der Politik für eine unumschränkte Monarchie ist, weil nur solchergestalt die allgemeine Bestialität niedergehalten werde. Die ganze Geisteswelt ist ihm eine Mechanik, das heißt eine Bewegung materieller Bestandtheile.

In solcher Weise, sich selbst als Schöpfer aller Staatsinstitute hinstellend, begründet Hugo Grotius den Staat und das Recht auf einen Urvertrag der Völker, und unser Landsmann Puffendorf — stirbt 1694 — der von einem ursprünglichen Geselligkeitstriebe der Menschen ausgeht, hat diese Richtung auf das Sorgfältigste begründet.

Man begegnet im nächsten Jahrhunderte jenen Folgerungen Bacon's, Hobbe's, Herbert's, Groot's in Frankreich von allerlei Weise. Dazu gab nur die dortige Verstandesphilosophie des **des Cartes** einen Einschlag, welcher ebenfalls näher anzusehen ist.

Cartesius.

René des Cartes war ein französischer Edelmann aus der Touraine, und 1596 geboren. Auf einem Jesuiten-Collegium wird er erzogen und in allen Geistesthätigkeiten geübt; er lies't Alles durcheinander, reis't Viel umher, nimmt sogar Kriegsdienste unter Tilly gegen einen Protestantismus, den er so riesenhaft zu steigern berufen war, und sieht sich am End' auf dem Punkte, sich mit Hilfe gangbarer Wissenschaftlichkeit nicht mehr zurecht finden zu können. Wie starke Geister thun, die auf ein Außenliegendes nicht größere Mühe wenden, wirft er alles Gewußte hinter sich, und erschafft eine eigene neue Welt aus sich selbst.

Der Gewohnheit nach noch in der alten Welt, verspricht er

der Mutter Gottes eine Wallfahrt nach Loretto, wenn ihm sein Vorhaben gelänge, ein Vorhaben, was Niemand so nachtheilig werden sollte als der Mutter Gottes.

Wie Baco an der äußeren Kenntniß die Revolution begann, so begann sie Cartesius mit der inneren Denkwelt, warf auch das Bisherige fort, und erklärte, man müsse sich erst über das Denken selbst vergewissern und vereinigen. — Also: Erst muß Alles bezweifelt werden, was nicht unmittelbar gewiß ist, und was sich Jemand auch anders oder als gar nicht seiend denken könnte. So kommt man zum Anfange „ich bin, weil ich denke."

Aus diesem Eigenprozesse des Verstandes ohne weitere Zuthat sonstiger Kräfte baut er in mathematischer Methode ein System auf, worin der Dualismus zwischen Sein und Denken, Geist und Körper ungelös't bleibt.

Aber die größte Revolution lag eben auch in diesem Systeme, denn es machte ein neues selbstständiges Denken souverain. Der Inhalt mag sein, welcher er will, nur wenn ich heraushebe, daß ich darin als denkend bin, so liegt darin das reine Sein. Dies Denken entkleidete sich also ebenfalls von aller Geschichte, und machte das größte Aufsehen. In Frankreich ward jener englische Empirismus, der besonders durch Locke so großen Eingang gewann, und diese Cartesische Verstandesthätigkeit, welche sich unabhängig über Alles erhob, das bestimmende Moment aller nächsten Zukunft. Daraus gohr die ausgebildetste, dreiste Gedankenrevolution, welche später so thatsächlich ausbrach. Denn alle die Helvetius, Diderot, Voltaire und Rousseau konnten erst entstehen, nachdem durch einen theoretischen Geistesruck die Welt von ihrer bisherigen Geschichte abgetrennt war. Hier an der letzten Geburtsstätte moderner Welt ist das Christenthum, was bis dahin immer Mittelpunkt gewesen war, völlig verschwunden, man schuf sich eine eigene Welt der höheren Beziehung, ohne die mindeste Notiz davon zu nehmen. Daß der Pabst Cartesius und Aehnliche verdammte, war nicht von der geringsten Bedeutung mehr; ja die Einsicht in ein wirklich positiv-religioses Moment war dergestalt verwischt, daß Spinoza neben solchen Bestrebungen für den ärgsten Gottesläugner galt, Spinoza, welcher himmelweit der Religioseste von Allen.

Des Cartes hatte sich nach Holland zurückgezogen — 1629

bis 1644 —, um die Sammlung eines eigenen philosophischen Systemes zu finden. Es ist bemerkenswerth, daß die meisten jener modernen Systeme auf der einförmigen Fläche Hollands aufwuchsen; jene regelmäßige Reinlichkeit, Ordnung und Bewegung muß dem sich selbst erfindenden Gedanken besonders zuträglich sein. Auch Spinoza lebte dort, und Locke, der Engländer, erfand sein System ebenfalls in Holland, und ging erst mit dem fertigen und mit dem Hause Oranien nach England zurück, was damals den englischen Thron bestieg.

Die Rechtfertigung, daß man einen Vernunftsatz, eine Vernunftwahrheit voraussetzen müsse, legte er dahinein: der menschliche Geist ist von Hause aus Wahrheit, was er folgerichtig aus sich selbst erkennt, muß also auch nothwendig wahr sein. Das Außenliegende ist Nebensache, denn das Zeugniß der Sinne ist unzuverlässig.

Spinoza.

Viel mehr vertiefte sich der moderne eigene Gedanke in Spinoza, und obwohl an Hundert Jahre vergraben, ja verachtet liegend, brach er doch am Ende auf, wirkte besonders tief auf Deutschland, und auf die philosophische Anregung und Gedankenwelt der Deutschen. Wenn von einem Ahnherrn des allgemeinen philosophischen Bewußtseins um die jetzige Zeit in Deutschland die Rede sein soll, so muß Spinoza genannt werden. Am Allgemeinen herrscht jetzt seine überall durchgötterte Welt, seine göttliche „Substanz," der gesammelte Pantheismus, der doch im Grunde in eine geistige Monarchie zusammengeht, und in aller modernen Bestrebung, im Staate, im Glauben, in der Poesie zu Tage kommt. Was man unchristlich, gottlos und auf ähnliche Weise an der Jugend des neunzehnten Jahrhunderts in den zwanziger und dreißiger Jahren desselben gescholten hat, das war in Deutschland größtentheils Spinozismus, der klar und unklar, bewußt und unbewußt schaltete, drängte, vernichtete und erschuf.

Baruch Spinoza lebte von 1632 bis 1677. Seine Eltern waren portugiesische Juden, die aus einer Verfolgung nach Holland

entflohen. In Amsterdam wurde Baruch geboren, und an den schärfsten Stangen des Talmudverstandes aufgezogen. Das Judenthum, von dem er den schonungslos einhergehenden Gedanken und die religiöse Begeisterung hatte, befriedigte ihn nicht; er entfloh ihm, verkroch sich in die Häuser von Christen, lernte Griechisch, Lateinisch, Mathematik und Philosophie, besonders Cartesische, die ihm Anfangs zusagte, dann aber in ihren einseitigen Verstandesresultaten seinem tieferen Bedürfnisse nicht Genüge gab. Im Jahre 1660 hatte er die Synagoge ganz verlassen, den Haß, den Bann, die Verfolgung der Juden auf sich geladen, und war in die Stille eines kleinen Hauses auf dem Lande geflüchtet, um zu sinnen und zu ersinnen. Oft verging ein Vierteljahr, ohne daß er über die Schwelle trat. Christ ist er nicht geworden, obwohl er den christlichen Namen Benedict später führte, manchmal die lutherische Predigt anhörte und überhaupt gute Predigten hochschätzte. Dies Moment der Revolution, was diese ganz philosophische Wendung des siebzehnten Jahrhunderts charakterisirt, und was so nachdrücklich die moderne Zeit bestimmt hat, war ebenfalls stark in ihm: aus der christlichen Welt eigenmächtig herauszutreten. Er lehnte einen Lehrstuhl in Heidelberg ab, wie er sagte, um sich in seinen Forschungen nicht zu unterbrechen, zum Theil gewiß aber auch darum, weil er nicht in die Konsequenzen oder Möglichkeiten eines christlichen Verbandes eintreten mochte. — Früh erlag der Körper, er war erst 44 Jahre alt, als ihn ein schleichendes Fieber, eine Schwindsucht, im Haag hinwegraffte. Ein einziger Freund, der Arzt Ludwig von Meier, sein Schüler und Herausgeber der nachgelassenen Werke, sah ihn sterben den einsamen, weisen Mann, und drückte ihm die Augen zu. —

Wer ihn gekannt hatte, selbst die holländischen Bauern, preisen seine Sanftmuth und Trefflichkeit. Er war eine jener jüdischen Naturen, die wirklich von Gott auszeichnend begabt sind, und die auf den poetischen Gedanken der Welt einen vorherrschenden Einfluß errungen haben; Spinoza war eine dieser Naturen, wo sich das starke Naturel zur beherrschenden Leutseligkeit gesänftigt und durchgeistet hatte. Es ist sehr erklärlich, daß er die streng rationalistischen Naturen so oft an Christus erinnert. Sicherlich wäre ihm auch ein gewaltsamer Tod wiederfahren,

wenn er in einem eigen jüdischen Reiche aufgetreten wäre. In Holland konnte ihn die Synagoge nur martern und verfluchen, und der einzelne, zur Wuth erzürnte Rabbi konnte nur den Dolch gegen ihn zücken, daß er, ein so begabter Auserwählter Gottes, die Bundeslade in der Gefangenschaft verließe. Er lebte von Verfertigung optischer Gläser, das Licht beschäftigte ihn, sagt Hegel.

Alle Nachrede stimmt jetzt darin überein, daß er der wahrhaftigste Mann seines Jahrhunderts gewesen, daß nie eine Lüge über seine Lippen gegangen sei.

Seine Philosophie selbst wird auch jetzt richtiger eine Theosophie, eine Kenntniß von Gott genannt. Dahin richtete sich all' sein Sinnen. Das Orientalische: Alles ist in Einem, Eins ist in Allem, dieser monarchische Pantheismus liegt auf dem Grunde.

Und in diesem Stoffe fügt, ordnet und richtet die mathematische Philosophie des Cartesius als Methode.

Jener cartesische Dualismus des Seins und Denkens ward in eine Einheit verdichtet — ein großartig Vorspiel der später in Deutschland ausgebildeten Identität — in das einfache Sein, in die Substanz. Die Substanz ist das Unendliche, was in sich selbst ist, was sich durch sich selbst denken läßt, was also keines andern Begriffes bedarf, als seines eigenen, was unabhängig, absolut ist. Dies ist Gott. Er nennt ihn auch die naturirende Natur, diejenige, welche Natur erzeugt, und woneben der Mensch die naturirte, die erzeugte ist.

Spinoza's Philosophie, eine Objectivirung der Cartesischen ist kurz folgende: Was wahr ist, ist schlechthin nur die eine Substanz, deren Attribute Denken und Ausdehnung (Natur) sind. Nur die absolute Einheit ist wirklich — ist Gott.

Alle Philosophie wurde ihm Tugendkunst, Erkenntniß und Liebe Gottes, das heißt: ein bewußtes und thätiges Leben in und mit Gott ist ihm Alles. Ueber sein System schrieb er deshalb auch „Ethik."

Gott ist in jeder Bewegung, in jeder That, er ist überall Ursache, Zufälligkeit giebt es nicht.

Gott handelt nicht nach moralischem Zwecke, er ist sich Selbstgesetz, er ist Alles.

Da Denken und Wollen Eins ist, so ist auch die Erkenntniß

des Guten und Bösen nichts anders als der Affekt der Freude und Traurigkeit. —

Auf Gott bezogen ist jede Idee wahr, denn in Gott entspricht jede Idee ihrem Gegenstande vollkommen; bei uns aber ist es anders, weil wir willkürlich, zufällig, einzeln betrachten, und die Idee in uns nicht Alles umgreifende Nothwendigkeit ist.

Je genauer man die Wesenheit eines einzelnen Dinges erkennt, desto mehr nähert man sich Gott.

Diesem Satze begegnen wir in moderner Kultur als einem Hauptsatze noch öfter, und namentlich ist Goethe's Grundansicht dieselbe.

Es ist unnütz, wo es nur um eine Andeutung des Moments, nicht um eine eigentliche Geschichte der Philosophie zu thun ist, alle die einzelnen Sätze weiter aufzuführen. Denn da er straks in mathematischer Methode von seinem Mittelpunkte ausgeht, wo Welt und Gott zusammenfallen, so giebt es der Folgerungen auf gleiche Weise in seinen Schriften sehr viele, und in Wahrheit so viele, als Dinge und Beziehungen in der Welt sind.

Man erkennt leicht, wie sich hier zum ersten Male wieder, abgelöſ't vom alten poetischen Dogma, eine positive Welt, eine umfaßte Poesie darbietet, eine solche, wie sie in jenen Jahrhunderten fehlte, und auch nach solcher Beihilfe nicht ergriffen ward. Spinoza blieb in seinem Latein vergraben, und die Zeit schwatzte in ihren Einzelnheiten weiter.

Die neueste deutsche Philosophie findet fast nichts an ihm auszusetzen, als die mathematische Methode, wodurch Alles ungegliedert in Eins zusammengezeichnet werde. Des eben herrschenden Stils halber bedauert sie wohl auch, daß er die Dreieinigkeit nicht in sein System verarbeitet habe. Dieses Bedauern ist indessen deshalb nicht so schwer zu nehmen, da selbst die neueste Philosophie sich nicht aus dem Herzen einer historischen Religion, sondern aus einer souverainen Vernunftthätigkeit erzeugt, und nur accessorisch in sich hineingezeichnet hat, was eben dem Stile wünschenswerth erschien. Von charakteristischer Wichtigkeit sind noch folgende Sätze:

Der Wille des Menschen ist keinesweges absolut frei, stets bestimmt ihn eine Ursache; denn wir sind naturirte Wesen, uns wirkt eine Kette von Ursachen durch die Welt; — bei der Vernunft

heißt nur Entschluß, was in der Natur Trieb oder Bestimmung ist. — Wir verlangen, weil wir das für gut halten, was wir verlangen. Zuerst hat man die Idee von seinem wirklich existirenden Körper; der erste und hauptsächlichste Versuch ist also auch, diese Existenz zu befestigen, zu bestätigen und zu erhalten. — Gott erkennen ist das Höchste, — was wir um solcher Kenntniß willen thun ist religios — ad religionem refero sagt dem Worte nach Spinoza. — Eine aus Erkenntniß entspringende Liebe Gottes ist ewig, ist die Liebe Gottes selbst, womit er sich selbst liebt, insoweit es uns zugänglich. — Als Schöpfung des Menschen ist dem Spinoza der Staat die Hauptsache. Die Art sei gleichgültig, Freiheit und Tüchtigkeit sei Privattugend, Tugend der öffentlichen Herrschaft sei Sicherheit. — Der Vorzug des Weisen ist innere Selbstständigkeit und Ruhe, indem er innerlichst nur seinem eig'nen Gesetze gehorcht.

Man konnte Spinoza vorwerfen, daß der sittliche Unterschied bei Seite gelassen sei, weil er in die Theosophie dieses Systems in Wahrheit nicht gehört, wo alle Bezügnisse an das Höchste, nicht an das Nebenstehende gewendet sind. Dies hat man mit Gottbeziehung verwechselt, und über ein Jahrhundert lang die grundfalsche Ansicht fortgetragen, Spinoza sei Gottesläugner gewesen, während sich just Alles auf Gott bei ihm richtete.

Locke.

Das viel unbedeutendere System Locke's, eine Ausführung Baco's, erhielt viel mehr Zulauf. Und das war natürlich: die Menge war losgerissen von einer tiefern poetischen Vermittelung mit Gott, und der ganzen Seele dessen, was geschehen war in Gedanken der Welt; die nächste, die bequemste Ergänzung war ihr die willkommenste. Um in Spinoza's größere Schwingungen einzutreten, mußte man eine ganz neue poetische Schöpfung des Gedankens versuchen; dazu war die Armuth noch zu neu. Was er vorausgreift, muß sich erst in alle verborgenen Winkel durchgewickelt haben, ehe es Bewußtsein von Nationen wird. Der materielle Weg, früher von dem poetischen Dogma der Welt so wenig aufgenommen, also im Antheile vernachlässigt, bot zunächst

größere Reize, er war auch vielleicht im höheren Geschichtszwecke noch bis in alle Extreme durchzumachen, damit die Welt aller dahin gehörigen Einflüsse theilhaftig und der Einsicht darüber fähig werde. Ihm strömte die Welt zu. Vergebens werden wir später bei Leibnitz noch einen großartigen Versuch zu höherem Standpunkte sehen, Alles ist umsonst, Spinoza ist wie nicht dagewesen, und die kurze Verstandesweisheit erfüllt noch vorherrschend das ganze achtzehnte Jahrhundert.

Locke, der von 1632 — 1704 lebt, erzählt von sich selbst, daß er zu den trägen Naturen gehöre, denen ein stetes Denken unbequem sei. Er war Sekretair des Großkanzlers Ashley, nachmaligen Grafen von Shaftesbury, fiel mit diesem in Ungnade, und ging mit ihm auf lange Zeit nach Holland. In der Politik, die ihm so nahe lag, sagt er: sie habe ihren Grund nur im Gesammtwillen Aller, gesetzgebende und vollziehende Gewalt müßten getrennt sein. Kurz, er gehörte zur Partei der eingeschränkten Monarchie. Praktisch entwarf er die Konstitution für Carolina in Amerika, die damals eingerichtet wurde.

In aller philosophischen Spekulation sah er eine Spielerei, da man das Erkenntnißvermögen selbst nicht genau kenne. Er gab kein Angebornes zu, die menschliche Seele sei vielmehr eine unbeschriebene Tafel, die nur Eindrücke von der Außenwelt erhalte. Da sie eben nur ein solches Vermögen sei, so komme Alles auf die Außenwelt an. Der Sinn bringe es, der Verstand bearbeite es, und so komme die Weisheit hervor, deren wir fähig. Die Vernunft, ein drittes, könne allerdings die gewonnenen Vorstellungen verbinden, und ein Resultat suchen, das sei aber eine sehr unzuverläßige Sache. Die Wahrheit an sich bleibt aus der Frage.

Dahin geht sein berühmtestes Werk „Versuch über den menschlichen Verstand;" folgerecht schrieb er unter Anderem auch über „die Erziehung der Kinder," da ihm der Anfang der Geistesthätigkeit so wichtig war.

Es ist ihm eingewendet worden, daß alles Erkennen und Denken just mit dem Allgemeinsten und Einfachsten anfange, was kein Gegenstand unmittelbar sinnlicher Wahrnehmung sei. Leibnitz entgegnete ihm: die Sinne wüßten nur, was geschähe, nicht aber, was nothwendig geschähe.

Dahin verlor sich unter den Engländer Baco's großer Weg. Es fanden sich in England selbst viel Gegner, aber doch keine positiven Sieger dieses Materialismus und man lös'te sich später größtentheils in den Skepticismus Hume's auf. Dagegen nahm Frankreich Locke's Lehre mit dem größten Beifalle auf, und dort bildete sie sich zu den größten Erfolgen.

Als eine Hauptfolgerung hiervon, welche im achtzehnten Jahrhunderte die außerordentlichste Einwirkung auf Deutschland erzeugt, und sich hier bei den tüchtigsten Männern lebendig weis't, muß unter Vielen Pierre Bayle genannt werden, der von 1674 — 1706 meistens in Holland lebt, und als Polyhistor und Kritiker und Verfasser eines historisch-kritischen Wörterbuches die encyklopädische Bildung am Nachdrücklichsten aushebt. Er sagt, die Vernunft könne nur Irrthümer, aber nichts positiv Wahres erkennen, und Jean Paul nennt ihn deshalb ein dekomponirendes Genie. Den Manichäismus mit einem guten und bösen Urwesen hielt er für das noch Annehmlichste, und dagegen schrieb Leibnitz seine Theodicée. Aberglaube sei verderblicher als Unglaube. Es sei ein Staat möglich, worin man weder an Gott, noch an Unsterblichkeit glaube. Die Mathematik habe keine absolute und reale Gewißheit in ihren Principien. Spinoza verstoße mit seiner Abstraktion gegen allen Popularverstand, und berücksichtige die Wirklichkeit zu wenig. — In Folge davon sahen wir in Deutschland die Popularphilosophie allmächtig werden, und nur die begabtesten Geister schwingen sich darüber hinaus, Leibnitz in einem bewußt ausgebildeten Systeme, Lessing in einem höheren wissenschaftlichen Takte, welchen er nicht verlor, obwohl er rings mit Popularphilosophie umgeben und befreundet, und obwohl er nicht geeignet war, dies in einer streng systematischen Form auszusprechen.

Leibnitz.

1646 — 1716.

Locke und Bayle bilden uns aber auch den Uebergang zu Deutschland, was bisher beinahe ganz unbetheiligt an dieser großen Wendung geblieben war, von einer Wendung, die später

ein unermeßlicher Einfluß für dasselbe werden sollte. Denn jene Wendung ward ein Jahrhundert später in Deutschland allein weiter gerückt, und wie der heutige Philosoph sagt, zu Ende gerückt. Locke zunächst regte Leibnitz zur entschlossensten Opposition auf.

Leibnitz, aus Leipzig gebürtig, erwarb sich eine großartige Stellung in der Welt, eine Stellung, wie sie vor und nach ihm kaum ein deutscher Gelehrter eingenommen hat. Er war ein allseitig und fein gebildeter Mann, der in jeder Form seine Ueberlegenheit geltend zu machen wußte. In aller gelehrten Welt war er zu Hause, gesucht und geachtet, große Reisen hatten ihm weite Verbindungen geöffnet, ein außerordentlicher Briefwechsel hielt ihn mit aller geistigen Thätigkeit der Welt in Verkehr; an den Höfen zu Mainz, zu Hannover, zu Berlin und Wien waren seine Rathschläge gesucht und verehrt, Prinz Eugen von Savoyen, die Kurfürstin von Hannover, die erste Königin von Preußen, Sophie Charlotte, suchten und pflegten seine vertraulichste Freundschaft; — einem solchen Manne mußte ein Ueberblick, eine Einsicht erleichtert sein, wie sie nur dem Berufensten möglich wird. Fichte schildert ihn in seiner zweiten Einleitung zur Wissenschaftslehre mit der größten Hingebung, und nach alle dem steht man hier demjenigen Manne gegenüber, welcher den reifsten Ausdruck des damaligen europäischen Bewußtseins finden und geben konnte.

Das System, was unter solchen Umständen meist nur in Gelegenheitsaufsätzen entsprang, war folgendes:

Er ging von Descartes Philosophie aus, sich indessen mehr an das Sein, als an das Denken des Cartesius schließend, bestrebt, jenen Dualismus des Seins und des Gedankens zu überwinden. Sein Grundprincip ist das Individuelle. In Leibnitz faßt sich die idealistische und realistische Philosophie zusammen, und davon nennt man dies System oft kurzweg den Harmonismus, oder auch, weil der Verstand noch das vorherrschende und vermittelnde Princip ist, die vereinigende Verstandesweisheit.

Die Grundlage war ein reines Ideal, nämlich seine Monadenlehre. Die bloße Abstraktion Descartes eroberte eine Gestalt, und die allgemeine Substanz Spinoza's, entwickelte sich in die millionenfache Einheit der Monaden, ein Anfang alles Individualisirens und aller Charakteristik. Er sagt:

Aus dem Dasein zusammengesetzter Dinge oder Erscheinungen folgt nothwendig die Existenz einfacher, für sich selbst bestehender Substanzen, denn das Zusammengesetzte muß aus Einheiten zusammengesetzt sein. Solche Einheit heißt Monas, Monade.

Gäbe es keine solche Monaden, so behielte Spinoza Recht, es wäre dann überall nur ein einziges, unendliches Sein, und gar kein von ihm verschiedenes endliches Leben.

Die Materie ist also nichts, als die Anhäufung einer unendlichen Zahl von solchen Atomen, deren jeder materiell und immateriell zugleich ist.

Sie können nur geschaffen oder vernichtet, es kann nicht von außen auf sie eingewirkt werden.

Dennoch haben sie Eigenschaften, und jede ist von der andern verschieden.

Die Monas aller Monaden ist Gott.

Die Monaden sind alle empfänglich, aber nur der menschlichen Seele wird die Empfängniß zum Bewußtsein.

Die vernünftige Anschauung, die Idee ist ihr also angeboren — und hier ist ein direkter Gegensatz des Locke'schen Empirismus und alles ähnlichen, welcher alle angebor'ne Idee läugnet.

Diese Welt der Seele, die höhere, beruht auf drei Verhältnissen: 1) auf dem der Gleichheit, 2) auf dem des Widerspruchs und 3) auf dem des zureichenden Grundes. Wir finden die Sachen entweder gleich oder nicht gleich, und für die Erklärung brauchen wir einen hinreichenden Grund.

Der letzte Grund liegt in Verkettung des Weltalls; diese Verkettung hält denn auch die niedrigere Welt der bloß materiellen Monaden mit jener höheren Seelenwelt in Harmonie, in voraus bestimmter Harmonie, so daß aus dieser Mannigfaltigkeit ein Weltganzes wird, und der Dualismus aufgelös't ist. Besonders der Mensch ist ein treues Abbild davon.

In Gott, der Hauptmonas ist alle Potenz, alle Kenntniß, worin das Schema aller Ideen liegt, endlich aller Wille, welcher Veränderungen, nach dem Besseren hin bewirkt, kurz das Hauptagens im Universum. — Die erschaffenen Monaden sind wirkende Kräfte zweiter Art, Arten der Hauptkraft. -- So weit sie sich bewußt sind, wirken sie, so weit dies Bewußtsein fehlt, leiden sie. -- Der gegenseitige Einfluß ist ideal, und wird nur wirklich

durch die verhältnißmäßige und vorausbestimmte Eigenschaft jeder einzelnen. Denn da sie selbst untheilbar sind, so kann nur solch Verhältniß eine Wirkung geben. Dies geht auf die „vorausbestimmte Harmonie" hinaus. — Das Beseelte wird umgestaltet, aber es giebt keine Seelenwanderung, und wörtlich genommen, doch auch keine Erzeugung, keinen Tod, sondern nur Aufwälzung (evolutio) und Zuwachs, und auf der andern Seite Einhüllung (involutio) und Abnahme. Deshalb ist auch das ganze Wesen, nicht bloß die Seele, unzerstörbar; wie das Samenkorn vorherbestanden habe, so sei auch der Seelentheil schon da gewesen, und wenn auch theilweis der Körper vergehe, zerstört werde er nicht. Leib und Seele gehörten zusammen zu Folge der vorausbestimmten Uebereinstimmung in den Substanzen, weil beide Darstellungen desselben Universums seien. Warum diese oder jede Monas der vollkommenen näher sei, das wäre die Vollkommenheit des Ganzen; unter allem Möglichen werde nur das Bessere geschaffen; für die Bewohner der Erde sei diese Welt eben die Beste von allen. Dies ist sein sogenannter Optimismus. — Jeder Geist ist eine kleine Gottheit in seiner Art, er hat architektonische Fünkchen von Gott. — Diese Gemeinschaft giebt den Gottesstaat. Dies bildet die sittliche Welt in der natürlichen; Größe und Güte Gottes wird von den Geistern erkannt, und dient ihnen selbst zur Bewunderung. — Wie zwischen der körperlichen und geistigen Natur Harmonie besteht, so auch zwischen dem Reiche der Natur und dem sittlichen Reiche; deshalb bringt die Natur selbst die Erscheinungen und Begebenheiten, welche für die sittliche Entwickelung nöthig sind, z. B. eine gelegentliche Zerstörung oder Erneuerung der Erde. Lohn und Strafe folgt also in organischer Folge und Nothwendigkeit. Die höchste Seligkeit des Menschen ist Vereinigung mit Gott, das heißt vereinte Wirksamkeit mit Gott. — Der Wille ist frei, sagt er zwar in einem Schreiben, aber dies wird dem Systeme nach so beschränkt, daß er im Grunde nur frei bleibt, wenn er absolut zweckmäßig handelt. — Das Böse ist nur Folge irdischer Beschränktheit, — privatio entis — ein Mangel des Einzelnen, und Gott bedarf dafür keiner Entschuldigung. Er hat nur das Gute geschaffen, die Geschöpfe aber mußten beschränkt sein in Nothwendigkeiten, und daraus für Böses fähig werden, damit eine Bedingung entstehe

für das beste Ende, worauf es abgesehen. — Ueber Offenbarung und Wunder drückt er sich höchst vorsichtig und dunkel, oder vieldeutig aus.

Die Leibnitz'sche Ansicht hat die mannigfachste und gröbste Mißdeutung erfahren, da er von seinem hohen vermittelnden Standpunkte Vieles sagen konnte, was dem unten im bloßen Popularverständnisse Schließenden ein Frevel, oder eine Lüge scheinen mußte. Es war eine großartige poetische Vereinigung Alles dessen, was jemals geistig erstrebt worden war in der gedichteten Ansicht dieses Mannes; die entgegengesetzten Denker und Systeme wurden in eine Dichtung des Verstandes geeinigt, und das ganze war durchaus eine poetische That.

Aber Leibnitz war so über seine Umgebung hinausgehoben, daß er in dieser That selbst vollkommen einsam blieb. Sie ward unter den Füßen eines stampfenden Jahrhunderts zertreten, vergessen; erst die neuere Philosophie hat Leibnitz wieder hoch gestellt. Daher mag es wohl auch gekommen sein, daß all seine übrige Bestrebung von der Welt des achtzehnten Jahrhunderts so gar nicht in rechtes Licht gestellt, daß manches Hochwichtige von ihm ganz übersehen worden ist, und bis zum Jahre 1836 unbekannt auf der Hannover'schen Bibliothek liegen konnte. Dort nämlich entdeckte Dr. Guhrauer Schätze der Leibnitz'schen Kulturbestrebung besonders für unsere speciell deutschen Literarinteressen, Zeugnisse eines vaterländisch ausgebildeten und theilnehmenden Mannes, wie man sie ihm nirgends zugetraut hatte. Guhrauer ist im Begriffe, Leibnitzens deutsche Schriften herauszugeben, die sich jetzt gegen allen herkömmlichen Glauben sehr reichhaltig erweisen, und welche darthun, daß er nicht der Sprache selbst halber, sondern um europäisch einzuwirken, das Lateinische und Französische für seine Hauptwerke, für seine „nouveaux essais" gegen Locke, seine Theodicee gegen den berühmten Niederländischen Kritiker Bayle, und für so vieles Andere gewählt habe.

Leibnitz hat sogar die deutsche Sprache für die angemessenste gehalten, um Philosophie auszudrücken, „weil sie keine Ausdrücke für leere Begriffe habe, und sich schlechthin gegen den Ausdruck des Unsinns sträube." Der Vorwurf, den er ihr eben da, in den „Unvorgreiflichen Gedanken" macht, daß sie für die metaphysische Bezeichnung nicht Hilfsmittel genug reiche, ist schwerlich

so ernsthaft gemeint, und kam wohl nur augenblicklich aus der quälenden Einsicht, daß unsere Sprache in ihrem Detail weder vom Auslande verstanden, noch von der höheren Welt gesucht und gepflegt sei. War er doch genöthigt, seine interessanten Briefwechsel in Deutschland selbst französisch zu führen, wie aus Varnhagens kunstreicher Biographie der Königin Sophie Charlotte zu ersehen ist.

Es findet sich just in Leibnitz so viel Antheil an unserer eigen-literarischen Existenz und Bedeutung, daß just er einen direkten Uebergang in den Literaturweg bildet, welcher in dem Vorliegenden auf einen Augenblick verlassen worden ist, um tiefer glühende Lichter dafür zu gewinnen. Er sammelte jene philosophische Wendung, die im Auslande vorgegangen war, zu einer neuen Verbindung, er war der letzte große Philosoph jener Krisis, und der erste moderne Philosoph Deutschlands. Unsere neueste Philosophie vermißt allerdings noch die höhere dialektische Wissenschaft an ihm, und tadelt, daß er nicht über die bloße Verstands- und Weltweisheit hinaus gekommen sei, aber sie hält ihn doch jetzt hoch in Ehren, und sie rühmt besonders seinen außerordentlichen Bildungseinfluß, den er als Staatsmann, Gelehrter und Weltweiser in einer Prosa ausgeübt habe.

Da es nun auch ihm so wenig wie Spinoza gelang, der zersplitterten, ungläubig gewordenen Welt durch die große poetische That seines Systems einen Halt zu geben, da diese That in unserer Nation keine eigentliche Existenz errang, so ist uns seine sonstige Thätigkeit für literarisches Interesse doppelt willkommen. Jene philosophische Krisis bricht erst später in das ganze Leben Deutschlands heraus, um so erwünschter ist der unmittelbare Uebergang, wenigstens vermittelst einer Person derselben.

Leibnitz beschwert sich bitter in seinen „Unvorgreiflichen Gedanken" über die Vernachlässigung und Entstellung der deutschen Sprache durch kindische Annahme alles Fremden. Man sieht, daß er vollkommen bewußt nur zu speciellen Zwecken fremde Sprachen gebraucht sehen und sie dann rein gebraucht sehen wollte. Er sagt geradezu, man habe in der Reformationszeit reiner Deutsch gesprochen.

In diesem Gange muß denn auch zur Seite bleiben, was noch von einzeln philosophischer Ausbildung in Deutschland eine

ausnahmsweise interessante Farbe erhielt, wie dies zum Beispiele bei Walther von Tschirnhausen der Fall war, der in Leiden studirt und sich nach Des Cartes und Spinoza, vorzüglich nach Letzterem ausgebildet hatte. Seine „Medizin des Verstandes“ war ein ächt Spinozistischer Sprößling. Alle übrigen, wie Thomas, Franz Buddeus, Gundling blieben im Gange mehr oder minder von Leibnitz abhängig, ohne sich des Umfanges und der Konsequenz desselben zu bemächtigen. Ihr Verdienst gestaltete sich anderswie. Buddeus wandte einen starken Fleiß auf die Geschichte der Philosophie, und Thomasius erhält dadurch einen vorzüglichen Einfluß, daß er die deutsche Sprache auf den philosophischen Katheder hebt, er war der erste, welcher über Philosophie deutsche Vorlesungen hielt, und die Muttersprache angewandt sehen will für Ausdrücke der Wissenschaft und Kunst. Er schrieb nun zwar seine Hauptbücher selbst lateinisch, und redete ein sehr buntgefiedertes Deutsch. Aber jener Anlaß gab doch außerordentliche Folgen. Sein Kollege auf der Universität Halle, der Freiherr Christian v. Wolf stimmte in diesem Punkte mit ihm überein, und gab sogar seine philosophischen Lehrbücher deutsch heraus, gewann großen Anhang und erzeugte für die Sprache ein mannigfaches Leben. Ewig zu beklagen bleibt, daß dieses neue Erwachen unserer Sprache für die geistigsten Beziehungen des Menschen nicht in eine reichere Hand und Anregung fiel. Wolf nämlich, der zu Tschirnhausens Füßen in Leipzig gesessen, Leibnitzens persönliche Bekanntschaft noch gemacht hatte, vermochte nur sehr einseitig, der großen Geistesregung Herr zu werden. Er bildete einige Stücke der vorangehenden, großen Philosopheme zu einem trockenen Dogmatismus des Verstandes aus, brachte, wie dies dem Verstande leicht wird, auffallende Schärfe und Energie hinein, und unterjochte mit dieser geringen Rüstung alles nächste deutsche Leben.

Natürlich war dies auch entscheidend für die deutsche Sprache des höheren Ausdrucks. Sie ward auf dürre Verstandesformeln gesetzt, und bewegte sich in einem sehr trockenen Register.

20.

Die zweite schlesische Schule.

Es ist hier wieder ein wenig rückwärts zu sehn. Lohenstein, das Haupttalent dieser Schule, stirbt 1683. Wollte man genau nachweisen, bis wie weit die Dichtungsansicht dieser Leute von der allgemeinen Krisis des Gedankens und Glaubens betheiligt worden sei, so geriethe man in eine mißliche Schwierigkeit. Und sicherlich waren sie betheiligt. Auch der Philosoph erzeugt, ergänzt und ernährt sich ja aus der allgemeinen Atmosphäre, die ein Zeitalter umgiebt und durchdringt; er ist nichts Einzelnes, er wird eben so von der Welt gemacht, wie er sie später von sich selbst aus gestaltet, die Welt ist mehr denn Alles, woraus sie besteht und gebildet wird.

Allerdings war in Deutschland die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, wohinein die Hauptthätigkeit dieser Schule gehört, eine träge Zeit, den Nachbarn überließ man noch zunächst die große Wendung, Leibnitz arbeitete noch an seiner Jugend. Aber man blieb doch auch da nicht ohne Einwirkung, und gewann man auch nicht die großen philosophischen Wege und Resultate, man fühlte sich doch in demselben Zustande. Die religiose Entwickelung war zurückgedrängt, schon in der Opitz'schen Schule gab sich's zu erkennen, daß man auf eigne Hand etwas Würdiges suchen wolle, daß man sich zum Selbstgesetz zu machen strebe; — in dieser zweiten schlesischen Schule brach plötzlich auffallend eine Rache aus gegen das vorherrschend gedankliche Leben

der abstrakten Geistigkeit, ein sinnlicher Drang schrie auch auf in der Literatur.

Ein Land, was dreißig Jahre lang durch alle sinnlichen Ausbrüche eines Kriegs geschleudert worden war, trug gewiß das Seinige dazu bei; — im Kriege selbst gilt der Leib nichts und Alles, nach ihm empfindet er zuerst seine Sicherheit und sein Wohlbehagen wieder, wird sich seiner Rechte bewußt, und sucht sie auszuprägen.

Ferner findet sich just bei christlichen Völkern von Zeit zu Zeit ein Extrem des sinnlichen Principes, was sich bei Gelegenheit unmäßig des rein unirdischen Princips vom Christenthume überhebt. Der Islam zum Beispiele hat so viel Sinnenwelt in sich aufgenommen, daß solche Erscheinung bei ihm eine Unmöglichkeit wird. Natürlich tritt eine solche Auflehnung gegen das Princip da zunächst auf, wo eine Zeit am Konsequentesten in die Ausbildung der unsinnlichen Bezugnisse eingegangen ist, wie Gottfried von Straßburg am Höhepunkte des Mittelalters mit der sinnlichen Isold sich neben Wolfram und dessen Parcival stellte, und da, wo man sich im allgemeinen Heereszuge von dem positiven Glauben entfernt, wo Jeder auf eigene Hand sich ein Genüge suchen mag. Die schöne Kunst der Literatur besonders wendet sich dann gern an die rein sinnliche Lust, welche ihr so lange verschlossen gewesen ist, und welche der suchenden Gedankenoperation gegenüber einen schnellen Gewinn verspricht. Es ist ein nächster Versuch, die von Einigkeit und beglückender Ueberzeugung verlassene Welt in einen Bereich des Wohlthuenden zu bringen. So stellte sich früher Boccaccio dar: die Pest wüthete, die Heiligenbilder halfen nicht, der Glaube an Kirche und Geistlichkeit war erschüttert, er schrieb seine sinnlich dreisten Novelletti, und merkwürdigerweise macht ihm das unsere keusche Kritik nicht eben nachdrücklich zum Vorwurfe. Weil er eine italienische Prosa bilden half, und ein naives Mäntelchen wie eine spanische Wand um seine Sinnlichkeiten schlug, läßt man ihn für einen fraglosen Klassiker passiren. Aber mit Deutschen ist diese Kritik mädchenhaft keusch, und es ist allerdings wahr, daß bei uns Klima und Gewohnheiten eine andere Stellung geben.

So ist diese zweite schlesische Schule, welche der Sinnlichkeit großen Raum giebt, stets zum Feindseligsten behandelt worden.

Unter Sinnlichkeit versteht man nämlich in Deutschland durchweg nur die sinnliche Liebe, das, was man in der Bibel, in der Reformzeit und in jetzigen Tagen, das Fleisch nennt, das, was den alten Völkern uneingeschränkter Gegenstand bildender Kunst war, wofür die humanistische Bildung Geschmack und Theilnahme verbreiten hilft, was sie aber in der eignen Literatur abscheulich findet. Trunk und sonstige grobe Ausschweifung erregt keinen Anstoß, und darf mit bestem Behagen rein sinnlicher Lust gefeiert werden. Das scheint dem Klima angemessener, der Nationalität verwandter zu sein, und somit die nationale Keuschheit weniger unsanft zu berühren. Man muß aber doch aufmerksam machen, daß es sich dabei nur um eine Auswahl des sinnlichen Stoffes handelt, das sinnliche Princip selbst also nicht so ohne Weiteres vorgeschoben werden kann, wenn die zweite schlesische Schule geschmäht und verurtheilt wird. Glücklicherweise aber haben sich diese Hofmannswaldau, Lohenstein und Ziegler auch in der Fassung und dem Ausdrucke zu geschmacklosem Schwulste, zu störender Uebertreibung verirrt, und ihre Verdammung dadurch erleichtert. Von ihrem Landsmanne Opitz hatten sie den literarischen Zustand dergestalt überkommen, daß Alles dem persönlichen Geschmacke überlassen blieb: die Stoffe, welche bisher noch sehr dürftig geblieben waren, konnte Jeder in allen Elementen der Existenz aufsuchen, die Form hing von einem Jeden ab, es waren nur einige Fingerzeige von Opitz da und die wurden denn auch von ihnen geehrt. Aber sie waren dreiste, unternehmende Leute, sie wollten sehr Starkes und Lebendiges schaffen, und da wiederfuhr es ihnen denn, daß zu viel gehäuft und das noch kleine Schifflein überladen wurde.

Diese Verirrung vom einfacheren Stile soll ihnen zur Last gelegt bleiben, aber man verkenne doch auch nicht blindlings, daß ein stürmischer, reicher Lebensdrang in ihnen war, und sich auf den literarischen Ausdruck warf, daß namentlich Lohenstein bei allem Geschmacksirrthume, dem er verfiel, die genialste Schöpferkraft besaß, die damals im deutschen Reiche zu finden war. Seine geschmähtesten Trauerspiele, deren Ungebührlichkeit und Gräuel so freigebig von der Kritik auf all sein Uebriges vertheilt worden sind, den Ibrahim Pascha, die Agrippina, die Epicharis hat er als Gymnasiast gedichtet. Sein Roman Arminius

und Thusnelda enthält aber in seiner verirrten Breite so viel Kräftiges und Schönes, daß er noch hundert Jahre später von Haller und Wieland benutzt worden ist. —

— Sucht man eine unmittelbare Einwirkung der philosophischen Krisis auf diese Schule, so ist auch dafür das Nöthige geboten. Hofmann und Lohenstein setzen die schlesische Art darin fort, daß sie Reisen machen. Jener hat England, die Niederlande, Frankreich, Italien durchreis't, Lohenstein wenigstens Deutschland, die Schweiz und die Niederlande ebenfalls. Wir wissen, welch ein Zusammenfluß damaliger Bildung die Niederlande waren, Hofmann hat sogar in Leyden studirt, und wenn auch Locke's materielle Philosophie eine spätere Geburtsstunde hat, Bacon's rückweisende Hand auf das, was auch in der Sinnenwelt umher lag, war dagewesen, wurde mit großer Aufmerksamkeit in den Niederlanden betrachtet, Hobbes trat schon auf. Die Seele des lebhaften Schlesiers ward sicherlich von diesen Richtungen erfüllt, und der siebzehn Jahr jüngere Lohenstein erlebte noch gestaltetere Ausbreitung des philosophischen Sensualismus.

Christian Hofmann von Hofmannswaldau ward 1618 in Breslau geboren und stirbt dort als kaiserlicher Rath und Präses des Rathskollegiums 1679. Eine Ausgabe seiner Sachen hat Neukirch veranstaltet, worin Hofmann's und anderer Deutschen auserlesene Gedichte, Leipzig 1695 — 1727. Vermischte Gedichte, galante Gelegenheitsgedichte, Epigramme, Oden hat er gedichtet; die Liebe zwischen Karl V. und Barbara von Blomberg, aus welcher Juan d'Austria der berühmte Seeheld entsprang, hat er in Heldenbriefen das Vorbild der Heroiden abgefaßt, welche von da an häufig wurden. Auch poetische Geschichtreden sind von ihm geschrieben. Die Italiener Guarini und Marino verehrte er sehr, er hat den pastor fido übersetzt, den sterbenden Sokrates, und sich wohl oft diesem nicht sonderlichen Einflusse hingegeben. Deshalb sind auch seine früheren Sachen, wo er noch strenger an Opitz hing, in der Einfachheit glücklicher, wenn auch die aus der unabhängigeren Zeit frischer und kräftiger zu nennen sind. In dem Bestreben, ganz Ungewöhnliches zu leisten, hat er seine mäßige Kraft überboten, und viel hohl Gespreiztes zum Vorscheine gebracht.

Dies ist nicht in Abrede zu stellen, wenn auch die neuste Kritik darin unangetastet bleiben darf, daß der zum Sprichwort gewordene Hofmannswaldau'sche Bombast sich bei ihm gar nicht findet, im Gegentheile das Bestreben, glatt und zierlich auszudrücken.

Die „galanten Gedichte,“ „verliebten Arien“ und jene „Heroiden“ sind am Reichsten mit Sinnlichkeit versehn, und haben ihm die schlimmste Nachrede bereitet. Bei seiner Zeit indessen galt er für einen außerordentlichen Dichter.

Ein bei Weitem größeres Talent war Caspar Daniel von Lohenstein, 1635 zu Nimptsch geboren, 1683 als kaiserlicher Rath und Syndikus in Breslau gestorben. Das auf Reiz artiger zusammengedrängte musikalische Talent Hofmann's hat über Lohenstein's Vorzug oft getäuscht. Lohenstein's Absichten sind durchweg größer und gewaltiger, der Eindruck wird nur gestört durch das Mißverhältniß mit den Geschmackskräften. Er studirte in Leipzig und Tübingen, war von Reichthum und Kenntniß neuer Sprachen unterstützt, zum Beispiele auch der spanischen, in welcher das sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert hindurch die Literatur durch Cervantes, Lopez de Vega und Calderon eine so lebhafte Bewegung erfuhr, war sehr belesen, von ergiebiger Phantasie und einem starken Gefühlsvermögen. Statt der bloßen Schmähung ist bei ihm vor Allen ein Bedauern am Orte, daß der Geschmack noch so wenig Anhalt fand, und das Erzeugniß deshalb größtentheils in Verschrobenheit artete.

Seine ersten Trauerspiele sind schon erwähnt; dafür war ihm zuerst Gryphius Vorbild, den er später durch Ungewöhnliches zu überbieten trachtete. Cleopatra, Sophonisbe sind noch von den Trauerspielen zu nennen. In den Chören, die er noch einschaltet, und wo er seinen überwiegenden Hang zur bloßen Rede am Besten ausströmen konnte, findet sich manche schöne Partie. Eben so befreit sich das schwer beladene Talent oft in einem klaren, kräftigen Gespräche von dem verhüllenden Bombast. Das waren aber doch alles ungenügende Hilfsmittel, das Drama durchdringend zu machen, und der bald folgende Opernschmuck entriß ihm denn auch frühzeitig einen Vorrang, den bis heute die dichterische Opposition nicht bezwungen hat. Eine Sammlung seiner „Trauer- und Lustgedichte“ ist zweimal in Breslau,

und noch 1733 in Leipzig einmal aufgelegt worden. Von lyrischen Gedichten hat er die geistlichen als „Himmelsschlüssel," die andern als „Rosen oder Liebes- und Hochzeitgedichte" und „Hyacinthen oder Begräbnißgedichte" herausgegeben.

Sein wichtigstes Buch ist der Roman „Arminius und Thusnelda," über welchem er starb. Es fehlt auch darin nicht an Uebertreibung, gespreizter Gelehrsamkeit und Breite, aber ein Hauptvorzug dieser Schule stellt sich darin zu Tage: dies ist der freilich unklar verbliebene Gedanke, daß in einer dogmenlosen Zeit der Reiz des Poetischen auch in den Ausdruck der Prosa zu tragen, und darin zu suchen sei, daß ferner die Sprache rein und doch reichlich erhalten und geschmückt werden müsse. Besonders das Letztere ist eine unverkennbare Bestrebung Lohensteins, die ihm auch vielfach gelingt.

Das Uebertreibende im Ausdrucke und in der sinnlichen Absicht hat Ziegler von Klipphausen, ein reicher Gutsherr in der Oberlausitz, stirbt 1697, nach diesen Vorbildern am Frazzenhaftesten fortgeführt. Er ist der eigentliche Repräsentant für die schlesischen Edelleute und norddeutschen Dilettanten, welche sich an die Auswüchse Lohenstein's anschlossen, und durch deren geist- und geschmacklose Aeußerlichkeit diese Schule ein schlechter Wortplunder wurde. Ziegler's „Asiatische Banise" ein Roman, der bis 1764 neu aufgelegt wurde, trieb den Versuch, etwas nie Dagewesenes, Außerordentliches zu erfinden, bis zur völligen Karrikatur. Jene saftreiche, farbige Tendenz Lohensteins, einen Weg zu finden in warmes und schönes Leben, fand gar keine fruchtbare Dichterstätte, wenn auch Leserstätte genug. Ein starkes Talent erhob sich allerdings in dem Schlesier Christian Günther, der 28 Jahre alt 1723 stirbt, aber das kleine Unglück zerstörte ihn, ließ ihn zu keiner Sammlung gedeihn, zu keinem sichern Lebenspunkte kommen. Ganz ohne Vermögen, leichtsinnig und ohne Glück rang sich sein prächtiges Talent nicht aus dem Studententreiben heraus, und ein alter Student, aber ein junger Mann, stirbt er in Jena dahin. Ganz der bloßen Pragmatik gemäß, welche, staunenswerthen Fleißes, hundert höchst gleichgültige Namen aufstöbert und erklärt, hält Gervinus dieses voll-poetische Talent für nichts Besonderes, und Lohenstein für einen Juristen. Aus Günthers sinnigen oder satirischen Leiden

pulsirt ein volles, lebenskräftiges Herz, es liegt ein Schmelz sinnlicher Frische auf seinen Sachen, ein heißer, ächter Lebensdrang klopft begehrlich; er hätte die verhängte, überbaute und verunglückte Idee Lohensteinischer Lebenskraft, die in die dürftige literarische Idee einströmen wollte, zu gelungener Schönheit bringen können.

Jetzt wird er meist einzeln genannt, und die zweite schlesische Schule besteht officiell nur aus Hoffmann und Lohenstein, zu denen sich Ziegler von Klipphausen drängt. Die übrige oder nachfolgende Schriftwelt drängt sich entweder in unkräftiger Nachahmung dazu, wie die Mühlpfort und Hallmann, die Assig, Abschatz, Christian Gryphius, Neukirch, Hanke, die Postel und Hunold in Hamburg, die Wenzel und Amthor, in unkräftiger Weiterbildung wie Christian Weise, oder bildet Opposition wie die Wernicke und Canitz in der weltlichen Literatur, die Spener und Franke in der geistlichen. Lebhaften Bezug hat die Schule jedenfalls geweckt.

Immer lebhafter wird man inne, wie hilflos man in einer auseinander geblätterten Welt, in einer Welt der Prosa, sich herumbewegt. Auch die letzten Anknüpfungen an irgend eine poetische Einheit schwinden, das Kirchenlied wird dürftig, oder verfällt in den Händen der Mystiker zu eben solcher Ueberreizung des Gemüthlichen, wie in Hofmannswaldau das Sinnliche überreizt wurde. Es existirt eine Sammlung „Anmuthiger Blumenkranz, aus dem Garten der Gemeinde Gottes rc. zum Dienste der Liebhaber Gottes gesammelt," 1712, und ein ähnliches zu Cöthen 1733, woraus man sich hievon überzeugen mag. Nur Benjamin Schmolke machte eine schätzbare Ausnahme. In den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts fällt auch Zinsendorf's Existenz, der 1724 Herrnhut stiftete, und in dieser reinlichen Absonderung eine ungetrübte Welt suchte. Mystisch spielende Kirchenlieder, in denen die Verbindung mit dem Seelenbräutigam naiv fromm, heilig sinnlich gereimt wurde, konnten auf eine Welt nicht breit einwirken, die sich keineswegs auf solche Naivetät

stellen wollte, sondern spöttisch das Aergerniß solches spielerischen Mysteriums hervorzog.

Der Versuch, die entgleitende Poesie wenigstens an einer reizenden Sinnenwelt mit dem Zipfel festzuhalten, mißglückte bei den weltlichen, und das Heilmittel von Seiten der Pietisten und der Epigrammatisten erwies sich eben so unfruchtbar. Es war der Entwickelung eben ein breiterer Raum gesteckt.

Die Opposition mit Epigrammen that sich besonders in Hamburg auf, wo in den Hunold, Postel und den Romanschreibern ein letzter Hauptrest der Lohensteiner lebte, überhaupt aber viel literarischer Antheil war. Dort lebte eine Zeitlang Christian Wernicke, Wernigk oder Warneck, von dessen Lebensumständen nur so viel bekannt ist, daß er aus Preußen stammte, in Kiel studirt und von dem Vielwisser Morhof, einem verständigen Verehrer Weise's, viel gelernt, große Reisen gemacht hatte, und als dänischer Staatsrath in Paris verstorben ist. In Hamburg lebte ferner damals der gewandte Lohensteinsche Bekenner Postel, ein federflinker Advokat, der den „großen Wittekind" und vielerlei schimmernde Sächelchen, Singspiele, Opern und dergleichen geschrieben hatte. An ihn schloß sich der vagabondirende Student Hunold aus Thüringen, der einen guten Kopf, aber nichts zu leben hatte. Er gab den Hamburgern Stunden in der Dichtkunst, und trieb sein Wesen etwas bunt. Näher oder ferner reihten sich daran die Schreiber galanter Romane in süßsinnlichem Uebertreibungsgeschmacke, wie Happel, Bohse, Leonhard Rost.

Diesen Leuten und Allem, was drum und dran hing, erklärte Wernicke den Krieg und gewiß mit dem besten Rechte. Das ganze Bischen Dichtkunst kam auf eine bunte Lappenwirthschaft hinaus, der dichterische Drang Lohensteins fehlte, man raffte allerlei äußeren Putz, besonders von den Italienern, zusammen, und erklärte die Puppe für lebendig und sehr schön.

An Wiederholungen der Art fehlt's auch in der Folgezeit nicht, wo man sich außerordentlich überlegen dünkte, weil der Putz von einer reiferen Nation, etwa von der griechischen, genommen war, und wo man eben so wenig ein wirklich poetisches Bewußtsein oder nur ein poetisches Verhältniß gewonnen hatte, das heißt, ein Verhältniß, was nicht mit äußerem Krame, mit

mythologischer Benennung, rhetorischer Vergleichung oder fremden Gewändern begnügt war.

Wernicke trat mit heftigen Epigrammen auf, schalt die Lohensteinschen Narren, „schlesische Zuckerbäcker," drang auf Ernst und Einfachheit. Sie sind unter dem Titel „Ueberschriften" zu manchem Uebrigen, was er abgefaßt, gesammelt und später noch von Bodmer, ja von Ramler, herausgegeben. Die Hauptschlacht war ein komisches Heldengedicht „Hans Sachs," worin Postel als Stelpo figurirte. Hans Sachs nämlich war damals tief verachtet. Natürlich wehrten sich die Angegriffenen so witzig, als es ihnen gegeben war, und wo der Witz nicht ausreichte, mit Grobheit. Besonders that sich Hunold darin hervor, er schrieb den „thörichten Pritschmeister oder schwärmenden Poeten," worin Wernike als Narrweck die Rolle eines wahnsinnigen Possenreißers spielte.

Die Wahrheit ist, daß sich die Literatur in kläglicher Kleinlichkeit herumbewegte, denn Wernicke hat außer ein Paar gelungenen Epigrammen auch nichts Positives zu Wege gebracht; seine Schäferspiele sind eben so schlecht wie die seiner Zeitgenossen, und wir müssen uns mit ihm als einem Symptome begnügen, daß noch Geschmack genug da war, die „Zuckerbäckereien" nicht gut zu heißen. Aber man darf diese Kleinigkeiten nicht übergehn. Unsere Literatur nämlich hat das Schicksal, sich just in ihnen allmählig aufzubaun, daß endlich doch ein verhältnißmäßig schöner Standpunkt gewonnen wird, dem endlich auch Talente kommen. Die Entwickelung der Geschichte im Großen selbst breitet sich immer weiter im aufsuchenden, ordnenden, spekulirenden Gange der Prosa, sie selbst schiebt einen poetischen Abschluß immer weiter hinaus, so daß den Späteren stets bänger wird, wie der so ausgebreitete Reichthum zu bewältigen sei in ein poetisches Dogma. Was bleibt also übrig für diejenigen, denen eine solche Zeit begegnet, als sich im Persönlichen oder partieenweise einen schönen Glauben zu erobern? Dies ist alle nächste Literaturgeschichte. Was noch massenhaft beisammen war, und sich leidlich aus der Reform zu retten suchte, das hatte ebenfalls den Tod im Herzen, wie wir gesehn haben mit Staat, mit biblischer Tradition des Protestantismus, mit kirchlicher des Katholizismus; die souverain auftretende Philosophie, welche die Geisteswelt aus sich selbst

neu gebären will, spottet der noch scheinbar zusammenhaltenden Massen, bläs't sie wie Spreu auseinander.

Das Bischen poetische Literatur wird also ein klein gesammelt Häufchen in einem großen, neuen Kreuzzuge der Welt, wo Jeder auf seine Weise fortzukommen sucht, und niemand pünktlich gehorchen mag, weil eben die allgemein anerkannte Auktorität gebricht. Da ist natürlich das Häufchen bald groß, bald klein, ja manchmal zerstiebt es bis auf zwei zankende Leute wie Wernicke und Postel.

Mancherlei andere schwache Stimme, die Poesie aussprechen wollte, erhob sich noch da in Norden; da wird der Rathsherr Brockes in Hamburg genannt, der mit vielen Späteren in Verbindung steht, und großen Einfluß übt, ein Dichter, der neben dem beliebten Marino die Engländer empfahl, der das Weben und Leben der Natur erst mit vieler Sinnigkeit, später mit großer Genauigkeit besang, der nach der Schweiz hin große Wirkung äußerte, und für eine Vollendung der Opitzschen Art gelten kann. Ferner Amthor, der Schulherr Michael Richey, der Licentiat Barthold Feind, auch Hagedorn versucht schon die junge Kehle, und der Braunschweiger Pastor Weichmann hat die Stimmchen alle sorfältig eingewickelt in sechs Theile „Poesieen der Niedersachsen," die denn auch eingewickelt bleiben mögen.

Eine andere Opposition erhebt sich mit leisen Worten in Berlin. Dieser Staat hatte unter dem großen Kurfürsten das Reformleben, was von Sachsen ausgegangen war, und was die sächsische Regierung zu ihrem später großen Nachtheile fallen ließ, gewandt und fein aufgenommen. Die aus Frankreich und Salzburg vertriebenen Reformirten fanden dort eine bereitwillige Aufnahme, die Universität Halle ward 1694 gegründet, und die dortige Wirksamkeit von Thomasius und Wolf fordert bald noch genauere Aufmerksamkeit, Leibnitz hatte einen Anhalt und Einfluß in Berlin. Es war in Allem kein klarer Gedanke ausgeprägt, aber ein gesunder Trieb leitete glücklich; Leibnitz gewann nicht den ihm gebührenden Raum und die ihm nothwendige Folge, aber es fiel doch hie und da etwas ab, barg sich in der offenen Furche des jungen Staates, und erschien später in mancher Bestrebung. Eilte doch auch Lessing nach Berlin, von dieser Farbe gelockt. Um den Hofglanz sammelte sich zwar auch einige Dich-

terei in Dresden, wo das polnische Königthum den kurfürstlichen Glanz erhöhte, um Karl VI. in Wien, der im Schimmer von Eugen's Siegen stand, aber es war diese moderne Existenz äußerlicher als in Berlin. Um die Zeit der zweiten schlesischen Schule lebte dort in höherem Staatsdienste der Freiherr Friedrich Rudolph Ludwig von Canitz, ein liebenswürdiger Hofmann, der in Staatsgeschäften viel umhergekommen, auch in Paris gewesen war, und sich daneben einfachen Sinn bewahrt hatte, ein Mann, der ohne besondere Kraft, ohne besonderes Talent bloß durch einen leidlichen Takt und Geschmack einen großen Einfluß errang. Dies ist einer jener merkwürdigen Fälle, wo die Welt für einen Wechsel reif, von vielen Seiten vorbereitet ist, und wo ein mittelmäßiges Talent und ein mittelmäßiger Geist bloß durch die Darbietung einer artig geordneten runden Erscheinung, durch das, was der Franzose Ensemble nennt, auffallende Folgen einleitet. Canitz war wohl erzogen, hatte sich viel in feiner Gesellschaft bewegt, davon und von der Lektüre Boileau's gewann er auch einen geschmackvollen Takt für den Schriftausdruck und entledigte sich diesem Schicklichkeitssinne gemäß der Lohensteinschen Uebertreibung. Als ein Jahr nach seinem Tode Joachim Lange eine Sammlung seiner Sachen unter dem Titel „Nebenstunden unterschiedener Gedichte" herausgab — Canitz hatte nichts drucken lassen, wie es seit Hofmann vornehmen Stils war, nur nebenher zu dichten, — fand diese geläuterte Art einen so auffallenden Erfolg, daß dreizehn Ausgaben auf einander folgen mußten, obgleich in Wahrheit bloß eine formelle Rettung vom alten Schwulste, leichte Satire gegen die kraftübertreibenden Romanschreiber, eine reinliche, richtige Sprache, aber nicht das Mindeste von höherer Dichterkraft darin zu finden war. Die beste Ausgabe ist die, welche Ulrich von König 1727 besorgt hat. Dieser König, Johann von Besser und Benjamin Neukirch bilden einen Hofdichterkreis. König und Besser waren Ceremonienmeister in Dresden und wollten es nebenher in der Literatur sein. — Besser war es früher auch in Berlin gewesen. — Neukirch, früher zu den Schlesiern gehörig, erzog Anspachische Prinzen. Diese Herrn waren die nächsten Canitz'schen Früchte, die allerdings nur sehr unbedeutend sein konnten, da der Stamm selbst äußerst schmächtig, und nur

durch artige Gruppirung seines Laubes beliebt gewesen war. Zierliche, wässerige Verse waren das nächste Ergebniß, und Neukirch besonders verlor durch seine höfliche Reform, denn früher in Hofmannswaldauscher Manier hatte sich doch mitunter ein kräftiges Gefühl durchgebrochen. Heräus, am Hofe zu Wien, ging gleichen Schrittes, Pietsch, Professor in Königsberg, machte schon unerwartete Bewegungen. Er war Gottsched's Lehrer.

Aber diese Geschmacksläuterung ohne Inhalt, die man beinahe eine Rückkehr zu Opitz nennen möchte, griff doch weit, und manche Literaturgeschichte fängt die moderne Literatur bei Canitz an.

Canitzens Leben ist neuerdings von Varnhagen im vierten Bande der biographischen Denkmäler erschienen.

Hier also zum ersten Male sehen wir einen Einfluß der modern-französischen Welt, welche sich unter Ludwig XIV. zu einer so glänzenden Prosa ausgebildet hatte, und von wo immer mehr und mehr alle Staaten Europa's, besonders Deutschland, moderne Sitte und Form annahmen. Das für alle Erscheinung stets so begünstigte Frankreich faßte zuerst eine Welt wieder äußerlich und formell zusammen, welche in der mannigfaltigen Prosabestrebung auseinander ging. Diese Fassung geschah nicht dadurch, wie es besonders später der deutsche Geist versuchte, daß eine Vertiefung gesucht worden wäre, ein Eindringen in alle die tausend kleinen Herzkammern, in welche sich das alte katholische Herz zersplittert hatte, nein, sie begnügte sich mit Geringerem. Die kleinen Leidenschaften des mannigfach neuen Herzens wurden zierlich in einander verschränkt zu einem geschmückten Tanze, alle die hundert neuen Partieen des Interesses mußten sich die Hände reichen und sich anlächeln; in Ermangelung der poetischen Nothwendigkeit gebot ein äußerer politischer Wille, der Staat und als Staat der Souverain. Die christliche Idee, welche sonst die Welt vereinigt hatte, wich dem französischen Könige, er knüpfte die Welt an sich. Mit außerordentlicher Geschicklichkeit ward das Detail dieser neuen Welt zusammengesetzt, die Gewandung aus Rom und Griechenland genommen, das Ganze ward eine wohlklingende und wohl schimmernde Rhetorik, die leicht für Poesie gelten konnte.

Es muß zugestanden werden, das Ganze war eine außerordentliche That. Richelieu hatte sie begonnen, Ludwig XIV sie vollendet, die philosophische Bestrebung aller Art, dichterische Talente wie Corneille, Racine, Moliere, hatten beigewirkt. Die Politik, die weltliche Macht, von Pabst Urban und den Jesuiten für einen nächsten Zweck begünstigt, hatte sich zu einer runden, selbstständigen Existenz erhoben, man fragte nicht mehr nach einer höheren Einigung, der Staat ward ein Alles erfüllendes Moment, und er ist es für die meiste heutige Bildung geblieben.

Das Ganze erinnert an das alte Sonnensystem, wo die Sonne sich um die Erde bewegt.

Es war ein genialer Versuch, die Prosa einer historischen Epoche auf den poetischen Thron zu erheben, es ist Außerordentliches dafür geleistet worden in einer graciösen französischen Literatur lebhafter Dichter, in einer Formen- und Gesellschaftswelt, die noch in dieser Stunde durch ganz Europa gilt, in einer Staatswelt, welche die größten Stürme überdauert hat, in den Thaten und Gedanken eines Friedrich des Zweiten, eines Napoleon Bonaparte, und eines Friedrich Schiller.

Wie unbedeutend trat dieser Gestaltendrang einer mächtigen Prosa bei uns auf in einem feinen Hofmanne, der so wenig dichterisches Zeug hatte. Aber war es Canitz allein? Keinesweges, die Luft dieses neuen Verhältnisses war schon über den Rhein gekommen, man fing an, so zu bauen, wie in Frankreich, die gesellige Sitte Frankreichs siedelte sich an in der höheren Gesellschaft, man ahnte das Geheimniß einer zusammen gedichteten Macht dahinter. Deshalb erhielt bald darauf Gottsched, der mit so geringer eig'ner Fähigkeit Ausgerüstete, einen so großen Zulauf und Einfluß, als er sich dieser französischen Schule anschloß.

Die ersten Spuren eines Antheils findet man ziemlich früh. Georg Greflinger, der schon gegen 1677 in Hamburg stirbt, hatte den Corneilleschen Cid übersetzt als „die sinnreiche Tragi-Comödia," genannt.

Der bei Gelegenheit des Gryphius erwähnte Schauspieldirektor Veltheim hatte Stücke von Moliere übertragen. Eine stärkere Einwirkung trat aber erst in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ein. Um und um bleibt Gottsched die Spitze davon, und man darf nicht verkennen, daß sich dieser

Einfluß in der Literatur nie allein geltend machen, und den eigentlich allgemeinen literarischen Sinn nie gewinnen konnte. Obwohl man sich von der eignen Geschichte nach Kräften abgesperrt hatte, so behielt man doch im Grunde stets einen eigenthümlich poetischen Drang. Ja, als die Richtung unter Friedrich dem Großen auf den Thron kam, als dieser Repräsentant derselben durch seine sonstigen Thaten ganz Deutschland begeisterte, blieb er doch mit dem ausschließend französischen Geschmacke völlig einsam. Der französische Geschmack drängte sich von den höheren Ständen in's ganze übrige Leben herein, aber in der Literatur gewann er kaum eine augenblickliche, nie eine nachhaltende Macht. Ein feiner, philosophischer Instinkt hielt unsere Nation von dem Glauben ab, daß in dieser französischen Dichterei die neue Welt zu einer wirklichen Poesie bewältigt sei, er witterte die graziös aufgeschürzte Prosa dahinter, und schätzte namentlich die Literatur richtig. Denn die französische Literatur war offenbar am Dürftigsten betheiligt worden von dieser modernen Sammlung, welche sich wirklich zu einer formell-poetischen Existenz gestaltet hatte. Der Umgang, die Sitte, das Leben, der Staat waren viel reicher versehn, als der Vers. Wie viel Grazie, Talent und zusammengetrag'nen Flitter mußten die Dichter verschwenden, um ein klassisches Produkt aufzubringen. Die Prosa selbst in der Schrift, die Komödie, der Brief, sie bildeten sich bis zu einer wirklichen Klassicität, und darin bekundete sich's dem Aufmerksamen, welches Geistes Kind der ganze Aufschwung war: eine Prosa, welche mit Genie der Poesie ähnlich gemacht worden war, ein Bild der Poesie, eine Repräsentation derselben, aber sie selber nicht.

Am deutschen Norden scheiterte der Glaube daran, obwohl Friedrich, obwohl Gottsched in den Norden gehörten, obwohl die Opposition gegen Gottsched besonders von der Schweiz aus geführt wurde. Im Norden war jener angeführte Instinkt zur damaligen Zeit der mächtigste.

Als ob das Land erfüllt werden sollte, sehen wir in der neuen Geschichtshälfte unsers Vaterlands die Ursprünge der Thaten und die Thaten selbst sich von Süden hinweg ziehen, welcher früher alleinherrschend gewesen war. Luther, die schlesischen Schulen, Leibnitz, die nächste Vorbereitung zu einer klassischen

Literatur, finden wir im Norden. Alles kritisch Vorbereitende hat dort seine Macht. Die aus diesem Boden entspringende Schöpfung kommt dann wieder aus dem südlichen Theile, und als ob das Land nun ganz durchdrungen wäre, schlagen die Unterscheidungen in neuster Zeit zusammen, und es wird mißlich und unnütz, die Parallele fortzusetzen.

Aus dem nördlichen Bereiche ist aber noch einmal mit größerem Nachdrucke eine Figur hervorzuheben, die oben erwähnt ist, und um welche sich Vielerlei gruppirt. Dies ist Thomasius, der in Leipzig die deutschen Vorlesungen begann, und der mit praktischem Takte den Punkt traf, worin man sich die Franzosen zum Muster nehmen sollte. Die Ankündigung seines ersten Kollegiums in deutscher Sprache 1687 hieß: „Diskurs, welcher Gestalt man den Franzosen im gemeinen Leben und Wandel nachahmen soll." Die Ausbildung der Muttersprache sollte man von Frankreich lernen. Er stiftete die erste deutsche Zeitschrift, dies unberechenbare Mittel, welches am Ende die ganze moderne Zeit beherrschte, und worin die volle Rüstkammer liegt, eine zersplitterte Zeit rasch zu verbinden. Gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts beginnt diese gleichzeitig zusammenfassende und zersplitternde Macht. Die erste Zeitschrift war in Paris entstanden, wo man eben in Ludwigs Zeit das Bedürfniß fühlte, eine rasche Sammlung zu versuchen, es war das Journal des Savans, Paris 1665, welches sich bis mitten in die Revolution hinein, bis 1792 erhalten hat. Leipzig folgte zunächst mit den „Acta Eruditorum" 1682, und England mit „Weekly Memorials," zwei Jahre später Bayle in den Niederlanden mit seinen „Nouvelles."

Ein lateinisches Blatt hilft Euch nichts, sagte Thomasius, und so begann er seine „Freimüthige, jedoch vernunft- und gesetzmäßige Gedanken über allerhand Bücher und Fragen." Halle und Leipzig 1688. Es war eine Monatsschrift, die schnell Nachahmung weckte.

Dieser Mann hat mit einem gesunden Verstande, mit einer unbeschreiblichen Rastlosigkeit und Thätigkeit, mit einem durchaus praktischen Verfahren die größte Wirkung hervorgebracht. Er erscheint oft wie ein kleiner Luther, nur ohne Luthers Poesie. Nicht so begabt wie die spekulativen Philosophen, denen er eigentlich entgegenarbeitete, weil er die Philosophie populär haben

wollte, erbaute er sich doch ein System, was besonders auf Sitten- und Rechtslehre ausgeht, und worin Manches der späteren Kant'schen Lehre begegnet. Er verwarf die mathematische Beweisform in der Philosophie, welche sein College in Halle, Wolf, bis zur Spitze ausbildete. Alles, Gelehrsamkeit, Religion, Weisheit mußte einen praktischen Zweck haben. Gut ist ihm, was erhält und vermehrt, böse, was zerstört und vermindert.

Seine Ansicht über die Mystik charakterisirt ihn am Besten, sie ist ihm sehr lobenswerth, in wiefern sie über der Grenzscheidung der Offenbarung und der Vernunft festhält, aber sehr verwerflich, wenn sie eine gänzliche Vernichtung der Vernunft bezweckt, und durch eine dunkle unverständliche Terminologie weiter nichts als nur die Wissenschaft an ihren Fortschritten hindern will.

Das völlige Vorbild eines genügend aufgeklärten Mannes, wie ihn Deutschland noch heutiges Tages aufweis't, ist Thomasius. Mehr rechtlich als gläubig, und doch nicht eben ungläubig, schonungsloser Verfolger des Aberglaubens, sinnig, so weit es nicht gar zu nahe an die Faselei tritt — er empfahl zum Beispiele für praktische Philosophie die Physiognomik, und hätte wahrscheinlich donnernd gegen Lavater geschrieben, — mußte er einen außerordentlichen Eindruck machen, den theologischen und gelehrten Stand oft in Wuth setzen, die unbefangene Mehrzahl meist gewinnen. In seinen vielen Gelegenheitsschriften war er spöttisch, muthwillig, immer verletzend. Daß sein Deutsch noch eine unsaubere Mischung war, ist schon gesagt. Trotz dem gab sein Anstoß die größten Folgen, die Position, welche er, nach Halle übersiedelnd, als Direktor dortiger Universität, Wolf neben sich habend, einnahm, war ein letzter Wendepunkt für alte Zeitreste. Was noch von alter Tradition des Volksglaubens übrig war, das vernichtete er schonungslos, und es ist ein Glück zu nennen, daß er mit seinem schonungslosen praktischen Sinne meist nur wirklich Gefährliches und Bedenkliches traf. So erlag der Hexenproceß und der Teufelsglaube seinen Streichen.

Daß neben ihm in demselben Falle die Wolf'sche nüchterne Beweisphilosophie herrschend wurde, gab in Verbindung mit des Thomasius Anstoß der Zeit eine immer schreiendere Farbe von Prosa.

H. Luden hat 1805 eine Lebensbeschreibung des Thomasius herausgegeben.

Eine entschiedene Opposition gegen das Fleisch der schlesischen Schule bildeten die Pietisten, die sich in der protestantischen Kirche absonderten. Spener gilt für den Vater derselben, er stiftete in Frankfurt a. M. die Collegia pietatis, wovon wahrscheinlich der Name entnommen ward. Es handelte sich dabei nicht um eine eig'ne poetische Schöpfung, wie das oft bei begabten Mystikern der Fall ist, sondern nur um einen strengen Anschluß an die biblische Theologie, zu der sich ein streng sittlicher Sinn flüchtete, der einen lebhaften Drang zur Aeußerung empfand. Diese Richtung erweckt in einer zum Höchsten reichlich bewegten Welt des Innern leicht Anstoß, weil sie die menschliche Thätigkeit in einer lähmenden Weise beschränkt, hier aber darf man sie im historischen Zusammenhange günstiger ansehn. Sie bezeigt das Verlangen nach einer positiven Poesie neben der allgemeinen Auflösung, vorzüglich aber neben einem überhand nehmenden Bestreben der Nüchternheit, welche den Menschen von aller höheren Verknüpfung trennen will. Daß sie schöpferisch unmächtig, daß sie auf eine sittliche Existenz beschränkt bleibt, daß sie später ausschließend wird, und in einer poetisch bereicherten Welt immer derselben Litanei Geltung und einzige Geltung verschaffen will, darf ihren Urhebern nicht zugerechnet werden.

Im formell literarischen Kreise darf sie auch auf Beachtung Anspruch machen, weil sie auf die deutsche Prosa angewiesen ist, und in dieser, welche seit Luther im Ganzen vernachlässigt worden, sich ausdrückt. Leider ist von ihrem Gelingen darin nicht viel zu rühmen, Spener, der 1705 als Probst in Berlin stirbt, verräth in seinem schleppenden Stile weder besondere Kraft noch besonderes Talent. Frischer und lebendiger ist schon August Herrmann Franke, der bekannte Stifter — 1698 — des Halleschen Waisenhauses. In seinen Predigten ist mehr dringende Wärme. Guerike in Halle hat 1827, just 100 Jahre nach Franke's Tode, das Leben desselben herausgegeben. Das Leben Spener's erschien 1828 von Hoßbach, und als Bedeutendstes wird

neben seinen Predigten ausgezeichnet: „Evangelische Lebenspflichten bei den sonn- und festtäglichen Evangelien."

Frisch, mannigfach und in der Lebendigkeit zuweilen schöpferisch ist der aus Schwaben stammende Mönch Ulrich Megerle, der 1709 als Hofprediger in Wien stirbt, und allgemein bekannt ist unter seinem Ordensnamen Abraham a Sa. Clara. Sein „Merk's Wien!" was er 1680 herausgab, und was sich auf den Pestzustand bezog, der ein Jahr vorher da gewesen war, sein „Judas der Erzschelm," eine Art satirischen Romans, der erst 1828 wieder herausgegeben ist, „Ganz neu ausgehecktes Narrennest," „Etwas für Alle" sind das Wichtigste seiner Hinterlassenschaft. All diese Sachen sind als seine sämmtlichen Werke 1835 in 4 Bänden zu Passau erschienen. Seine Hauptwerkstatt war aber die Kanzel, von welcher herab er seine Strafpredigten in der kernigsten, derbsten, ungewähltesten, aber reichsten Sprache hielt. Man hätte frühzeitig an diesen sprachlichen Punkt bei ihm gehen sollen, welcher der wesentliche und ergiebige für die Literatur ist, und aus welchem der Sprachschatz reichlichen Zufluß gewinnen konnte.

Was für die Sprache übrigens gethan wurde in „Grundsätzen," „Wörterbüchern" und dergleichen, ist bei der ersten schlesischen Schule schon vorgreifend erwähnt, und es wäre zu den Harsdörfer, Zesen, Gueinzen, oder Gueinz, den Schottel und Stieler etwa noch Weise zu nennen, der „cürieuse Gedanken von deutschen Briefen" hat, Bohse, genannt Talander, Herrn Hunolds Lehrmeister, der „Musterbriefe" schreibt, wie einer zum Beispiel um Verzeihung bittet, der sich in Gesellschaft eines zarten Frauenzimmers betrunken, was der Talander-Hunold'schen Partie wohl öfter begegnen mochte; Bödiker, ein Rektor in Berlin, und Steinbach, ein Doktor der Medizin, von denen jener eine Grammatik, dieser ein Wörterbuch herausgab. Die oben bei Opitz genannten sind aber werthvoller.

Den Romanen kommt der englische Robinson von Daniel de Foe zu Hilfe, welcher 1721 verdeutscht wird, und außerordentliche Theilnahme gewinnt. Die Robinsonaden aller Art, eine preiswerthe Stilübung und Jugendlektüre, wurden dadurch geweckt und in diesem Gefolge erschien auch die bekannte „Insel

Felsenburg," welche der Stolberger Kammersekretair Schnabel 1731 zu Nordhausen drucken ließ.

Die eigentliche Geschichtsschreibung kommt nicht über ein fleißiges Auffassen des Aeußerlichen und chronikartiges Darstellen desselben hinaus, wie aus Hiob Ludolf's „Schaubühne der Welt" und Abelin's Theatrum europaeum zu ersehen ist. Eigentlich historischer Stil findet sich noch am Besten bei dem oben erwähnten Siegmund von Birken. Christoph Lehmann, Verfasser der Speierschen Chronik, Zacharias Theobald, der eine Geschichte des Hussittenkriegs schrieb, und die in die Zeit Opitzens gehören, und zum Theil da genannt sind, Bogislav Philipp von Chemnitz, von dem ein „schwedischer Krieg," — stirbt 1678 — Friedrich Frisius, der über die Eroberung Magdeburgs schmucklos berichtet, werden alle nur der Vollständigkeit wegen angeführt; ein redenswerthes Moment stellt sich weder in Auffassung noch in Darstellung bei Historikern heraus. Nur Gottfried Arnold, der bereits beim Kirchenliede der ersten schlesischen Schule erwähnt ist, macht mit seiner „Unpartheiischen Kirchen- und Ketzerhistorie" in drei Bänden eine rühmliche Ausnahme. Er gehörte zur Partie der Pietisten, legte aus theologischem Bedenken seine Professur in Gießen nieder, und starb 1714 als Prediger in Perleberg.

Die Maskow und Bünau, welche deutsche Geschichte schreiben, und die schon als eigentliche Geschichtsforscher auftreten, gehören der Zeit nach in den zunächst folgenden Raum, da Maskow, Professor in Leipzig, 1761, und Bünau, Minister in Weimar, 1762 stirbt.

Im Drama wurde außer durch Lohenstein nichts gewonnen, denn Dedekind wärmte nur die Mysterien auf, und die Hallmann, die Christian Weise, und Henrici, von denen der erste à la Gryphius Trauerspiele und Schäferspiele, Weise Schulkomödien, Henrici satirische Stücke schrieb, sind nicht bedeutender Rede werth, obwohl Weise nicht ohne Laune und natürlichen Takt, Henrici nicht ohne Witz war. Jener erhob sich nicht über das Unbedeutende und das galante Geschwätz, dieser nicht über die Rohheit seiner Zeit. Den Stoff anbetreffend waren die Haupt- und Staatsaktionen aufgekommen, wo man die Großen schildert. Singspiele wurden immer beliebter, der italienische

Text siegte bei den Opern, und auch das Ballet kam auf. Diese Neigung zu Italien und zu Sinnenlockung hing entfernt ebenfalls mit Vorliebe und Tendenz der zweiten schlesischen Schule zusammen.

Die Literarhistoriker pflegen sehr zu bedauern, daß in diesem Zeitraume gar keine Fabeln gemacht wurden. Denn Hagedorn gehört in den folgenden.

Zeit, folgte bei dem Essen, und auch das Ende kam auf. Diese Neigung zu Italien und zu Erinnerungen [illegible] einer [illegible] mit Goethe, und Ramberg, der jüngere [illegible] Schule zusammen.

Die Unterhaltung [illegible] zu [illegible], daß in kleine Zeichnungen keine Ursache gemacht werden. Frau [illegible] gehört an das folgende.

Inhalt des ersten Bandes.

I. Das Gothische.

1. Einleitung.

Seite

Dunkelheit auf der Urgeschichte der deutschen Literatur; bedenkliches Zeugniß des Tacitus; die Bardengesänge. — Die Gothen; Ulfilas, Glosse zum Ev. Johannis; die Sprache und Buchstabenschrift; Gestalten aus dem Gothenkreise. Wanderungen der Gothen, Aufnahme und Einfluß des Christenthumes, Stellung des Weibes als Mittelpunkt der Poesie, Ausbreitung der Symbolik und Ausscheiden des Nationalen. 5

II. Das Althochdeutsche.

2. Die fränkische Geistlichkeit.

Im Frankenreiche Wichtigkeit der Allemannen und Sachsen. — Unergiebiger Charakter der Epoche; Hauptmoment das Sprachliche, das Althochdeutsche. — Bruchstück des Hildebrandliedes; das Wessobrunner Gebet; Otfrieds Evangelienharmonie; geistliche Glossarien; das Ludwigslied. Eckehards Uebersetzung der Flucht Walthers von Aquitanien. — Kultivirung durch Lehranstalten, Vorherrschen des Ausländischen. Karl der Große. 15

III. Das Mittelhochdeutsche.

3. Das Mittelalter.

Der schwäbische oder allemannische Dialekt. — Anregung nationaler Elemente und Streben zur Selbstständigkeit gegen Ende der fränkischen Zeit; das Thierepos. — Uebergang aus der klassischen Welt zur 27

Seite

romantischen. — Die Poesie des Mittelalters. Das Ideal des Symbolischen und des Plastischen im Alterthume; Hinzutreten des jüdischen Elementes durch die Bibel. Die Romantik; deren unendliche Subjektivität; die romantische Liebe. Allgemeine Bewegung zum Oriente mit nationaler Entwickelung.

4. Das Ritterthum.

Dasselbe vermittelt den Uebergang aus der Geistlichkeit in das Leben, und aus dem abstrakt Allgemeinen in das Nationale. — Die ritterliche Ehre, Liebe und Treue. Mangel des Abschlusses der romantischen Welt durch die Kunst. — Die Kreuzzüge. 38

5. Die erste romantische Poesie.

Die Minnesänger 44

Das deutsche Leben, der Blick nach dem Morgenlande, und das wunderreiche Christenthum bilden Terrain, Stoff und Odem jener ersten romantischen Poesie.

Einwirkung der nordfranzösischen Trouveren und Vorbild der Ordensvereinigung der Troubadours. Empfängniß der Sangelust zu Turin. — Die Minnesänger; der stolzeste Name unter ihnen, Wolfram von Eschenbach, sein Rival Heinrich von Ofterdingen. Der „Singerkric uf Wartburc". Gottfried von Straßburg. Die Minnesänger des Manessischen Kodex. Minnesänger und Meistersänger. Abtheilung der Dichtungen des Mittelalters. 50

6. Das Nibelungenlied und das Heldenbuch.

Der gothische Dichtungskreis, wie er vom Mittelalter aufgenommen und gefaßt wird. 59

Die deutsche Iliade:

1. Hörnen Sigfried 60
2. Ecke's Ausfahrt 62
3. Der kleine Rosengarten 63
4. Etzels Hofhaltung 64
5. Alpharts Tod.
6. Die Ravennaschlacht 65
7. Der große Rosengarten vor Worms 66
8. Das Nibelungenlied 68

Die deutsche Odyssee:

1. Gudrun oder Chaudrun 75
2. König Rother oder Rotaris. 76
3. Otnit 77
4. Hug- und Wolfdietrich.

Seite

7. Der Kreis Karls des Großen.

Drei Hauptmomente des Interesses, das staatliche Element, Karls Heerzüge und der christliche Glaube. 79
1. Reinalt oder die Heymonskinder 80
2. Die Roncevalschlacht oder das Lied vom Kaiser Karl oder das Rolandslied 82
3. Wilhelm von Oranse 83

8. Der Artus- und Gralkreis.

Innerstes Mittelalter; doppelte Anschauung desselben in der Gegenwart. Hauptbestandtheile dieses Dichtungskreises. 85
Der Artus'sche Kreis; König Artus und der Zauberer Merlin. 92
Hauptgedichte des Artuskreises:
1. Iwain. — Ereck und Enile 94
2. Wigalois.
3. Wigamur.
4. Lancelot vom See.
Der Gralkreis; Wolfram von Eschenbach; neueste Forschung und Deutung. — Der Gral: 95
Titurel oder die Hüter des Grals 99
Parcival oder der König in Gral 102
Lohengrin 105

9. Einzelne Gedichte.

Gottfried von Straßburg.
Bei Gottfried Ueberschlagen der subjectiven Vertiefung des Mittelalters in die sinnliche Welt; seine objective Stellung zum Mittelalter, dessen er bereits ledig; bewußte und satirische Geltendmachung der Sinnlichkeit; ein Meister der Form und des Geschmacks; Opposition gegen Wolfram von Eschenbach. 106
Tristan und Isolde. — Lösung der Fabel durch Ulrich von Türheim und Heinrich von Vriberg. Einzelne Gedichte. 109
Flos und Blankflos. — Liebesgeschichten jeder Art; Verbreitung des sinnlichen Elementes in allerlei andere Realität. Einzelne Gedichte aus dem früheren ernsten Mittelalter. — Reimchroniken. 114
Gedicht- und Reimform der Minnesänger 117

10. Antike Stoffe, geistliche Gedichte und Prosa.

Der Kreis der antiken Götter- und Heldensage. 119
Die Alexandergeschichte. — Athis und Profilias. — Eneit. . . 120

Seite

Der trojanische Krieg 121

Prolog zu Ovids Metamorphosen.

Der Kreis des direkt Religiosen:

Die Dichtung, ein willenloses Organ der Kirche, bei welcher die irdische Welt in Allem Unrecht hat; nur theoretische Herrschaft dieses theoretischen Bewußtseins.

Streng geistliche Gedichte nach den Evangelien. — Barlaam und Josaphat; der Mann in der Grube. — Die Sage vom heiligen Georg. — Legenden und Martergeschichten.

Beginn unserer Prosa 124

Weg durch die Lehrgedichte; Würdigung der didaktischen Poesie. — Die höhere Kritik und der Standpunkt des bloß verwaltenden Urtheils, zunächst in Beziehung auf das Mittelalter. — Der Freidank; Ermahnungen, Beispiele und moralische Erzählungen; Fabeldichter. Erste Prosa; deren Entstehung aus dem Gesange und ihre Bedeutung in der Volksentwickelung. Gesetzsammlungen: Sachsenspiegel, Mainzer Landfriede, Braunschweiger Stadtrecht, Schwabenspiegel. Des Franziskaners Berthold Predigten. 129

11. Die Scholastik.

Die Färbung des ganzen Mittelalters durch das Christenthum. Allgemeinheit des christlichen Principes und Mangel einer abgesonderten Dogmatik. Ausbildung des Christenthums; Sekten im Orient; die Gnostik. Bildung einer allgemeinen Kirche durch Orthodoxie; geistiges Leben der Kirchenväter; Römisch-katholische Orthodoxie; Kirchenversammlungen; Pabstthum. — 133

Die Scholastik, — erst bloße Schulweisheit der Kirche, dann Philosophie des Mittelalters, — der Todeskeim Roms und die Erweckung der Reformation. — Schule in Britannien, öde fränkische Zeit; die Schule, der Realismus und Nominalismus; neu Aristotelische Epoche. — Scholastik in Deutschland; Albertus Magnus. Polemik der Thomisten und Scotisten auf den errichteten Universitäten; Sieg des Nominalismus durch Wilhelm von Occam. — Versinken der Scholastik und des Mittelalters. 140

12. Kaiser und Reich, und Baukunst.

Gestaltung des Mittelalters in der Aeußerlichkeit 146

Das politische Leben: Die große poetische Idee der Hohenstaufen-Kaiser, nach ihnen die schwäbische Epoche genannt; Wendepunkt des Mittelalters in Friedrich II. Innere Nothwendigkeit der Römerzüge. — Entscheidung der Stellung Deutschlands als großer Politikmacht in

Seite

den Kämpfen der Ghibellinen und Guelfen. Wirklicher Einbruch des römisch-deutschen Reiches mit den Hohenstaufen und Auflösung des deutschen Mittelalters.

Die mittelalterliche Baukunst, ein erschöpfender Ausdruck des religios-poetischen Bewußtseins jener Epoche; byzantinischer und gothischer Styl. Leben der mittelalterlichen Baukunst tief in die folgende Zeit hinein. 151

Die altdeutsche Malerei, der Idee des Mittelalters entsprechend, aber ohne objektiven Kunstwerth. Glasmalerei; Wendung nach den Niederlanden. 153

13. Meistersänger, Volksbuch und Lieder.

Die Periode des Ueberganges aus dem Mittelalter; der Sprachausdruck noch das Mittelhochdeutsche. 156

Die Kunstpoesie der Minnesänger, fortgesetzt der äußeren Form nach von den Meistersängern; deren politische Wichtigkeit. Meistersänger-Zünfte und Schulen. Heinrich Frauenlob. Die s. g. Spruchsprecher. Meistersänger bis zu Hans Sachs.

Das Volksbuch: Volkssagen verbreitet durch die Buchdruckerkunst, unterstützt durch Reisebeschreibungen. In den Ritter- und Volksromanen Auflösungen früherer Dichtungen und deren Gestalten, oder Uebersetzungen, auch Bearbeitungen neuerer Volkssagen; mitunter reizende Gestaltungen und ein verfeinerter angeeigneter Geschmack; älteste Spur der eigentlichen Novelle. Komische Romane und Schwänke voll deutscher Behaglichkeit und Fröhlichkeit. — Die Mähr vom Fortunat, vom ewigen Juden und von Faust. 161

Das einfache Volkslied: der Ausdruck des dichterischen Bewußtseins der Zeit; heitere Richtung in Oesterreich. Liederproben. Sinnlichkeit und Betrachtung der Natur; poetische Stimme für jedes Handwerk, nur nicht für den Kaufmann. — Kriegslieder, Ständchen, Bußgesänge, Kirchenlieder; Umdichtungen der alten Heldengesänge; Allegorien. 168

Reinecke Fuchs, die Satire des Volksbewußtseins gegen die bestehende Kultur. Fastnachtspiele. 176

Anfang der dramatischen Kunst im geistlichen Schauspiele, dann Uebersetzungen. — Priameln, eine Art Epigramme. Das Narrenschiff Sebastian Brants. 177

14. Der Durchbruch zur Prosa.

Politischer Zustand. — Humanismus. — Prosa.

Versinken der allgemeinen Idee und Eintritt der Politik des Hauses mit Rudolf von Habsburg; Einführung der deutschen Sprache 179

Seite

in die öffentlichen Verhandlungen und mächtiger Einfluß des Kanzleistyls auf die Prosa. — Ohnmächtiger Versuch Kaiser Heinrichs VII., die alte ritterliche Zeit herauf zu beschwören; Dante der Ghibellinenschwan. — Karl IV., aller Ueberzeugung seiner Zeit ledig, der Typus einer ganz veränderten Welt. Vorbereitungen zum Kampfe gegen die poetische Einheit des Mittelalters; die Gründung der Universitäten; Huß; die Erfindung des Schießpulvers; das päbstliche Schisma, und die Buchdruckerkunst. Umsonst im Koncil zu Konstanz noch einmal die Erscheinung des äußerlichen Zusammenhanges einer großen Welt, und in Kaiser Max des Schimmers des Ritterthums.

Im Geistesleben das Ausbrechen der Verzweiflung an der eigenen Geschichte; Absonderung des strebenden Geistes in eine durchgängige Opposition, deren Hauptmenge der Humanismus, sich schaarend um die s. g. Wiederherstellung der Wissenschaften; — der Mysticismus, oft verloren in Pietismus und Frömmelei, — und die naturalistische Philosophie. 185

Der Prosa-Ausdruck der mystischen Opposition 192

IV. Das Neuhochdeutsche.

15. Die Reformation.

Dr. Luther.

Eintritt des Zeitalters der Revolution. Mit der Reformation Deutschland zum ersten Male in gesetzgeberischer, erster Stellung Europas; Ausbildung einer edeln deutschen Nationalität. 199

Luthers welthistorische Bedeutung: durch ihn ist die Einheit hingegeben, der Reichthum gewonnen worden, welcher noch jetzt seine Einigung zu einer festen Poesie erwartet. — Gestaltung der Bildung seiner Zeit in Luthers Persönlichkeit, und Einfluß beider auf seine Entwickelung und sein Wirken in den einzelnen Lebensmomenten. — Melanchthon. 201

Luther der Schöpfer des Neuhochdeutschen; die Bibelübersetzung. Gestaltung der allgemeinen neuen Schriftsprache. Luthers Schriften, der erschöpfende Mittelpunkt dieser Zeit. 208

Anderweite Prosa-Literatur damaliger Zeit. A. Dürers artistische Schriften; Sprachstudien. — Zwingli's Schriften, ohne literarische Einwirkung; Predigten und Arndts Mysticismus. — Die weltliche Literatur unbedeutend: der Amadis; Chroniken; Götz von Berlichingens Selbstbiographie. — Wilde Genialität in den satirischen Romanen J. Fischarts. 215

Seite

16. Das Kirchenlied.

Die Erfindung des deutschen Kirchengesanges durch Luther, der auch hier Vorgang und Herr ist. — In dem Kirchenliede der Anfang zu neuer Auferbauung einer poetischen Welt. Voreiliger Abschluß dieses Reformgedankens durch den von Bauernaufständen dazu gedrängten Luther, und durch die totale Schöpfungsunmacht seiner theologischen Nachfolger. Aufhäufung des Mittelmäßigen und Erstickung alles poetischen Aufschwunges. — Literargeschichte des Kirchenliedes. 220

Hans Sachs, der letzte Meistersänger, unentschieden an der Scheide der alten und neuen Zeit. — Das Drama; Fastnachtsspiele. — Die Einführung des Hanswurstes. — Erste Singspiele. — Das starke, ergiebige Naturel Fischarts. Rollenhagens Froschmäusler; Fabeln; Lehrgedichte. — Die Ergänzung jener Zeit in einem sprudelnden Gegner der Reform, Thomas Murner. 224

17. Stillstand und Rückgang der Reform.

Die eingeschlagene Reformbahn in aller Weise frühzeitig verlassen, und nur mancher eingeschlagene Seitenpfad von späterer Bedeutung. 235

Die naturalistische Mystik. Nebenwege dieser naturphilosophischen Richtung in Italien; der neue Realismus bei den Engländern, dem die Idealphilosophie den Gegensatz bildet, und die Theosophie Jacob Böhme's. 236

Die große Restauration der katholischen Kirche. — Sieg derselben über die ungeheure Ausdehnung der Reformation durch konsequenten energischen Angriff. — Kluge Reform des Katholicismus auf dem Tridentiner Koncilium, und Rettung durch den Jesuitenorden. Die Jesuiten, die große Ergänzung der Weltreform, erobern das verlorene Terrain der katholischen Kirche wieder, wecken aber die rationale Epoche; sind die Schöpfer der modernen Politik, welche alle sonstige innere Welt überflügelt. 239

Hauptstadium der neuen Zeit mit Urban VIII., welcher den Glauben der Politik opfert; Eintritt der Idee des europäischen Gleichgewichts und der charakteristischen Literatur, der Prosa. — Ohnmächtiger Belebungsversuch der Poesie durch literarische Gesellschaften. 243

18. Die erste schlesische Schule.

Diese Schule fast durchgängig dem weiteren Bereiche der Prosa angehörig, nur nicht im Kirchenliede. — Wichtigkeit des Geschmacks bei der Beliebigkeit der modernen Literatur. — Sprachkenntniß und Theilnahme an auswärtiger Literatur, befördert durch kriegerische Berührungen und Reisen. — Volkslieder. Gelehrsamkeit der Dichtung; Bildung eines Kunstcharakters. 251

Seite

Streben nach Schönheitsform bei der süddeutschen Abtheilung. — Uebersetzungen. 254

Geistige Bewegung und bedeutendes Auftreten Schlesiens. Martin Opitz durchdringt mit seinem Geschmacke die Literatur; starke Züge eines charakteristischen Talents bei Gryphius, dem sich mehrere Dramatiker anschließen; Friedrich von Logau und die Epigrammatisten. Weihe dieser Dichtungsschule durch Paul Flemming. — Mystische Richtung; protestantische Kirchenlieder. — Satiriker und derbe Romanthat dieser Schule; der abenteuerliche Simplicissimus. 258

19. Die philosophische Wendung.

Das nothwendige Wechselverhältniß zwischen Poesie und Philosophie. Formen der Geschichte; deren Konstruktion. 278

Hohe Bedeutung der außerhalb Deutschlands beginnenden philosophischen Krisis. Verschwinden der christlichen Idee; Abbrechen aller Ausgangspunkte des bisherigen Wissens; Mangel eines dichterischen Ueberganges; die Anfänge des modernen Materialismus und des modernen Idealismus. 280

Bacon. — Newton, Herbert, Hobbes, Hugo Grotius, Puffendorf. 285

Cartesius 289

Spinoza 291

Locke. — Hume; Bayle; die Popularphilosophie in Deutschland. 295

Leibnitz. — Tschirnhausen, Thomasius, Budeus, Gundling; Christian v. Wolf. 297

20. Die zweite schlesische Schule.

Ein reicher stürmischer Lebensdrang voll üppiger Sinnlichkeit, mit geschmacklosem Schwulst und Uebertreibung in Fassung und Ausdruck. Die philosophische Krisis nicht ohne unmittelbare Einwirkung. 304

Hofmann von Hofmannswaldau; Lohenstein; Ziegler von Glipphausen; Günther. Nachahmung, Weiterbildung und Opposition der übrigen Schriftwelt. 307

Klägliche Kleinlichkeit der Literatur; unfruchtbare Heilversuche von Seiten der Pietisten und Epigrammatisten. — Poesieen der Niedersachsen. 310

Läuterung des Geschmacks in Ludwig v. Canitz; Einfluß der modern französischen Welt; aufklärende Wirksamkeit des Thomasius. 314

Eine mystische Opposition mit strengem Anschluß an die biblische Theologie und voll streng sittlichen Sinnes durch Spener und Herrmann Franke. — Förderung des Sprachlichen. — Robinsonaden. — Geschichtschreibung. Drama. 320

Seite

Streben nach Schönheitsform bei der süddeutschen Abtheilung. — Uebersetzungen. 254

Geistige Bewegung und bedeutendes Auftreten Schlesiens. Martin Opitz durchdringt mit seinem Geschmacke die Literatur; starke Züge eines charakteristischen Talents bei Gryphius, dem sich mehrere Dramatiker anschließen; Friedrich von Logau und die Epigrammatisten. Weihe dieser Dichtungsschule durch Paul Flemming. — Mystische Richtung; protestantische Kirchenlieder. — Satiriker und derbe Romanthat dieser Schule; der abenteuerliche Simplicissimus. 258

19. Die philosophische Wendung.

Das nothwendige Wechselverhältniß zwischen Poesie und Philosophie. Formen der Geschichte; deren Konstruktion. 278

Hohe Bedeutung der außerhalb Deutschlands beginnenden philosophischen Krisis. Verschwinden der christlichen Idee; Abbrechen aller Ausgangspunkte des bisherigen Wissens; Mangel eines dichterischen Ueberganges; die Anfänge des modernen Materialismus und des modernen Idealismus. 280

Bacon. — Newton, Herbert, Hobbes, Hugo Grotius, Puffendorf. 285

Cartesius 289

Spinoza 291

Locke. — Hume; Bayle; die Popularphilosophie in Deutschland. 295

Leibnitz. — Tschirnhausen, Thomasius, Budeus, Gundling; Christian v. Wolf. 297

20. Die zweite schlesische Schule.

Ein reicher stürmischer Lebensdrang voll üppiger Sinnlichkeit, mit geschmacklosem Schwulst und Uebertreibung in Fassung und Ausdruck. Die philosophische Krisis nicht ohne unmittelbare Einwirkung. 304

Hofmann von Hofmannswaldau; Lohenstein; Ziegler von Glipphausen; Günther. Nachahmung, Weiterbildung und Opposition der übrigen Schriftwelt. 307

Klägliche Kleinlichkeit der Literatur; unfruchtbare Heilversuche von Seiten der Pietisten und Epigrammatisten. — Poesieen der Niedersachsen. 310

Läuterung des Geschmacks in Ludwig v. Canitz; Einfluß der modern französischen Welt; aufklärende Wirksamkeit des Thomasius. 314

Eine mystische Opposition mit strengem Anschluß an die biblische Theologie und voll streng sittlichen Sinnes durch Spener und Herrmann Franke. — Förderung des Sprachlichen. — Robinsonaden. — Geschichtschreibung. Drama. 320

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Laube, Heinrich,

Geschichte der deutschen Literatur

Bd.: 1

Stuttgart 1839

H.lit.p. 212 m-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10733599-4